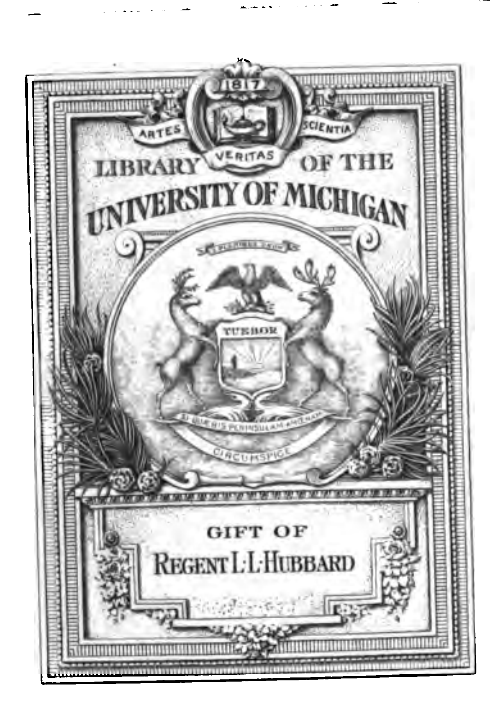

1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE
GIFT OF
REGENT L·L·HUBBARD



Aus Amerika.

Von

G. A. Wislicenus.

Erstes Heft.

Meine Reise nach Amerika,

ihr Anlaß und ihr Verlauf.

Leipzig 1854.
Verlag von Otto Wigand.
Newyork: bei Carl F. Günther.

Deutsche Volksbücher.

Nr. 1. Geschichte von Griseldis und dem Markgrafen Walther. Nebst einigen andern Beispielen treuer Liebe. 72 Seiten mit 7 Holzschnitten. Preis 2½ Ngr.

Nr. 2. Alte und neue Lieder in Leid und Lust. 96 Seiten mit 12 Holzschnitten. Preis 2½ Ngr.

Nr. 3. Geschichte von der edlen und schönen Melusina, welche ein Meerwunder und des Königs Helmas Tochter war. 72 Seiten mit 7 Holzschnitten. Preis 2½ Ngr.

Nr. 4. Der Schildbürger wunderseltsame, abenteuerliche, unerhörte und bisher unbeschriebene Geschichten und Thaten. 96 Seiten mit 9 Holzschnitten. Preis 2½ Ngr.

Nr. 5. Geschichte von der schönen Magelone und dem Ritter Peter mit den silbernen Schlüsseln. 72 Seiten mit 8 Holzschnitten. Preis 2½ Ngr.

Nr. 6. Geschichte vom Kaiser Octavianus, welcher sein Ehgemahl und seine zwei Söhne in das Elend geschickt und endlich wiedergefunden hat. 108 Seiten mit 8 Holzsch. 2½ Ngr.

Nr. 7. Geschichte von den sieben Schwaben. Nebst einigen schwäbischen Volksliedern. 60 Seiten mit 9 Holzschnitten. Preis 2½ Ngr.

Nr. 8. Geschichte von der heiligen Pfalzgräfin Genoveva. 60 Seiten mit 7 Holzschnitten. Preis 2½ Ngr.

Nr. 9. 10. Geschichte von den vier Heymonskindern. Nebst der Geschichte von dem gehörnten Siegfried. 192 Seiten mit 10 Holzschnitten. Preis 5 Ngr.

Nr. 11. Geschichte von den drei Schwestern. Geschichte von den drei Rolandsknappen. Schneeweißchen. Bruder Lustig. 84 Seiten mit 5 Holzschnitten. Preis 2½ Ngr.

Nr. 12. Der wiedererstandene Eulenspiegel. 108 Seiten mit 6 Holzschnitten. Preis 2½ Ngr.

Nr. 13. 14. Tristan und Isalde. 108 S. mit 13 Holzschn. Preis 5 Ngr.

Nr. 15. 16. 17. Reineke der Fuchs. 362 Seiten mit 12 Holzschnitten. Preis 7½ Ngr.

Nr. 18. Wigolais vom Rade. 72 S. mit 8 Holzschn. Preis 2½ Ngr.

Aus Amerika.

Von

G. A. Wislicenus.

Erstes Heft.

Meine Reise nach Amerika,

ihr Anlaß und ihr Verlauf.

Leipzig 1854.

Verlag von Otto Wigand.

Newyork: bei Carl F. Günther.



Vorwort.

Seid mir gegrüßt, ihr lieben Freunde im Vaterlande und das Vaterland mit Euch!

Weshalb ich diesen Bericht meiner Reise nach Amerika dem Druck übergebe? So werden Freunde nicht fragen. Ich thue es für sie und für mich selbst. Ich will mit ihnen in Verbindung bleiben und sie wollen es mit mir. Diese Bogen sollen ein Brief sein an alle Die, welche von uns hören wollen. Ich und die Meinigen haben der Freunde Tausende im alten Lande; das ist ein Schatz, den wir nicht aufgeben wollen. Liegt der Ocean nun zwischen ihnen und uns, so sind wir dem Geiste nach doch nicht geschieden. Der Raum hat keine Macht über die Gemüther, wenn sie wahrhaft mit einander verbunden sind. Wir haben mit einander die Wahrheit und alles Rechte und Gute geliebt und dafür gelebt; das ist ein Band, das nie

zerreißt. Das Vaterland und die vaterländische Art und Bildung lernt man wahrhaft erst in der Fremde lieben, weil man es erst da mit dem Fremden recht vergleichen kann, weil überhaupt die Entbehrung eines Gutes es erst in seinem vollen Werthe erkennen läßt. Nie haben wir so bestimmt gefühlt und erkannt, daß wir Deutsche sind, nie so den Entschluß gefaßt, es zu bleiben, als in der Fremde. Darum schicke ich diese Zeilen über's Meer hinüber und werde andere ihnen folgen lassen.

Schon von der Zeit an, wo ich zuerst mit meinem Kirchenamte in innerlichen Widerspruch gerieth, also lange, bevor ich es wirklich aufgeben mußte, hatte Amerika mir immer als letzte Zuflucht vor Augen gestanden; und seitdem jener Widerstreit auch zum äußern Ausbruch gekommen, war der Gedanke mir immer näher getreten. Doch Vaterland und Freunde hatten immer noch zurückgehalten, denn das Losreißen von ihnen reißt auch immer tief in's Herz hinein. Die Beschlagnahme meiner letzten Schrift wies mich von Neuem ernstlich darauf hin, weil sie den Erwerb mir schmälerte und die Freiheit bedrohete. Den ganzen Sommer des vergangenen Jahres habe ich im Zweifel über das Gehen oder Bleiben zugebracht. Endlich

drängte ein Abend mich zur Entscheidung, und zwölf Stunden später ward die Ausführung begonnen. Die Paragraphen des Strafgesetzes, auf welche hin ich angeklagt war, machten eine Gefangenschaft von fünf Jahren möglich. Die Macht der Vertheidigungsgründe, welche ich für mich hatte, ließ mir oft meinen Sieg unzweifelhaft erscheinen, während wieder ein ander Mal, wenn ich die Unbestimmtheit des Gesetzes und die gegenwärtige Spannung der öffentlichen Verhältnisse bedachte, solche Hoffnung mir selbst allzu kindlich erschien. In meinen Jünglingsjahren schon hatte die Jugendbegeisterung für Freiheit und Vaterland mir fünf Jahre Gefangenschaft zugezogen. Jetzt hatte ich Weib und Kind. Sollte Aehnliches noch ein Mal geschehen? Längeres Zögern konnte es über mich bringen. Darum faßte ich am zweiten Abend vor der gerichtlichen Verhandlung in Folge neuer Warnung den entscheidenden Entschluß und verließ am andern Morgen die Stadt Halle. Es urtheile nun ein Jeder in seiner Weise.

G. A. Wislicenus.

Erster Brief.

Boston Mass., 27. Januar 1854.

Lieben Freunde!

Erst jetzt komme ich zu der Ruhe, eine Reihe von Briefen an Euch zu beginnen. Ich sitze hier auf der andern Seite des atlantischen Oceans, und blicke im Geiste täglich zu Euch hinüber und auf das ganze alte liebe Vaterland. Das Weltmeer soll mich nicht von Euch scheiden, und ich denke, auch Ihr wollt nicht von mir geschieden sein. Our country is the world; our countrymen are all mankind, ist der Wahlspruch eines hiesigen Blattes, das ich jetzt fast täglich lese. „Unser Vaterland ist die Welt; unsre Landsleute sind alle Menschen." Das ist der Gedanke, mit dem ich mich über den Schmerz des Scheidens erhob, als ich mein deutsches Vaterland verließ. „Das Vaterland ist verloren! — es lebe das Vaterland, die ganze weite Welt!" rief ich mir zu, als ich auf der Nordsee die Küste Deutschlands aus den Augen verlor. Nun wohl, das soll mein Spruch bleiben, und er soll mich hier heimisch machen und drüben im alten Deutschland heimisch erhalten. Finde ich hier neue Freunde in Denen, welche Wahrheit und Recht lieben und verfechten, wie ich hoffe, so sollen drüben alle Die meine Freunde bleiben, welche von dieser Liebe und That nicht lassen. Der Eine Geist, der Eine Gedanke und die Eine Liebe, bauen eine Brücke auch über die große Wasserwüste, die uns trennt. „Ich glaube an den heiligen Geist und die Gemeinschaft der Heiligen."

Ich bin ohne Abschied von Euch gegangen. Es war einestheils Nothwendigkeit, anderntheils freie Wahl. Nur eine Nacht lag zwischen dem Entschlusse und der Ausführung, und hier war „Gefahr im Verzug." Hätte ich aber auch Zeit und Bequemlichkeit in Fülle gehabt, ich wäre doch still gegangen, so viel es sich hätte thun lassen. Ich bin kein Freund vom Abschiednehmen. Ja, wenn die Trennung nur kurz ist nach Zeit und Raum! Aber wenn es in einen andern Welttheil geht auf dunkle Zeiten hin, dann ist es anders. Das Gehen ist schon so schwer; warum es noch schwerer machen! Die Klarheit des Geistes, welche über Alles erhebt, wird bei solcher Trennung leicht auf einige Zeit getrübt; sie möchte ganz verdunkelt werden, wenn wir sie noch auf härtere Probe stellen. „Herz, werde hart!" heißt es da. Warum es weich machen durch letztes Sehen, letztes Wort, letzten Händedruck! — „Unser Vaterland die ganze weite Welt!" Es hätte mir scheinen können, als verließe ich mein Vaterland, wenn ich Abschied genommen hätte. Wenn der Reisende auf felsigem Gebirgspfade zur Seite einen Abgrund hat, so sieht er nicht hinunter, damit er nicht vom Schwindel ergriffen werde. Leicht und gleichgültig geht er vorüber, als wenn nichts wäre.

Es könnte wohl sein, daß Manche unter Euch gefragt hätten, ob es wohl nöthig und gut gewesen, daß ich gegangen. — Leicht habe ich das Weggehen vom alten Felde nicht genommen. Sechs Jahre habe ich immer wie auf dem Sprunge gestanden, und immer hielt es mich fest. Den ganzen vergangenen Sommer habe ich erwogen, und immer kam es zu keinem Entschlusse, bis zwölf Stunden vor der Ausführung. — Ich habe Weib und acht Kinder, noch ganz meiner Sorge überlassen. — Ihr sagt vielleicht: „Es würde besser gegangen sein, wenn Du geblieben wärst." Ich hoffte das auch oft und lange; aber — wo war die Sicherheit? — „Aber die Sache," wendet vielleicht hie und da ein Anderer ein. Wer kann wissen, antworte ich, wie sie am besten bestellt ist. — Die Zukunft meiner Kinder trieb mich hinweg und hielt mich fest. Hier vielleicht mehr Brod; drüben Heimath und Freunde. Das ist eine schwere

Wahl, die mir manche schlaflose Nacht gekostet und manches Haar weiß gemacht hat. — Das Geschick kam zu Hilfe — wenigstens das Schwanken der Wage aufzuheben. Jacta est alea, — der Würfel ist geworfen.

Der Würfel ist geworfen. Aber „mein Vaterland die ganze weite Welt!" — auch drüben bei Euch! dort, wo einzig die deutsche Zunge klingt. Ich bin gegangen und geblieben; Ihr seid mir fern und nah. —

Ueber das Urtheil, das nach meinem Weggange gegen mich gefällt worden, nur eine kurze Bemerkung. Ich bin schuldig befunden, die Bibel verspottet zu haben. Sollte das wirklich sein, so müßte ich doch vor Allem selbst die Bibel verachten. Die mich irgend näher kennen, wissen, daß ich davon sehr weit entfernt bin. Ich rufe auch alle Hörer meiner in Halle oder sonstwo gehaltenen Vorträge auf, zu bezeugen, ob sie Verachtung der Bibel an mir kennen gelernt. Einer, der einmal hingehorcht hätte, könnte die Frage vielleicht bejahen wollen; unter Denen aber, die mich öfter oder viel gehört, sicherlich keiner. Sie werden alle wissen, daß ich in der Bibel stets einen großen Schatz von Ideen, von urkräftigen Sprüchen, Bildern und Geschichten gefunden und geehrt, und daß ich oft mit Wärme darüber geredet habe. Auch meine letzte Schrift legt Zeugniß dafür ab. Ich verweise auf Stellen über die poetische Kraft der Erzählungen der mosaischen Bücher, über die treffliche Darstellung der Geschichte Samuel's, Saul's und David's, über die Propheten, über die alttestamentlichen Sprüche. Ich würde ebenso auf Stellen in Bezug auf die Evangelien und ganz besonders die Briefe des Paulus, und endlich am meisten auf die Schlußbetrachtung des Ganzen verweisen können, wenn ich nicht gehindert worden wäre, das Ganze zu vollenden. Es wäre auch in der That thöricht genug, wenn ich die Bibel verachten wollte. Ich verachte keine Denkmale der Entwickelung des Menschengeschlechts; ich schätze keine Stufe dieser Entwickelung gering; ich ehre jede nach ihrer Zeit. So

verachte ich auch die Religionen der alten Welt nicht, sondern sehe in ihnen Gestaltungen des Geistes zu einer gewissen Zeit und bei gewissen Völkern, Bilder und Ahnungen der Wahrheit. Nur der ungeschichtliche Sinn, der nicht weiß, daß die Menschheit wachsen und sich entfalten muß, und der über dem Gewande und über dem Falschen darin die Wahrheit und das Ringen nach Heiligung übersieht, kann die Bibel verachten und verspotten wollen. Meine ganze Schrift geht nicht gegen die Bibel an sich, sondern gegen Meinungen über die Bibel. Es ist ein großer Unterschied: die Bibel in ihrer Zeit, und die Bibel nach gegenwärtiger Deutung. — Ich bin außerdem schuldig befunden, den öffentlichen Frieden durch Anreizung der Angehörigen des Staats zu Haß und Verachtung gegeneinander gefährdet zu haben. Darauf nur dies, daß ich Friedensstörung weder beabsichtigt, noch auch etwas davon wahrgenommen habe. Ich habe die Wahrheit sagen und die Sittlichkeit wahren wollen. Soweit dies den Frieden stören kann, ist seine Gefährdung vom Fortschritt in Einsicht und Moral unzertrennlich. „Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen sei, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Ich bin gekommen ein Feuer anzuzünden auf Erden, und was wollte ich lieber, als es brennte schon.“ An diesen Spruch des Evangeliums erinnere ich die Bibelgläubigen. Und den das Evangelium dies sagen läßt, den meint Ihr ja doch wohl noch heute in der Welt gegenwärtig als den „Geist der Wahrheit.“ „Laßt die Geister aufeinander platzen,“ hat Euer Luther gesagt. Oder ist er in diesem Betracht nicht der Eure? —

Nun genug! Das juridische Urtheil ist ja rechtskräftig gefällt. In Betreff des moralischen reicht das Gesagte wohl hin. Es ist eben ein Streit. Da führt Jeder die Art von Schlägen, die ihm zu Gebote stehen; und Jeder erliegt denen, die er nicht abwenden kann. Denen, welche Wahrheit und Recht lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen.

Zweiter Brief.

Boston Mass. 28. Januar 1854.

Lieben Freunde!

So ging es denn fort von dem alten Halle, wo ich drei und ein halb Jahr meiner Schulzeit, zwei und ein viertel Jahr meiner Universitätszeit, und zwölf und ein halb Jahr meines Mannesalters verlebt hatte. Einen Kuß meinen Kleinen, ohne Frage und ohne Antwort. „Lebe wohl, mein Weib! in England wieder.“ „Guten Morgen, Hausgenossen!“ Sie wußten nicht, daß es der letzte Gruß war. Noch einen Blick auf die Stadt, und hin über das Feld auf meinen bis dahin täglichen Wegen. Zwei meiner Kinder begleiteten mich. Vorbei an dem Besitzthum meines Freundes, wo wir unsre Versammlungen gehabt, und ich so viel Liebe und Freundschaft genossen. Einem Gemeindegliede, dem ich da begegnete, einen flüchtigen Gruß. Hinein in den Eisenbahnwagen unter den Augen des wachhabenden Polizeibeamten, und frisch hinweg. An der Saale stieg ein Jugendbekannter ein und begrüßte mich mit Namen. Zwei Herren neben mir sahen mich verwundert, und, wie es schien, nicht freundlich an. Wußten sie etwa, daß ich morgen gezüchtigt werden sollte, und ahnten sie, daß ich entrinnen möchte? Noch finstrer schien der Eine zu blicken, als er mich dann in Braunschweig wiedersah, und in jenem Falle nun gewiß sein mußte, daß ich wirklich entrönne. „Seid doch zufrieden, dachte ich, wenn Ihr mir mein Vaterland nehmt und mich „„los werdet!““ Warum wollt Ihr mich durchaus noch hinter Gittern sehen!“ — In Magdeburg sah ich keinen Freund, obgleich drei Viertelstunden Frist gegeben ist. Bei Oschersleben vorüber, ohne links nach Halberstadt einzubiegen. Immer fort! nur kein Lebewohl! Lebt wohl, Ihr Brüder! vielleicht in Amerika, vielleicht in Europa wieder! — In Magdeburg beim Einsteigen begrüßte mich ein freundlicher Hallenser als Landsmann. Viele Worte wechselten wir, aber ohne Bezug

auf meine Reise. Ein junger Mann, aus Querfurt nach Bremen gehend, der mich in Halle zufällig gesehen, begrüßte mich wieder bei Namen zwischen Braunschweig und Lehrte. Doch ungehindert und ungefragt passirte ich alle Bahnhöfe und alle Polizei, und langte glücklich in Harburg, und spät Abends in Hamburg an. Ein Freund, zu dem ich ging, war verreist. Mit Mühe fand ich endlich einen mir früher bezeichneten Gasthof. Hier erwartete und empfing ich nach einigen Tagen von meinem ältesten Sohne die briefliche Nachricht meiner Verurtheilung. Sie war mir keine Ueberraschung. Wenn ich mich vertheidigte, hatte mir meine Freisprechung zuweilen möglich geschienen; ohne das aber war mir das Gegentheil von je gewiß gewesen.

Es war eine schöne mondhelle Nacht, als ich den deutschen Boden verließ. Dank Euch, Ihr Freunde am Ufer! Eure letzte „Gute Nacht" vergesse ich nicht.

Am andern Morgen hielten wir einige Minuten bei Cuxhaven, und dann ging's bei schönem stillem Wetter in die spiegelglatte Nordsee hinein. Gegen Mittag erhob sich ein Wind, der immer stärker wurde, und der Himmel bewölkte sich. Die See erhob sich immer mehr, und nach dem Einbruch der Nacht stellte sich die Seekrankheit ein, die auch mich Abends gegen neun Uhr in meine Koje trieb. Ich lernte sie hier bereits gründlich kennen, und lag bis den andern Nachmittag ohne Speise und Trank. Da ging ich wieder auf's Verdeck. Wir naheten uns der englischen Küste, deren Leuchtfeuer nach eingebrochener Dunkelheit wahrzunehmen waren. Etwa um 9 Uhr warfen wir mitten im Hafen von Hull die Anker, blieben aber mit wenig Ausnahmen die Nacht noch an Bord.

Es befand sich an Bord ein Deutscher, der mich kannte, und dieser hatte über mich und mein Geschick gesprochen. Zwei Reisende aus Hamburg fragten mich auf dem Deck um das Nähere. Ein Dritter, ein Deutscher aus Manchester, mit Frau und Kindern und Dienerschaft reisend, schrack vor meinen bei dieser Auseinandersetzung vorkommenden höchst mäßigen Aeußerungen über die Bibel zurück, konnte aber doch nicht lassen, von fern

sie mit anzuhören. Nachher erklärte er mir mehrmals, es könne ihm nicht einfallen, mich widerlegen zu wollen, aber er halte dennoch seinen Glauben an die Unfehlbarkeit der Bibel fest. Dabei pries er sich glücklich wegen der Sicherheit und Festigkeit seines Glaubens, und befand sich doch in steter Angst, ihn zu erschüttern. Alle meine Einwendungen wies er mit ängstlicher Hast mit der Bemerkung zurück, daß es ihm nicht einfallen könne, mit mir zu streiten. Vor der Trennung im Hafen von Hull empfahl er mir das Gebet, um dadurch zum Glauben zu kommen; er selbst habe erprobt, wie sicher dieses Mittel sei. In Amerika würde ich dann Großes wirken können. Er war bei alle dem sehr freundlich und herzlich gegen mich, und wollte sogar in mir ein Werkzeug Gottes finden, dem aber leider nur der Glaube fehle. Ein so seltsamer Widerstreit war in diesem Manne. Oder ist das nicht vielmehr ein gegenwärtig ganz alltäglicher Widerstreit? Man findet in unsrer Zeit so oft Leute, welche den, nach ihrem Glauben unfehlbar der Hölle verfallenen Ungläubigen dennoch achten und lieben. Ueberlieferter Glaube und denkende Humanität haben sich in sie getheilt. „Wie lange wollt ihr hinken auf beiden Seiten!" —

So betrat ich denn am andern Morgen den englischen Boden. Ich ging mit in das Logierhaus eines Herrn Pollack, eines deutschen Juden aus Hamburg, an den mich der Auswanderungsagent Herr Mertens, ebendaher, und mit auf unserm Schiffe, am Morgen wies. Ich legte zwar wenig Werth auf diese Empfehlung, und auch mein neuer Herr Wirth flößte mir keineswegs besondres Vertrauen ein, als ich sein Benehmen gegen die im Zwischendeck angekommenen Auswanderer beobachtete; indeß ich kannte niemand in Hull und wußte, daß ich mich vorsehen könne. Ich accordirte mit ihm zuvor auf drei Schillinge (1 Thlr.) für den Tag, wie man das hier allgemein thut. Beim Frühstück lernte ich einen Deutschen aus Schlesien kennen, der mich dann den Tag viel in der Stadt herumführte und Abends in eine sehr zahlreiche Gesellschaft von allerlei Fürsten und berühmten Leuten der Gegenwart und Vergangenheit brachte, welche, aus Wachs bosirt, in einem großen Saale ver-

sammelt waren. Auch Onkel Tom und einige andere Romanfiguren waren darunter. Ein zahlreiches Publikum drängte sich zwischen ihnen herum und hörte dann wieder mit großem Beifall den komischen Gesangstücken zu, welche von Zeit zu Zeit aufgeführt wurden.

Am folgenden Morgen setzte ich mich auf den Eisenbahnzug nach Liverpool, wo ich Nachmittags anlangte. Die Gegend war anfangs flach, dann aber bergig mit sehr schönen Ansichten, die freilich durch die düstere Atmosphäre, ein Gemisch von Nebel und Rauch, stark beeinträchtigt wurde. Eine ungeheure Industrie hat in diesen Thälern ihren Sitz aufgeschlagen. Sie sind fast überall mit Fabriken bedeckt, und man trifft eine Menge bedeutender Städte, aus denen dem Reisenden wahre Wälder von Schornsteinen entgegenstarren. Diese grauen düstern Städte mit den sich über sie erhebenden, rauchgekrönten schlanken Schornsteinen sahen mir wie ein Tropenwald des Hades aus. So schön die Formen der Berge und Thäler, so grün die Wiesen und Berghänge waren, lag doch Alles traurig unter einem düstern Schleier. Nebel und Rauch hatten ihn gewoben, und man weiß, daß dieses Gewebe ein Attribut Altenglands ist. „Es freue sich, wer da athmet im rosigen Lichte!“ Hier möcht' ich nicht wohnen bei allen Schätzen Altenglands. Reine Luft und ein heller Himmel ist das erste Lebenselement.

In Erstaunen setzte mich außerdem der Eisenbahnbau auf diesem Wege. Wohl ein Dutzend Tunnels, zum Theil von bedeutender Länge, wurden passirt; der Viadukte waren gewiß nicht weniger, der Reisende bemerkt sie aber nicht so leicht. Der Zug ging mehrmals unter Städten weg, und mehrmals über sie hin. Uebrigens sind die Bahnen und Bahnhöfe in England nicht so sauber gehalten wie in Deutschland, und die Wagen stehen ebenfalls gegen die deutschen sehr zurück. Die erste Klasse ist beiweitem nicht so bequem und sauber wie in Deutschland die zweite, und die zweite steht unter der dritten.

In Liverpool angekommen, quartirte ich mich im Eagle-Hotel in der Lime-Street ein, das mir von Pollack und Andern

als deutsches Gasthaus empfohlen worden war. Den zweiten Tag darauf siedelte ich jedoch in den Rheinischen Hof oder das „Rhinish Hotel" in der Paradise-Street über, welches von Philipp Thiebauth aus Etlingen bei Carlsruhe, gewesenem Mitgliede der provisorischen badischen Regierung, gehalten wird. Kurz vorher lernte ich einen ehemaligen Adjutanten Bem's oder Dembinsky's, der mit Kossuth in Asien gewesen war, kennen. Dieser Mann, Namens Hoczek, war ein slavischer Ungar, war dort Gutsbesitzer gewesen, und lebte nun mit seiner Frau und einer kleinen Tochter in England. Beide, Hoczek und Thiebauth, sind mir stets als edle Naturen erschienen, und ich habe Niemand gefunden, der sie nicht als solche anerkannt und geachtet hätte.

In Thiebauth's Hause fand ich viele Deutsche, die theils dort wohnten, theils dort aßen oder zuweilen es besuchten. Der Aufenthalt in Liverpool wurde mir dadurch um Vieles angenehmer gemacht. Die meisten jener Deutschen waren für längere Zeit in Liverpool, andre warteten auf den Abgang ihres Schiffes nach Amerika. Unter jenen war ein junger Mann, der im badischen Aufstande eine Batterie commandirt hatte, ein Andrer, der Unterzahlmeister auf der deutschen Flotte, ein Dritter, welcher Cadet auf derselben gewesen war. Ein Vierter war einer Verurtheilung in Deutschland entgangen und jetzt Sekretär der deutschen Gesellschaft. Ein Fünfter war ein halbes Jahr als Supercargo an der afrikanischen Sklavenküste, und außerdem in mehrern Häfen Nordamerika's gewesen. Ein Sechster hatte die meisten Staaten Nordamerika's bereist, dort mancherlei Geschäfte getrieben, und stand nun hier in einer großen Seifenfabrik als Chemiker. Ein Siebenter hatte Jahre lang in Paris und London als Lehrer gelebt und sich nun hier als solcher niedergelassen. Ein Achter war nach der Revolution aus Wien geflohen und hatte hier nun mit vielem Glück ein Commissionsgeschäft begonnen. Ein Neunter, ein flüchtiger Ungar, betrieb nun hier mit Erfolg eine Conditorei. Unter den sich hier einige Zeit aufhaltenden Auswanderern war ein ehemaliger preußischer Lieutenant, ein Apotheker aus Langen-

salza, wenn ich nicht irre, ein flüchtiger Holsteiner mit seiner Frau, ein desgleichen Kurhesse ebenfalls mit Frau und einer Cousine. So war das Haus, besonders des Abends, sehr belebt, zumal auch flüchtigere Erscheinungen von allerlei Volk, namentlich Franzosen, öfter hindurchzogen. Ein blutjunger Bremer war einige Tage da, welcher um das Cap Horn herum nach Tepic in Westmexico ging. Er fuhr dahin auf einem englischen Schiffe, auf welchem Niemand ein Wort Deutsch verstand, während er selbst keine Ahnung vom Englischen hatte. Ein deutscher Uhrmacher aus Gothenburg in Schweden zog hier durch nach Australien. Außerdem kamen öfters große Auswandererzüge von Hamburg oder Rotterdam über Hull, welche im Thiebauth'schen Hause guten Raum und gute Kost fanden. So war dieses Haus sehr belebt durch den Zusammenfluß vieler Menschen verschiedener Länder, die durch ihre verschiedenen und merkwürdigen Schicksale wieder nach verschiedenen Theilen der Welt auseinander getrieben wurden. Das Thiebauth'sche Haus kann ich Allen, die etwa nach Liverpool kommen sollten, ganz besonders des Wirthes und seiner Familie wegen empfehlen. Sie werden dort für mäßigen Preis gute Kost und Wohnung, und in Herrn Thiebauth einen theilnehmenden Rathgeber finden. Die Achtung und Liebe, welche dieser Mann bei den dortigen Deutschen genießt, trat ganz besonders hervor, als er lebensgefährlich an der Cholera darniederlag, von der er jedoch glücklicher Weise genas. Ich selbst bin ihm zu persönlichem Danke verpflichtet, und werde mich seiner und der Seinen stets mit Achtung und Liebe erinnern. Ebenso bleiben mir im Andenken mehrere andre Deutsche in Liverpool, die sich mir und den Meinigen freundlich erwiesen haben.

Dritter Brief.

Boston, 30. Januar 1854.

Lieben Freunde!

Ihr werdet fragen, welchen Eindruck England und die Engländer auf mich gemacht. Ich bin fast acht Wochen in England gewesen. Diese Zeit ist an und für sich nicht hinreichend, um ein Land und Volk gründlich kennen zu lernen. Dazu kommt, daß ich dieselbe fast ganz in der einen Stadt Liverpool zugebracht habe, daß ich ferner der englischen Sprache zu wenig mächtig bin, um mit Engländern mehr als das Allernothdürftigste sprechen zu können, und daß ich schon aus diesem Grunde natürlich in wenig nähere Berührung mit ihnen gekommen bin. Indeß einen Eindruck empfängt doch auch der solchergestalt Taubstumme im fremden Lande durch das Auge und in gewisser Beziehung doch selbst durch das Ohr.

Den Eindruck, welchen das Land auf mich gemacht, habe ich im vorigen Briefe schon angegeben. Die Gegenden, die ich sah, waren meist schön, aber der Rauch und Nebel nahm ihnen ihre Schönheit für das Auge. So habe ich die Natur auch bei Liverpool gefunden. Selten Sonnenschein, und dann nur matt. Nie habe ich die Gegend und den Himmel ordentlich hell gesehen, stets mehr oder weniger grau, meist in hohem Grade, und sehr oft ganz unsichtbar. Wenn man das auf der andern Seite des Flusses liegende Birkenhead nur überhaupt sehen konnte, so war man schon zufrieden. Nie habe ich in Liverpool das andre Ende einer auch nur mäßigen Straße anders als verschleiert gesehen. Oft gab es anhaltend sehr dicken Nebel. Ich habe mehrmals Mittags um Ein Uhr in einem sonst ganz hellen Zimmer bei Gaslicht gegessen, weil man ohne dasselbe die Speisen und Geräthe wirklich nicht sicher unterscheiden konnte. Ebenso habe ich in der Mittagszeit unmittelbar am Fenster nicht mehr schreiben können, der Himmel hatte dabei einen wunderlichen schwefelgelben Schein. In London

ist es damit noch um ein Gutes schlimmer. Es wird jedenfalls einen Theil des Jahres auch in England reinere Luft und hellern Himmel geben, indeß daß es damit nicht eben weit her ist, ist bekannt. Dieser Charakter des englischen Wetters verräth sich auch dadurch, daß die Engländer Tage und Morgen schön zu finden pflegen, die schon uns Deutschen häßlich erscheinen. Wenn es nur nicht geradezu regnet und stürmt, so sind sie mit ihrem Wetter sehr zufrieden. „A fine morning, Sir!“ — „A beautiful day, Sir!“ hört man sich an Morgen und Tagen angeredet, wo man durchaus nichts Schönes zu entdecken vermag, sondern im Gegentheil vom Wetter sich gedrückt fühlt. Das dagegen etwa ausgesprochene Verlangen, dazu auch hellen Himmel und Sonnenschein zu haben, erscheint dort als übertriebene Prätension. Dafür hat nun freilich England weder von Kälte noch von Hitze viel zu leiden.

Die englischen Städte haben auf mich einen ebenso trüben Eindruck gemacht. Die Häuser haben meist keinen Anstrich, sondern zeigen den unbekleideten Backstein. Und nun sind sie ferner vom Rauche sehr geschwärzt, wozu auch schon der Nebel das Seine beiträgt. Ich verglich solche Häuser unwillkürlich mit geräucherten Schinken. Aber auch diejenigen, welche einen Anstrich haben, den ich nie anders als mattgelb gesehen zu haben mich erinnere, büßen das freundlichere Aussehen dennoch bald eben auch wieder durch jene Einflüsse ein. Dazu nun Luft und Himmel, und man wird sich vorstellen können, welches düstere Aussehen die englischen Städte für den Deutschen haben. So fand ich Hull und Liverpool. Die Städte und Ortschaften zwischen diesen beiden waren wenigstens größtentheils, soviel ich zu erkennen vermochte, aus einem grauen Bruchstein gebaut, der zwar heller, aber auch nichts weniger als freundlich war. Dagegen machen die Häuser fast durchgängig den Eindruck der Solidität, und man sieht nicht leicht so schiefe und verfallende wie in den deutschen Städten. Auch die Bauart der Häuser, ihre Gestalt und innere Einrichtung, ist von den deutschen sehr verschieden. Der Engländer wohnt sehr ungern mit andern Familien in demselben Hause zusammen. Darum sind

fast alle Wohnungen nur für eine einzelne Familie berechnet, und nur nach Größe und Ansprüchen derselben verschieden. Man kann deßhalb in den englischen Städten stets eine Menge von ganzen Häusern miethen; nur für ledige Personen pflegen Wohnungen in übrigens von Andern besetzten Häusern vorhanden zu sein. Als ich einmal vorhatte, für's Erste mit meiner Familie in Liverpool zu bleiben, haben wir viele leerstehende Familienwohnungen angesehen, und stets nur ganze Häuser gefunden. Diese Häuser glichen eins dem andern oft auf's Haar, oder wichen doch nur in ganz unbedeutenden Verschiedenheiten von einander ab. Unten im Kellergeschoß war die Küche nebst Zubehör, und darüber in zwei oder drei Stockwerken je zwei Gemächer, eins vorne, eins hinten heraus. Flur ein schmaler Gang, Treppe ebenfalls schmal. Hinter dem Hause ein kleines, mit Quadern belegtes Höfchen mit Kohlenschuppen u. s. w. Die englischen Häuser sind eben wegen des Umstands, daß jedes nur für eine Familie ist, schmal und hoch. Straßen von so großen Gebäuden, wie in den deutschen größern Städten, findet man nicht, es müßten denn Waarenlager oder öffentliche Gebäude sein. Sehr häufig findet man dagegen ganze Straßenseiten oder doch eine Strecke zwischen zwei Querstraßen, oder ein ganzes Viereck, ganz gleich gebaut, so daß ein solches Stück wie ein einziges langes Haus aussieht, und nur die vielen Thürme verrathen, daß es viele Häuser sind. Zwei oder drei Fenster ist die gewöhnliche Breite. Solche Häusermassen sind von Spekulanten gebaut und haben ein und denselben Besitzer. Ueberhaupt haben die Häuser der englischen Städte meistentheils nur wenige Eigenthümer, bei welchen dann die ungeheure Mehrzahl zur Miethe wohnt. Die englische Familie wohnt zwar fast immer in einem besondern Hause, aber es ist nur selten ihr Eigenthum, während in den größern Städten Deutschlands die vielen Hauseigenthümer nur selten allein in ihrem Hause wohnen. Mit dem Grund und Boden in England verhält es sich ebenso. Die meisten Bebauer desselben sind Pächter, und eine Menge Pachtgüter zusammen haben denselben Besitzer. Man sagt, daß aller Boden Englands,

mit Einschluß der Häuser, das Eigenthum von etwa 28,000 Menschen sei. Wohin soll das endlich führen! Die ungeheure Mehrzahl der Landeskinder Miethsleute in ihrem Vaterlande! In Deutschland setzt man doch z. B. voraus, daß der Gastwirth auch Besitzer seines Gasthauses sei, und nur zuweilen ist er Pächter des Besitzers, der früher die Gastwirthschaft selbst betrieb; in England ist er meist nur Miethsmann wie die andern Leute; und der Vermiether (der landlord) ist nichts als ein Capitalist.

Die Stadt Liverpool ist denn etwa sieben Wochen lang mein Aufenthaltsort gewesen. Das Bild, welches ich von ihr behalten habe, ist keineswegs ein freundliches. Sie hat mit ihren Umgebungen gegen 400,000 Einwohner, großartigsten Handel und Reichthum. Dieser Reichthum zeigt sich im Handelsgetriebe, in den großartigen Hafenbauten, in der zahllosen Menge von Schiffen, in ihrer Größe; aber an Schönheit und Freude hat er wenigstens öffentlich nichts abgeworfen. Düsterheit, Schmutz, Lärm, — kaltes Geschäftsrennen und Rechnen, Aus- und Einladen, Einlaufen und Auslaufen, — Kirchen und todter Sonntag, — das ist es so ohngefähr, was ich bemerkt habe. In der Hafengegend ist der Schmutz meistens greulich, und in den vom niedern Volke bewohnten Stadttheilen oft ekelhaft. Diese Stadttheile sind in höchstem Grade häßlich und widerlich, so daß die ärmsten Gäßchen meines alten Halle beim Vergleiche damit sehr gewinnen, wenn auch die alten Baracken, die man in der Stadt an der Saale so zahlreich sieht, hier nicht leicht gefunden werden. In den bessern Gegenden, namentlich in den höher gelegenen Straßen, ist es freilich reinlicher und luftiger, ja beides wohl in dem Grade, als Nebel, Feuchtigkeit und Rauch es zulassen, aber einen heitern Eindruck empfängt man nirgends. „Ist dies das Resultat des ungeheuren Welthandels, der hier seine bedeutendste Stätte hat?“ fragte ich mich oft, wenn ich die Stadt durchwanderte. Schönheit und Freude sucht man vergebens. Ich wenigstens habe davon nichts wahrgenommen. In einzelnen Privatwohnungen und Familien mag wohl etwas davon sein; in der

Oeffentlichkeit und Gemeinsamkeit zeigt sich aber nichts. In diesen geräucherten Häusern giebt es sicherlich viele prächtig ausgestattete Zimmer, gutbesetzte Tafeln, reiche Kleider und sonstige Luxusgegenstände; aber gemeinsamen Genuß, gemeinsame Freude nimmt man nicht wahr. Der Engländer scheint sie fast nicht zu kennen. Selbst wenn er im public house sein Glas Ale oder Porter oder Brandy trinkt, setzt er sich womöglich hinter eine Bretterwand, oder er bleibt auch lieber gleich vor dem Schenktische stehen, gießt hinter und geht wieder hinaus. Was könnte eine solche Stadt an öffentlichen Gärten und Kaffeehäusern haben; es ist davon aber fast nichts vorhanden. Nur immer die public houses, was man nach unsern Begriffen mit „Kneipen" übersetzen muß, mit den genannten Getränken, enge, oft sehr düstere Lokale, wo man selten ein lautes Wort vernimmt. Außerdem Tanzsäle, wo es wohl nicht eben geheuer sein mag, einige Theater, wie die nun eben sind, und eine große Menge lüderlicher Spelunken. Die Deutschen hatten kürzlich drüben in Birkenhead einen Garten mit Kegelbahn entdeckt, und waren darüber voll Freude. Ich bin zweimal mit dort gewesen, wir waren aber allein da. Am Hafen ist eine Stelle, welche die Landing Stage, Landungsplatz, heißt. Von hier gehen alle die vielen Dampffähren aus, welche nach den verschiedenen Punkten des gegenüberliegenden Flußufers führen, sowie alle Dampfböte, welche die Verbindung mit den im Flusse liegenden Schiffen unterhalten oder hinaus in die See gehen, um ankommende Schiffe hereinzuziehen oder auslaufende hinauszubringen. Ein Dutzend und mehr Dampfböte, stillliegend, kommend oder gehend, hier nahe bei einander zu sehen, ist etwas ganz Gewöhnliches, und der Zu- und Abfluß von Menschen sehr bedeutend, das Schauspiel sehr belebt. Man sollte meinen, hier wäre die rechte Stelle für ein großartiges öffentliches Haus mit Zimmern und Sälen, Sitzen im Freien unter Bäumen und Blumen, mit Musik und Luft. Aber statt dessen nur zwei kleine unbedeutende „Refreshment rooms," Erfrischungsräume, worin man kaum einige Stühle zum Niedersetzen und kaum Platz für sie erlangen kann; und

auf meine Reise. Ein junger Mann, aus Querfurt nach Bremen gehend, der mich in Halle zufällig gesehen, begrüßte mich wieder bei Namen zwischen Braunschweig und Lehrte. Doch ungehindert und ungefragt passirte ich alle Bahnhöfe und alle Polizei, und langte glücklich in Harburg, und spät Abends in Hamburg an. Ein Freund, zu dem ich ging, war verreist. Mit Mühe fand ich endlich einen mir früher bezeichneten Gasthof. Hier erwartete und empfing ich nach einigen Tagen von meinem ältesten Sohne die briefliche Nachricht meiner Verurtheilung. Sie war mir keine Ueberraschung. Wenn ich mich vertheidigte, hatte mir meine Freisprechung zuweilen möglich geschienen; ohne das aber war mir das Gegentheil von je gewiß gewesen.

Es war eine schöne mondhelle Nacht, als ich den deutschen Boden verließ. Dank Euch, Ihr Freunde am Ufer! Eure letzte „Gute Nacht" vergesse ich nicht.

Am andern Morgen hielten wir einige Minuten bei Cuxhaven, und dann ging's bei schönem stillem Wetter in die spiegelglatte Nordsee hinein. Gegen Mittag erhob sich ein Wind, der immer stärker wurde, und der Himmel bewölkte sich. Die See erhob sich immer mehr, und nach dem Einbruch der Nacht stellte sich die Seekrankheit ein, die auch mich Abends gegen neun Uhr in meine Koje trieb. Ich lernte sie hier bereits gründlich kennen, und lag bis den andern Nachmittag ohne Speise und Trank. Da ging ich wieder auf's Verdeck. Wir naheten uns der englischen Küste, deren Leuchtfeuer nach eingebrochener Dunkelheit wahrzunehmen waren. Etwa um 9 Uhr warfen wir mitten im Hafen von Hull die Anker, blieben aber mit wenig Ausnahmen die Nacht noch an Bord.

Es befand sich an Bord ein Deutscher, der mich kannte, und dieser hatte über mich und mein Geschick gesprochen. Zwei Reisende aus Hamburg fragten mich auf dem Deck um das Nähere. Ein Dritter, ein Deutscher aus Manchester, mit Frau und Kindern und Dienerschaft reisend, schrack vor meinen bei dieser
anderſetzung vorkommenden höchst mäßigen Aeußerungen
Bibel zurück, konnte aber doch nicht lassen, von fern

sie mit anzuhören. Nachher erklärte er mir mehrmals, es könne ihm nicht einfallen, mich widerlegen zu wollen, aber er halte dennoch seinen Glauben an die Unfehlbarkeit der Bibel fest. Dabei pries er sich glücklich wegen der Sicherheit und Festigkeit seines Glaubens, und befand sich doch in steter Angst, ihn zu erschüttern. Alle meine Einwendungen wies er mit ängstlicher Hast mit der Bemerkung zurück, daß es ihm nicht einfallen könne, mit mir zu streiten. Vor der Trennung im Hafen von Hull empfahl er mir das Gebet, um dadurch zum Glauben zu kommen; er selbst habe erprobt, wie sicher dieses Mittel sei. In Amerika würde ich dann Großes wirken können. Er war bei alle dem sehr freundlich und herzlich gegen mich, und wollte sogar in mir ein Werkzeug Gottes finden, dem aber leider nur der Glaube fehle. Ein so seltsamer Widerstreit war in diesem Manne. Oder ist das nicht vielmehr ein gegenwärtig ganz alltäglicher Widerstreit? Man findet in unsrer Zeit so oft Leute, welche den, nach ihrem Glauben unfehlbar der Hölle verfallenen Ungläubigen dennoch achten und lieben. Ueberlieferter Glaube und denkende Humanität haben sich in sie getheilt. „Wie lange wollt ihr hinken auf beiden Seiten!“ —

So betrat ich denn am andern Morgen den englischen Boden. Ich ging mit in das Logierhaus eines Herrn Pollack, eines deutschen Juden aus Hamburg, an den mich der Auswanderungsagent Herr Mertens, ebendaher, und mit auf unserm Schiffe, am Morgen wies. Ich legte zwar wenig Werth auf diese Empfehlung, und auch mein neuer Herr Wirth flößte mir keineswegs besondres Vertrauen ein, als ich sein Benehmen gegen die im Zwischendeck angekommenen Auswanderer beobachtete; indeß ich kannte niemand in Hull und wußte, daß ich mich vorsehen könne. Ich accordirte mit ihm zuvor auf drei Schillinge (1 Thlr.) für den Tag, wie man das hier allgemein thut. Beim Frühstück lernte ich einen Deutschen aus Schlesien kennen, der mich dann den Tag viel in der Stadt herumführte und Abends in eine sehr zahlreiche Gesellschaft von allerlei Fürsten und berühmten Leuten der Gegenwart und Vergangenheit brachte, welche, aus Wachs bossirt, in einem großen Saale ver-

sammelt waren. Auch Onkel Tom und einige andere Romanfiguren waren darunter. Ein zahlreiches Publikum drängte sich zwischen ihnen herum und hörte dann wieder mit großem Beifall den komischen Gesangstücken zu, welche von Zeit zu Zeit aufgeführt wurden.

Am folgenden Morgen setzte ich mich auf den Eisenbahnzug nach Liverpool, wo ich Nachmittags anlangte. Die Gegend war anfangs flach, dann aber bergig mit sehr schönen Ansichten, die freilich durch die düstere Atmosphäre, ein Gemisch von Nebel und Rauch, stark beeinträchtigt wurde. Eine ungeheure Industrie hat in diesen Thälern ihren Sitz aufgeschlagen. Sie sind fast überall mit Fabriken bedeckt, und man trifft eine Menge bedeutender Städte, aus denen dem Reisenden wahre Wälder von Schornsteinen entgegenstarren. Diese grauen düstern Städte mit den sich über sie erhebenden, rauchgekrönten schlanken Schornsteinen sahen mir wie ein Tropenwald des Hades aus. So schön die Formen der Berge und Thäler, so grün die Wiesen und Berghänge waren, lag doch Alles traurig unter einem düstern Schleier. Nebel und Rauch hatten ihn gewoben, und man weiß, daß dieses Gewebe ein Attribut Altenglands ist. „Es freue sich, wer da athmet im rosigen Lichte!“ Hier möcht' ich nicht wohnen bei allen Schätzen Altenglands. Reine Luft und ein heller Himmel ist das erste Lebenselement.

In Erstaunen setzte mich außerdem der Eisenbahnbau auf diesem Wege. Wohl ein Dutzend Tunnels, zum Theil von bedeutender Länge, wurden passirt; der Viadukte waren gewiß nicht weniger, der Reisende bemerkt sie aber nicht so leicht. Der Zug ging mehrmals unter Städten weg, und mehrmals über sie hin. Uebrigens sind die Bahnen und Bahnhöfe in England nicht so sauber gehalten wie in Deutschland, und die Wagen stehen ebenfalls gegen die deutschen sehr zurück. Die erste Klasse ist beiweitem nicht so bequem und sauber wie in Deutschland die zweite, und die zweite steht unter der dritten.

In Liverpool angekommen, quartirte ich mich im Eagle-Hotel in der Lime-Street ein, das mir von Pollack und Andern

als deutsches Gasthaus empfohlen worden war. Den zweiten Tag darauf siedelte ich jedoch in den Rheinischen Hof oder das „Rhinish Hotel“ in der Paradise-Street über, welches von Philipp Thiebauth aus Etlingen bei Carlsruhe, gewesenem Mitgliede der provisorischen badischen Regierung, gehalten wird. Kurz vorher lernte ich einen ehemaligen Adjutanten Bem's oder Dembinsky's, der mit Kossuth in Asien gewesen war, kennen. Dieser Mann, Namens Hoczek, war ein slavischer Ungar, war dort Gutsbesitzer gewesen, und lebte nun mit seiner Frau und einer kleinen Tochter in England. Beide, Hoczek und Thiebauth, sind mir stets als edle Naturen erschienen, und ich habe Niemand gefunden, der sie nicht als solche anerkannt und geachtet hätte.

In Thiebauth's Hause fand ich viele Deutsche, die theils dort wohnten, theils dort aßen oder zuweilen es besuchten. Der Aufenthalt in Liverpool wurde mir dadurch um Vieles angenehmer gemacht. Die meisten jener Deutschen waren für längere Zeit in Liverpool, andre warteten auf den Abgang ihres Schiffes nach Amerika. Unter jenen war ein junger Mann, der im badischen Aufstande eine Batterie commandirt hatte, ein Andrer, der Unterzahlmeister auf der deutschen Flotte, ein Dritter, welcher Cadet auf derselben gewesen war. Ein Vierter war einer Verurtheilung in Deutschland entgangen und jetzt Sekretär der deutschen Gesellschaft. Ein Fünfter war ein halbes Jahr als Supercargo an der afrikanischen Sklavenküste, und außerdem in mehrern Häfen Nordamerika's gewesen. Ein Sechster hatte die meisten Staaten Nordamerika's bereist, dort mancherlei Geschäfte getrieben, und stand nun hier in einer großen Seifenfabrik als Chemiker. Ein Siebenter hatte Jahre lang in Paris und London als Lehrer gelebt und sich nun hier als solcher niedergelassen. Ein Achter war nach der Revolution aus Wien geflohen und hatte hier nun mit vielem Glück ein Commissionsgeschäft begonnen. Ein Neunter, ein flüchtiger Ungar, betrieb nun hier mit Erfolg eine Conditorei. Unter den sich hier einige Zeit aufhaltenden Auswanderern war ein ehemaliger preußischer Lieutenant, ein Apotheker aus Langen-

salza, wenn ich nicht irre, ein flüchtiger Holsteiner mit seiner Frau, ein desgleichen Kurhesse ebenfalls mit Frau und einer Cousine. So war das Haus, besonders des Abends, sehr belebt, zumal auch flüchtigere Erscheinungen von allerlei Volk, namentlich Franzosen, öfter hindurchzogen. Ein blutjunger Bremer war einige Tage da, welcher um das Cap Horn herum nach Tepic in Westmexico ging. Er fuhr dahin auf einem englischen Schiffe, auf welchem Niemand ein Wort Deutsch verstand, während er selbst keine Ahnung vom Englischen hatte. Ein deutscher Uhrmacher aus Gothenburg in Schweden zog hier durch nach Australien. Außerdem kamen öfters große Auswandererzüge von Hamburg oder Rotterdam über Hull, welche im Thiebauth'schen Hause guten Raum und gute Kost fanden. So war dieses Haus sehr belebt durch den Zusammenfluß vieler Menschen verschiedener Länder, die durch ihre verschiedenen und merkwürdigen Schicksale wieder nach verschiedenen Theilen der Welt auseinander getrieben wurden. Das Thiebauth'sche Haus kann ich Allen, die etwa nach Liverpool kommen sollten, ganz besonders des Wirthes und seiner Familie wegen empfehlen. Sie werden dort für mäßigen Preis gute Kost und Wohnung, und in Herrn Thiebauth einen theilnehmenden Rathgeber finden. Die Achtung und Liebe, welche dieser Mann bei den dortigen Deutschen genießt, trat ganz besonders hervor, als er lebensgefährlich an der Cholera darniederlag, von der er jedoch glücklicher Weise genas. Ich selbst bin ihm zu persönlichem Danke verpflichtet, und werde mich seiner und der Seinen stets mit Achtung und Liebe erinnern. Ebenso bleiben mir im Andenken mehrere andre Deutsche in Liverpool, die sich mir und den Meinigen freundlich erwiesen haben.

Dritter Brief.

Boston, 30. Januar 1854.

Lieben Freunde!

Ihr werdet fragen, welchen Eindruck England und die Engländer auf mich gemacht. Ich bin fast acht Wochen in England gewesen. Diese Zeit ist an und für sich nicht hinreichend, um ein Land und Volk gründlich kennen zu lernen. Dazu kommt, daß ich dieselbe fast ganz in der einen Stadt Liverpool zugebracht habe, daß ich ferner der englischen Sprache zu wenig mächtig bin, um mit Engländern mehr als das Allernothdürftigste sprechen zu können, und daß ich schon aus diesem Grunde natürlich in wenig nähere Berührung mit ihnen gekommen bin. Indeß einen Eindruck empfängt doch auch der solchergestalt Taubstumme im fremden Lande durch das Auge und in gewisser Beziehung doch selbst durch das Ohr.

Den Eindruck, welchen das Land auf mich gemacht, habe ich im vorigen Briefe schon angegeben. Die Gegenden, die ich sah, waren meist schön, aber der Rauch und Nebel nahm ihnen ihre Schönheit für das Auge. So habe ich die Natur auch bei Liverpool gefunden. Selten Sonnenschein, und dann nur matt. Nie habe ich die Gegend und den Himmel ordentlich hell gesehen, stets mehr oder weniger grau, meist in hohem Grade, und sehr oft ganz unsichtbar. Wenn man das auf der andern Seite des Flusses liegende Birkenhead nur überhaupt sehen konnte, so war man schon zufrieden. Nie habe ich in Liverpool das andre Ende einer auch nur mäßigen Straße anders als verschleiert gesehen. Oft gab es anhaltend sehr dicken Nebel., Ich habe mehrmals Mittags um Ein Uhr in einem sonst ganz hellen Zimmer bei Gaslicht gegessen, weil man ohne dasselbe die Speisen und Geräthe wirklich nicht sicher unterscheiden konnte. Ebenso habe ich in der Mittagszeit unmittelbar am Fenster nicht mehr schreiben können, der Himmel hatte dabei einen wunderlichen schwefelgelben Schein. In London

ist es damit noch um ein Gutes schlimmer. Es wird jedenfalls einen Theil des Jahres auch in England reinere Luft und hellern Himmel geben, indeß daß es damit nicht eben weit her ist, ist bekannt. Dieser Charakter des englischen Wetters verräth sich auch dadurch, daß die Engländer Tage und Morgen schön zu finden pflegen, die schon uns Deutschen häßlich erscheinen. Wenn es nur nicht geradezu regnet und stürmt, so sind sie mit ihrem Wetter sehr zufrieden. „A fine morning, Sir!“ — „A beautiful day, Sir!“ hört man sich an Morgen und Tagen angeredet, wo man durchaus nichts Schönes zu entdecken vermag, sondern im Gegentheil vom Wetter sich gedrückt fühlt. Das dagegen etwa ausgesprochene Verlangen, dazu auch hellen Himmel und Sonnenschein zu haben, erscheint dort als übertriebene Prätension. Dafür hat nun freilich England weder von Kälte noch von Hitze viel zu leiden.

Die englischen Städte haben auf mich einen ebenso trüben Eindruck gemacht. Die Häuser haben meist keinen Anstrich, sondern zeigen den unbekleideten Backstein. Und nun sind sie ferner vom Rauche sehr geschwärzt, wozu auch schon der Nebel das Seine beiträgt. Ich verglich solche Häuser unwillkürlich mit geräucherten Schinken. Aber auch diejenigen, welche einen Anstrich haben, den ich nie anders als mattgelb gesehen zu haben mich erinnere, büßen das freundlichere Aussehen dennoch bald eben auch wieder durch jene Einflüsse ein. Dazu nun Luft und Himmel, und man wird sich vorstellen können, welches düstere Aussehen die englischen Städte für den Deutschen haben. So fand ich Hull und Liverpool. Die Städte und Ortschaften zwischen diesen beiden waren wenigstens größtentheils, soviel ich zu erkennen vermochte, aus einem grauen Bruchstein gebaut, der zwar heller, aber auch nichts weniger als freundlich war. Dagegen machen die Häuser fast durchgängig den Eindruck der Solidität, und man sieht nicht leicht so schiefe und verfallende wie in den deutschen Städten. Auch die Bauart der Häuser, ihre Gestalt und innere Einrichtung, ist von den deutschen sehr verschieden. Der Engländer wohnt sehr ungern mit andern Familien in demselben Hause zusammen. Darum sind

fast alle Wohnungen nur für eine einzelne Familie berechnet, und nur nach Größe und Ansprüchen derselben verschieden. Man kann deßhalb in den englischen Städten stets eine Menge von ganzen Häusern miethen; nur für ledige Personen pflegen Wohnungen in übrigens von Andern besetzten Häusern vorhanden zu sein. Als ich einmal vorhatte, für's Erste mit meiner Familie in Liverpool zu bleiben, haben wir viele leerstehende Familienwohnungen angesehen, und stets nur ganze Häuser gefunden. Diese Häuser glichen eins dem andern oft auf's Haar, oder wichen doch nur in ganz unbedeutenden Verschiedenheiten von einander ab. Unten im Kellergeschoß war die Küche nebst Zubehör, und darüber in zwei oder drei Stockwerken je zwei Gemächer, eins vorne, eins hinten heraus. Flur ein schmaler Gang, Treppe ebenfalls schmal. Hinter dem Hause ein kleines, mit Quadern belegtes Höfchen mit Kohlenschuppen u. s. w. Die englischen Häuser sind eben wegen des Umstands, daß jedes nur für eine Familie ist, schmal und hoch. Straßen von so großen Gebäuden, wie in den deutschen größern Städten, findet man nicht, es müßten denn Waarenlager oder öffentliche Gebäude sein. Sehr häufig findet man dagegen ganze Straßenseiten oder doch eine Strecke zwischen zwei Querstraßen, oder ein ganzes Viereck, ganz gleich gebaut, so daß ein solches Stück wie ein einziges langes Haus aussieht, und nur die vielen Thürme verrathen, daß es viele Häuser sind. Zwei oder drei Fenster ist die gewöhnliche Breite. Solche Häusermassen sind von Spekulanten gebaut und haben ein und denselben Besitzer. Ueberhaupt haben die Häuser der englischen Städte meistentheils nur wenige Eigenthümer, bei welchen dann die ungeheure Mehrzahl zur Miethe wohnt. Die englische Familie wohnt zwar fast immer in einem besondern Hause, aber es ist nur selten ihr Eigenthum, während in den größern Städten Deutschlands die vielen Hauseigenthümer nur selten allein in ihrem Hause wohnen. Mit dem Grund und Boden in England verhält es sich ebenso. Die meisten Bebauer desselben sind Pächter, und eine Menge Pachtgüter zusammen haben denselben Besitzer. Man sagt, daß aller Boden Englands,

mit Einschluß der Häuser, das Eigenthum von etwa 28,000 Menschen sei. Wohin soll das endlich führen! Die ungeheure Mehrzahl der Landeskinder Miethsleute in ihrem Vaterlande! In Deutschland setzt man doch z. B. voraus, daß der Gastwirth auch Besitzer seines Gasthauses sei, und nur zuweilen ist er Pächter des Besitzers, der früher die Gastwirthschaft selbst betrieb; in England ist er meist nur Miethsmann wie die andern Leute; und der Vermiether (der landlord) ist nichts als ein Capitalist.

Die Stadt Liverpool ist denn etwa sieben Wochen lang mein Aufenthaltsort gewesen. Das Bild, welches ich von ihr behalten habe, ist keineswegs ein freundliches. Sie hat mit ihren Umgebungen gegen 400,000 Einwohner, großartigsten Handel und Reichthum. Dieser Reichthum zeigt sich im Handelsgetriebe, in den großartigen Hafenbauten, in der zahllosen Menge von Schiffen, in ihrer Größe; aber an Schönheit und Freude hat er wenigstens öffentlich nichts abgeworfen. Düsterheit, Schmutz, Lärm, — kaltes Geschäftsrennen und Rechnen, Aus- und Einladen, Einlaufen und Auslaufen, — Kirchen und todter Sonntag, — das ist es so ohngefähr, was ich bemerkt habe. In der Hafengegend ist der Schmutz meistens greulich, und in den vom niedern Volke bewohnten Stadttheilen oft ekelhaft. Diese Stadttheile sind in höchstem Grade häßlich und widerlich, so daß die ärmsten Gäßchen meines alten Halle beim Vergleiche damit sehr gewinnen, wenn auch die alten Baracken, die man in der Stadt an der Saale so zahlreich sieht, hier nicht leicht gefunden werden. In den bessern Gegenden, namentlich in den höher gelegenen Straßen, ist es freilich reinlicher und luftiger, ja beides wohl in dem Grade, als Nebel, Feuchtigkeit und Rauch es zulassen, aber einen heitern Eindruck empfängt man nirgends. „Ist dies das Resultat des ungeheuren Welthandels, der hier seine bedeutendste Stätte hat?“ fragte ich mich oft, wenn ich die Stadt durchwanderte. Schönheit und Freude sucht man vergebens. Ich wenigstens habe davon nichts wahrgenommen. In einzelnen Privatwohnungen und Familien mag wohl etwas davon sein; in der

Oeffentlichkeit und Gemeinsamkeit zeigt sich aber nichts. In diesen geräucherten Häusern giebt es sicherlich viele prächtig ausgestattete Zimmer, gutbesetzte Tafeln, reiche Kleider und sonstige Luxusgegenstände; aber gemeinsamen Genuß, gemeinsame Freude nimmt man nicht wahr. Der Engländer scheint sie fast nicht zu kennen. Selbst wenn er im public house sein Glas Ale oder Porter oder Brandy trinkt, setzt er sich womöglich hinter eine Bretterwand, oder er bleibt auch lieber gleich vor dem Schenktische stehen, gießt hinter und geht wieder hinaus. Was könnte eine solche Stadt an öffentlichen Gärten und Kaffeehäusern haben; es ist davon aber fast nichts vorhanden. Nur immer die public houses, was man nach unsern Begriffen mit „Kneipen" übersetzen muß, mit den genannten Getränken, enge, oft sehr düstere Lokale, wo man selten ein lautes Wort vernimmt. Außerdem Tanzsäle, wo es wohl nicht eben geheuer sein mag, einige Theater, wie die nun eben sind, und eine große Menge lüderlicher Spelunken. Die Deutschen hatten kürzlich drüben in Birkenhead einen Garten mit Kegelbahn entdeckt, und waren darüber voll Freude. Ich bin zweimal mit dort gewesen, wir waren aber allein da. Am Hafen ist eine Stelle, welche die Landing Stage, Landungsplatz, heißt. Von hier gehen alle die vielen Dampffähren aus, welche nach den verschiedenen Punkten des gegenüberliegenden Flußufers führen, sowie alle Dampfböte, welche die Verbindung mit den im Flusse liegenden Schiffen unterhalten oder hinaus in die See gehen, um ankommende Schiffe hereinzuziehen oder auslaufende hinauszubringen. Ein Dutzend und mehr Dampfböte, stillliegend, kommend oder gehend, hier nahe bei einander zu sehen, ist etwas ganz Gewöhnliches, und der Zu- und Abfluß von Menschen sehr bedeutend, das Schauspiel sehr belebt. Man sollte meinen, hier wäre die rechte Stelle für ein großartiges öffentliches Haus mit Zimmern und Sälen, Sitzen im Freien unter Bäumen und Blumen, mit Musik und Lust. Aber statt dessen nur zwei kleine unbedeutende „Refreshment rooms," Erfrischungsräume, worin man kaum einige Stühle zum Niedersetzen und kaum Platz für sie erlangen kann; und

abgesondert davon zwei kleine Zimmerchen für die „Ladies," welche hier auf Abgang einer Fähre warten wollen. Diese Räumchen sind auf der schwimmenden Landing Stage selbst von Brettern erbaut, während dahinter auf dem Lande ein großer Raum zu Gebote stünde, indem das da erbaute Bad auch anderwärts Platz gefunden hätte. Man sollte erwarten, die Menschen erholten sich wenigstens am Sonntage durch öffentliche und gemeinsame Freude von der Last und Kälte der Woche, aber der Sonntag ist in England bekanntlich sehr todt. Die Menschen laufen in die Kirchen oder lungern still und zweck- und ziellos herum. Auf den Straßen stehen überall die Polizeileute, welche alles Lautwerden sofort wieder dämpfen. Die reichen Herrn sitzen zu Hause auf ihren Teppichen, und mögen es nicht leiden, wenn das Volk auf den Straßen laut wird und ihre Ruhe stört. Es mag sich privatim in seinen Winkelkneipen in Brandy berauschen und mit seinen Dirnen erlustigen, auch still und anständig mit denselben auf den Seitenwegen herumziehen; nur aber keinen Lärm, kein Jubeln und Lachen, kein Zusammenballen der Massen! Abends zieht immer eine Menge Menschen in den Straßen auf und ab; aber man merkt ihnen an, daß sie sich nicht recht zu äußern wagen, die ganze Bewegung hat doch etwas Trübes und Gedrücktes. Es ist ein Elend, wenn erst das Volk sich nicht mehr freuen darf oder die Freude verloren hat. Der Dämpfer, der auf die öffentliche und gemeinsame Freude gesetzt ist, wird sicherlich im Verborgenen ein Gegengewicht finden. So soll es denn auch in Liverpool sein, in den Trinkkneipen, den lüderlichen Häusern, oder in der Privatwohnung. Die Natur rächt sich gegen Unterdrückung; aber indem die Pflanze dem Hemmniß ausweicht, gewinnt sie einen schiefen Wuchs.

Die erwähnten Dampffähren, welche alle von dem einen Punkte Liverpools nach den verschiedensten Punkten am jenseitigen Ufer des Mersey, welcher den Hafen bildet, gehen, sind immer sehr mit Menschen besetzt. Alles aber ist still und stumm, und wenn wir Deutschen bei der Ueberfahrt uns laut unterhielten und lachten, so zogen wir Aller Blicke auf uns.

Die Einen schienen das für unanständig zu halten, die Andern schienen ein stilles Wohlgefallen daran zu haben, als an einem schmerzlich entbehrten Gute. Einen wirklich angenehmen und erheiternden Eindruck machte auf mich das chinesische Schiff, welches, früher in London, jetzt hier im Hafen für ein Eintrittsgeld zu sehen war. Unbedingt wird dieses Schiff hinter allen andern im Hafen an ursprünglicher Seetüchtigkeit zurückgestanden haben, aber man sah an ihm ein Bestreben, das Leben darauf zu verschönern und zu erheitern. Es war überall bunt angemalt und hatte eine mehr geschwungene Form mit hohem Hinter- und Vordertheil in der Weise der antiken und zum Theil auch noch der mittelalterigen Schiffe. Form und Farbe strebte nach Schönheit und Kunst, nicht bloß nach Nützlichkeit. So sehr mich gute Seeschiffe anfangs interessirten, wenn ich sie besuchte, so hat doch nie eins diesen freundlichen Eindruck auf mich gemacht. Es war der Orient mit seinen bunten lebendigen Farben und mit seinen phantastischen Formen, der mir auf diesem Schiffe entgegentrat, so recht als grellster Gegensatz zu dem ganzen Liverpool und dem ganzen England. Mein Freund Th. nannte die Engländer fast nie anders als „Chinesen"; — die Schiffe beider Völker, und die Häuser und Städte, und die beiderseitigen Länder nebst Luft und Himmel, haben aber jedenfalls nicht das Geringste mit einander gemein, und ich würde in vielem Betracht lieber unter den morgenländischen als abendländischen Chinesen wohnen.

In die Kirchen gehen die Engländer fleißig, das ist wohl nicht zu leugnen, und es giebt viele Kirchen in Liverpool, das ist auch unmöglich zu übersehen. Ich weiß eine Stelle, wo fünf ganz nahe bei einander stehen. Sie sind freilich kleiner, als die in den größern und ältern Städten Deutschlands, weil sie neuer und meist nur durch die Gemeinden erbaut sind. Sonst aber sind sie gut ausgestattet. Daß sie im Styl nur Nachahmungen der mittelalterigen Kirchengebäude sind, und zwar etwas schwächliche, ist in der Ordnung, — dieses Aeußere entspricht ja nur dem Innern der Sache. Nur comfortabler sind sie, hübsch sauber, mit guten Fußböden und Sitzen, ge-

heizt u. s. w., eben auch hierin jenen Unterschied des neuen vom alten Christenthume repräsentirend. Diese Eigenschaft offenbart sich auch im Gottesdienste, wenn man den in den anglikanischen Kirchen mit dem in einem katholischen Dome vergleicht. Ich habe zweimal englische und einmal die deutsche Kirche besucht. Mir erschien Alles höchst langweilig. Von den Predigten und Vorlesungen in den englischen verstand ich freilich wenig; das war aber auch gar nicht nöthig, — es reichte vollkommen hin, Prediger und Gemeinde zu sehen und zu hören. Es war Alles ein äußerst langweiliges, ödes, philisterhaftes Kommen, Dasitzen, Sprechen, Singen, Hören oder auch Nichthören, und wieder Gehen. „Die Botschaft hör' ich wohl; allein mir fehlt der Glaube!" Das ist dem ganzen Wesen auch hier aufgedrückt, wenn man unter dem letzten Worte etwas Wahres und Lebendiges versteht. Der Glaube an die christliche Welt ist erstorben in diesen Leuten; und die neue Welt ist ihnen noch nicht aufgegangen. Darum Alles so todt, farb- und leblos. Die Schaaren von Gentlemen und Ladies, die mir so oft aus den Kirchen kommend begegneten, in ihrem anständigen Aufzuge und mit den gelangweilten Gesichtern, den vorübergehenden bärtigen Foreigner (Fremden), der gewiß in keiner Kirche gewesen war, begaffend, waren mir oft genug ein Sonntagsärgerniß. Wenn doch ein hübscher Sturm einmal in diese langweilige Welt bließe! Es ist traurig, wenn etwas Altes vergangen ist, und die Menschen das Neue noch nicht finden können.

Auch eine deutsche Kirche giebt es hier, begründet und erhalten von der englischen Mission. Davon ist Folge, daß sie nicht etwa eine lütherische oder reformirte oder unirte Kirche ist, sondern eine anglikanische in deutscher Sprache. Ich wohnte einmal dem Gottesdienste bei, und fand statt der preußischen oder einer andern deutschen Agende das Common prayer book (das allgemeine Gebetbuch) in deutscher Uebersetzung in Gebrauch und auf allen Sitzen liegen. Statt daß aber die Chöre in den englischen Kirchen gesungen werden, wurden sie hier von der Gemeinde gesprochen, was sich äußerst schlecht ausnahm,

zumal die Liturgie sehr lang ist. Mit dem zweiten Geistlichen bin ich öfter zusammengetroffen. Er war zwölf Jahre in Ostindien gewesen, und wußte von den geistigen Bewegungen in Deutschland fast nichts. Meine Schrift, die ihm durch dritte Hand zugekommen, war ihm „Neologie"; weiter wußte er darüber nichts zu sagen.

Der Eindruck, den die Engländer im Allgemeinen auf mich gemacht haben, gleicht dem, welchen ich von ihrem Lande empfangen. Trübe, gleichgültig, nebelhaft sind sie mir erschienen, also keineswegs anziehend. Doch weiß ich recht wohl, daß man in so kurzer Zeit und unter solchen Umständen ein Volk nicht kennen lernt. Oeffentlich und gegen Fremde kalt, sollen sie zu Hause sehr herzlich sein. Ich habe auch mehrmals als ganz Unbekannter viel Freundlichkeit erfahren. So auf der Fahrt nach Hull von einem jungen Manne aus Glasgow, und auf der Reise nach Liverpool von einem andern jungen Manne aus dieser Stadt, beide Handelsreisende. Die politische Sympathie für die Kämpfe des Festlandes und das Mitgefühl für den Verbannten schienen in gleichem Maße ihre Theilnahme zu bestimmen. Sie redeten mich an und suchten mir alles mögliche Gute und Freundliche zu erweisen. Der Zweite hoffte für den Continent von Seiten Englands und Amerika's. Er sagte in dieser Beziehung: „America is England, and England is America." Auch sonst fand ich meine Mitpassagiere auf der Eisenbahn rücksichtsvoll gegen den Fremden. Die Bewohner der Nebelinsel können nicht füglich die französische und italienische Heiterkeit und Beweglichkeit haben. Die Natur des Landes muß auf die Menschen nothwendig einen großen Einfluß üben, und aus ihr muß man also nationale Eigenschaften erklären und entschuldigen. Der Mensch ist Geist, aber auch Natur, und wird und muß es bleiben. England kann nun eben seines Nebels wegen keine lachenden Fluren darbieten, so schöne Berge und Thäler es unter ihm birgt. So kann auch das englische Volk nicht südliche Lust und Gluth entwickeln, der gehobene Schleier wird aber dem eindringenden Beschauer gewiß viel Schönes und Gutes offenbaren. — Die Masse der

Gentlemen, die Einem so auf den Straßen begegnet und die man in den Comptoiren trifft, machte im Allgemeinen auf mich nach ihrer äußern Erscheinung den Eindruck der Philisterhaftigkeit. Die Deutschen sehen gescheidter aus, und was allgemeine Bildung betrifft, sind sie es auch wohl. Der Engländer lernt und versteht, wie mir gesagt worden ist, sein Geschäft, und das gut und gründlich; was aber darüber hinausgeht, bleibt ihm fremd und interessirt ihn nicht. Das muß Tüchtigkeit im einzelnen Fache hervorbringen, allgemeine Bildung aber, für welche der Deutsche so viel Sinn hat, hindern. Das ist freilich ein großer Mangel, während eine verschwimmende Bildung ohne Tüchtigkeit im Besondern, wie man sie oft in Deutschland findet, freilich nicht besser ist. Den besten Eindruck haben die Matrosen auf mich gemacht. Man sieht sie in Liverpool am Hafen und in den benachbarten Straßen stets in großen Massen. Sie erscheinen nach Gestalt, Haltung und Gesichtsausdruck sehr tüchtig, häufig edel. Ganz besonders gefiel uns nachher die Mannschaft unsers Segelschiffs. Ich kann sagen, daß die Matrosen in Masse mir Respekt eingeflößt haben. Und das nicht allein bei ihren Arbeiten auf dem Schiffe, sondern auch auf dem Lande. Sie gehen fest und kühn einher, und sehen weit mehr wie die Herren aus, als die feinen Gentlemen. Sie haben auch den Muth, sich auf ihre eigene Art zu kleiden, natürlicher, einfacher, schöner, als unsre Modetracht, was immer schon ein gutes Zeichen für den männlichen Charakter ist. Sie trugen weite kurze Röcke, besonders von Kalmuck, übergeschlagenen Hemdkragen und bloßen Hals, und auf dem Kopfe keinen steifen Hut, sondern eine weichere Bedeckung. Das Leben und die Arbeit auf der See muß nothwendig den Charakter stärken. Der Engländer hat dazu noch das Bewußtsein, daß er auf der See der Erste ist. Freilich muß dieses Leben auch manche Rohheit zu Tage bringen. Das scheint aber fast mehr bei Capitainen und Steuerleuten, als bei den Matrosen der Fall zu sein. Diese haben wenigstens ihres Gleichen und also eine brüderliche Lebensgemeinschaft auf dem Schiffe; jene aber sind allein und commandiren nur. Die Ausschweifungen der

Matrosen auf dem Lande werden so lange dauern, als die Entbehrungen des Schiffslebens in jetziger Weise bestehn und als die Matrosen sinnliche Menschen sind wie andre. Sie deshalb als besonders bestialisch zu betrachten, ist sehr thöricht. Der Landmensch, der ruhig in seinem Hause sitzt, hat gut Reden und Predigen.

Vierter Brief.

Boston, 1. Febr. 1854.

Der Hafen von Liverpool ist von solcher Bedeutung, daß eine kurze Beschreibung desselben gewiß von Interesse ist. Er wird zwar von dem londoner durch Anzahl der Schiffe noch übertroffen, übertrifft ihn aber an Tonnengehalt, also an Größe und Gehalt der Gesammtzahl der Schiffe. Er ist demnach der bedeutendste der Welt. Er ist das auch durch die gewaltigen Bauten, welche selbst in London nicht von solcher Großartigkeit sind. Ich habe London zwar nicht gesehen, dieses Verhältniß aber von den Deutschen, welche dort gelebt hatten, einstimmig bestätigt gefunden.

Liverpool liegt am rechten Ufer des Flusses Mersey, welcher hier sehr breit ist, unweit seiner Mündung in die irische See. Auf dem gegenüberliegenden linken Ufer breitet sich die Stadt Birkenhead mit mehrern andern Ortschaften in derselben Länge von vielleicht zwei Stunden aus. Vom Ufer aus hebt sich das Land an beiden Seiten sanft und allmälig, so daß die Städte ebenfalls allmälig in die Höhe steigen, und das unbebaute Land sie noch überragt. Der Fluß bildet den Hafen, dessen bedeutendster Theil aber die Docks sind. Dies sind große gemauerte Wasserbehälter, in welchen die ungeheuere Mehrzahl der Schiffe zum Ein- und Ausladen liegt. Sie ziehen sich an der Seite von Liverpool fast in ununterbrochener Reihe am Ufer entlang, hie und da in doppelter Reihe hinter ein-

ander. Sie stehen durch Schleusen mit dem Flusse in Verbindung, durch deren Verschluß sie sich stets hinreichend hohen Wasserstand erhalten. Die Ebbe und Fluth wirkt nämlich bei Liverpool noch sehr bedeutend, wenn ich nicht irre — 22 Fuß hoch. Neben den geschlossenen Docks befinden sich auch einige offene Bassins; in diesen liegen die Schiffe bei der Ebbe auf dem Schlamme, während in jenen die tiefstgehenden Schiffe hinreichend Wasser behalten. In jedem dieser Docks liegt nun eine Menge von Schiffen aller Größen. Sie werden durch Oeffnung der Schleusen zur Zeit der Fluth aus- und eingebracht. Hier liegen die colossalsten Segler und Dampfer dicht am gemauerten Ufer, auf das Bequemste zum Aus- und Einladen. Zwischen und vor den Docks stehen lange und breite Dächer auf Säulen, unter welchen die Waaren gegen die Witterung geborgen werden. Die einzelnen Docks, oder mehrere zusammen, sind wieder meistens von hohen Mauern mit Thoren umgeben, des Zolles wegen. Die Docks bilden eine Welt für sich, ein Labyrinth, in dem man sich erst allmälig zurechtfinden lernt. An den meisten Stellen kann man außerhalb jener Mauern auf dem hohen Ufer des Flusses entlanggehn, und den letztern von da aus übersehn. Zwischen der Stadt und den Docks führt eine lange Straße hin, die indeß weiter unten auch zwischen die Docks geräth. In ihr hat man an der äußern Seite jene Zollmauer oder, den Fluß weiter hinauf, die offenen Docks, an der innern Häuser oder die colossalen Waarenlager von sechs und sieben Stockwerken. In dieser langen Straße, welche in verschiedenen Theilen verschiedene Namen führt, findet sich der ärgste Handelslärm, so daß man an vielen Stellen sich nur schwer seinem Nachbar verständlich machen kann. Außer den hin- und herwogenden Menschenmassen verursachen diesen Lärm besonders die zahllosen Fuhrwerke. Unter ihnen nehmen die erste Stelle die zweirädrigen Karren zum Transport der Waaren ein. Diese Karren sind von colossaler Größe und Bauart, und die Gäule, welche sie ziehn, nicht weniger. Man erstaunt, wenn man einen solchen Karren, mit Fässern oder Säcken beladen, von einem oder

zwei Pferden gezogen steht. Im Flusse selbst liegen nur Schiffe, welche kürzlich eingelaufen sind, oder auszulaufen im Begriff stehen. Zwischen ihnen verkehren die Dampfboote und kleinen Fahrzeuge. Meistens sah ich den Fluß mehr oder weniger in Nebel, wodurch denn oft die Schiffe ein geisterhaftes ossianisches Aussehn erhielten. Die auf dem andern Ufer liegenden Ortschaften sind weitläufig gebaut, und es wohnen dort Viele, die ihre Geschäfte in Liverpool haben. Die vielen Dampffähren erhalten beide Ufer in steter Verbindung.

Ganz besondres Interesse gewähren dem Fremden noch die sogenannten graving docks oder dry docks, die Graben- oder trocknen Docks, welche zur Ausbesserung beschädigter Schiffe dienen. Es sind lange und tiefe ausgemauerte Gräben, etwa von der doppelten Breite eines großen Seeschiffs, und so lang, daß zwei bis drei große Schiffe bequem darin Platz haben, sowie von entsprechender Tiefe. Sie sind mit einem Schleusenthore versehn, durch welches die beschädigten Schiffe bei der Fluth einlaufen. Dann wird das Wasser abgelassen und das Thor geschlossen, so daß nun die darin befindlichen Schiffe ganz trocken liegen und ihr ganzer Bau bis zum Kiele den Arbeitern zugänglich ist. Mitten im Dock sind der Länge nach Böcke hinter einander angebracht, auf welche das Schiff mit seinem Kiele zu stehen kommt, während es von den Seiten durch gegengestemmte Balken gehalten wird und so ganz gerade und aufrecht stehen bleibt. Man übersieht hier die Schiffe ganz und gar nach ihrem äußern Bau. Hier sah ich mehrmals auch Schraubendampfer liegen und bekam zuerst eine bestimmte Vorstellung von der Gestalt und Stellung der Wasserschraube. Sie ähnelt einem Windmühlenrade mit drei Flügeln, die auch in ähnlicher Weise schief stehen, aber etwas kürzer und gebogen sind. Dieses Rad, stark massiv von Eisen, steht am Hintertheil des Schiffs, unter dem Wasser, zwischen Steuer und Schiffskörper, in einem thürähnlichen Ausschnitt, mit nach den Seiten gekehrten Flügeln, und wird durch eine Welle vom Schiffe aus gedreht. Der Beschauer ist verwundert, daß dieses, im Verhältniß zum Schiffe und zu den Rädern an den Schaufel-

dampfern so kleine und so einfache Werkzeug so viel leistet. Zwar erreichen die Schraubendampfer bisher im Durchschnitt nicht dieselbe Schnelligkeit wie die Schaufeldampfer, welche große Räder wie an den Wassermühlen zu beiden Seiten haben; aber mitunter übertreffen sie doch auch die letztern darin. Das schönere schlankere Aussehn haben sie jedenfalls vor ihnen voraus.

Die wohl drei Mann hohen Mauern, von welchen der größte Theil der Docks umschlossen ist, haben allein dem Zolle ihre Entstehung zu danken. Sie kosten jedenfalls viel Arbeit, verengen den Raum und hindern An- und Aussicht des Hafens. Das ist ja die Natur des Zolles, an die sie ganz besonders stark erinnern. Reist man in der Art, wie wir mit Gepäck, durch England, so bekommt man einen Begriff von dieser edlen Einrichtung. Um die Zollfreunde zu Freihändlern zu machen, müßte man sie denselben Weg in derselben Art schicken. Wir hatten eine Anzahl Kisten als Transitgut bei uns. Die Scheerereien, der Zeitverlust, die Kosten, der Aerger sind dabei in der That haarsträubend gewesen.

Ein besondres Interesse für den Deutschen hat Liverpool in Betreff der Auswanderung. Ein großer Theil der Deutschen, welche nach Amerika ziehn, geht über diesen Hafen. Die Schaaren werden von Hamburg oder Rotterdam mit Dampfschiff nach Hull, und von da mit Eisenbahn nach Liverpool befördert, wo sie dann meist auf englische oder amerikanische Schiffe gebracht werden. Es wird viel darüber gestritten, ob diese „indirekte“ Route räthlich sei oder nicht. Nach meinen Erfahrungen in der Sache kann ich nur von ihr abrathen. Der Weg über England mag etwas wohlfeiler sein; — das ist aber auch wohl der einzige Vorzug desselben, und dieser wird wohl auch meist durch andre Umstände wieder aufgehoben, indem der Aufenthalt in England zu Nebenausgaben verleitet und dem Betruge mehr aussetzt. Daß dieser Weg gefahrloser sei und weniger Zeit erfordere, ist durchschnittlich schwerlich begründet. Die offenbaren Nachtheile aber liegen in folgenden Verhältnissen. Auf diesem Wege wird das Gepäck in England

mehrmals umgeladen, wobei leicht etwas beschädigt wird oder verloren geht. Auf den Dampfschiffen werden die Auswanderer sehr schlecht gehalten; sie liegen nicht in Kojen, sondern auf dem Boden, oft auf Kisten und Kasten. Der Hauptnachtheil aber liegt in der Fremdheit der Sprache, der Gesetze und Einrichtungen Englands und des englischen oder amerikanischen Schiffes. Der deutsche Auswanderer ist dadurch seinem deutschen Agenten gänzlich preisgegeben. Dieser ist in der That sein fast absoluter Vormund, den er nicht einmal controliren kann, weil er nichts von dem versteht, was derselbe mit Engländern spricht, und weil er ihm Alles glauben muß, was er ihm sagt. Der Auswanderer fühlt sich da meist wie verrathen und verkauft. Und in der That, ist der Agent — wie denn das nur allzuhäufig ist — ein Schurke, so kann er mit seinem Schützling so ziemlich machen was er will. Argwöhnt dieser Betrug, so kann er zu keiner Gewißheit kommen; oder sieht er den Betrug, so kann er sich dessen nicht erwehren. Wo soll er Hülfe finden? Bei den Gerichten? Er weiß sie nicht zu finden, und wenn er sie findet, weiß er sich nicht verständlich zu machen und nicht zu verstehen. Sein Agent ist ja eben der, der ihm als Vermittler überall dienen soll. Will er Deutsche zu Hülfe rufen, so muß er sie erst suchen und finden, und dazu gehört Zeit, wenn es ihm überhaupt gelingt. Er kann sich etwa an die dortige deutsche Gesellschaft wenden, deren Zweck es ist, hülfsbedürftiger Landsleute sich anzunehmen. Aber er weiß nichts von ihrem Bestehen, und wenn er etwas davon weiß, so muß er ihr Lokal erst finden. Unterdeß ist er vielleicht schon an Bord. Die Agenten sind auch meist selbst der Sprache nicht völlig mächtig, und selbst nicht der Einrichtungen und Gesetze des Landes hinreichend kundig, also auch nur in beschränktem Maße fähig, ihre Schützlinge selbst bei dem besten Willen zu vertreten. Sind diese nun aber erst auf dem Schiffe, so sind sie vollends dem guten oder übeln Willen der Capitaine, Steuerleute und Köche preisgegeben. Sie können ja meist nicht einmal ihre Klagen aussprechen, und ebenso wenig die Bescheide oder Anforderungen jener verstehen. Gewöhnlich

kommen sie mit einer überwiegenden Anzahl von Irländern zusammen, welche einem großen Theile nach unreinlich, roh und zur Gewaltthätigkeit geneigt sind. Sie müssen dann dulden und harren. Nun genug, es kann sich Jeder das selbst hinlänglich ausmalen, welche großen Uebelstände mit dem Wege über England hauptsächlich der Sprache wegen verbunden sind, und wie viel besser durchschnittlich der Auswanderer daran sein muß, der in Hamburg oder Bremen ein deutsches Schiff besteigt und es erst im amerikanischen Hafen wieder verläßt. Schon das ist ein großer Vortheil, daß der deutsche Capitain den Bericht fürchten muß, welchen der Auswanderer von Amerika aus in deutsche Blätter sendet, während der englische oder amerikanische davon gar nichts zu fürchten hat. England zerschneidet die Fahrt; der Zusammenhang derselben mit dem Vaterlande geht verloren.

Fünfter Brief.

Boston, 2. Febr. 1854.

Endlich am 14. October, also gerade einen Monat nach meiner Abreise von Halle, trafen meine liebe Frau und meine lieben Kinder wohlbehalten und munter bei mir in Liverpool ein. Vier Briefe von ihnen waren nicht in meine Hände gekommen, und ich sonach seit meiner Abreise von Hamburg, eine indirekte ausgenommen, ohne Nachricht von ihnen. Plötzlich am genannten Tage beim Mittagsessen kam eine telegraphische Depesche von ihnen aus Hull, welche mir ihre Ankunft für den Abend meldete. Beinahe hätte auch diese Depesche mich verfehlt, da mein Name auf derselben in's Unkenntliche verdreht war, und der kleine Bote schon abgewiesen wurde, als ich noch schnell zugriff und beim Erbrechen meine Vermuthung sich bestätigte. Abends halb zehn Uhr schloß ich meine lieben Herzen

auf dem Bahnhof in die Arme. Das Wiedersehn war froh und trübe zugleich. Nun erst empfand ich es recht, daß ich das Vaterland im Rücken hätte. So lange meine Familie noch in der Heimath gewesen war, hatte ich mich dort noch wie heimisch gefühlt; nun wurde ich durch ihre Gegenwart im fremden Lande erst vollkommen inne, was geschehen sei. Und dies Gefühl blieb natürlich am Wenigsten bei mir selbst stehen; — daß auch die Meinen das Vaterland, und zwar um meinetwillen verloren hätten, und einer dunkeln Zukunft in der Fremde entgegengingen, machte sich jetzt mit aller Schwere geltend. Meine Frau, für welche sonst schon ein Gang in die Stadt etwas Ungewöhnliches, meine Kleinen, für welche ein Besuch auf einem benachbarten Dorfe schon eine Reise gewesen war, hatten nun bereits die Nordsee durchschifft und England durchkreuzt. Und das war erst der kleine Anfang des Wegs, an dessen Ende sich zunächst nichts als Dunkel zeigte. Wie leicht ist es, sich selbst vertreten! — wie schwer, Leben und Glück einer Familie verantworten zu müssen! —

Meine Lieben konnten in den nächsten Tagen kein Ende finden, mir von den Beweisen von Liebe und Güte zu erzählen, die ihnen in den vergangenen letzten Wochen von Nahe und Ferne noch geworden waren. Ihre Erzählungen machten auf mich denselben doppelten Eindruck wie ihre Ankunft. Sie erfreuten und schmerzten zugleich. Sie zeigten mir die viele Liebe, die ich und die Meinigen im Vaterlande besitzen; sie erinnerten aber um so härter an den großen Verlust. „Scheiden, ach Scheiden thut weh!“ Allen, die mir und den Meinen früher und jetzt wohlgethan haben im Vaterlande und der Heimath, durch Großes oder Kleines, hier meinen herzlichen Dank. Was sie den Meinen gethan haben, ist auch mir gethan; und was mir, auch den Meinen. Es soll Nichts und Niemand vergessen sein. Die Fremde soll die Heimath nie verwischen. Es sind unter Denen, die den Meinen sich theilnehmend und hülfreich erzeigten, Manche, die ich nicht von Person, oder nur von ferne kenne. Sie sind mir Alle Freunde geworden. Das Band, das uns mit unserm Vaterlande ver-

knüpft, ist durch diese letzten Erfahrungen nur unzerreißbarer geworden. So ferne, und doch ewig nah. —

Am 22. October gingen wir an Bord des im Flusse liegenden großen Segelschiffs Guiding Star, nach Neuyork bestimmt, Eigenthum der Herren Millers & Thompson; aber erst am 27. Morgens lichtete das Schiff die Anker. Schon der Anfang auf diesem Schiffe war nicht günstig. Man hatte uns gesagt, daß der Kajütenpassagier selbstverständlich Betten vorfände, und auch später haben wir das stets bestätigt gefunden. Auf dem Guiding Star fanden wir leere Kojen, und da es schon Abend wurde, war es ein Glück, daß wir unsre eignen Betten, Federbetten, die zur Seereise nicht zweckmäßig sind, noch erlangen konnten, ehe sie in den Raum gebracht waren, aus dem schwer etwas während der Fahrt wiederzuerhalten ist. Ebenso fehlte es an den sonst immer vorhandenen Geschirren fast ganz. Unsre Forderungen waren vergeblich; die Herren beriefen sich darauf, daß nichts ausgemacht sei. Selbst die uns angewiesenen Kammern waren zum Theil mit Vorräthen, namentlich Spirituosen des Capitains, die sich sogar unter Zollverschluß befanden, angefüllt, und da wir nothgedrungen zwei leere Kammern des hintern Salons einnahmen, geriethen wir darüber mit dem Capitain, der sie für sich allein in Anspruch nahm, in Streit, in Folge dessen wir endlich unsre Kammern erhielten. An die Stelle des, gleich den ersten Abend wegen der Unordnung am Schiffe davongelaufenen englischen Stewarts brachte der Capitain einen Neger, mit dem es ebenfalls schlecht ging. Ich wachte in der Nacht auf und sah denselben mit Licht in der Hand unter meinem Bett zwischen meinen Sachen wühlen. Auf meine Frage, was er suche, wich er aus und ging dann, meine von mir offen gelassene Kammerthür zumachend, hinaus. Da ich sie aber leise wieder öffnete, sah ich ihn gegenüber in der Kammer, welche ein Amerikaner mit seiner Schwester inne hatte, ebenso thun wie zuvor bei mir, und

als er plötzlich das Licht ausblies, rief ich den Amerikaner und sagte ihm, was da vorgehe, worauf der Neger in den hintern Salon entwischte. Ich weckte mit meinen Söhnen den zweiten Steuermann, und da wir nachsuchten, fanden wir den diebischen Stewart angekleidet in einer Koje liegen, scheinbar in tiefen Schlaf versunken. Als am andern Morgen der Capitain auf das Schiff kam und die Sache erfuhr, ließ er den Mann, welcher vorgab, er habe nachsehen wollen, ob nicht Regen eindränge, schließen und an's Land schaffen, und brachte dann einen dritten Stewart, einen Deutschen, aus der Gegend von Danzig, herüber, der die Reise wirklich mitmachte. Interessant war das Benehmen des Negers, oder wohl vielmehr Mulatten, bei der Sache. Als sein dreistes und lächerliches Vorgeben nichts half, suchte er durch Anbieten von Kaffee, Taback, Pfeifen, Rum, meinen ältesten Sohn und den Amerikaner zu bestechen, und als dies nicht angenommen wurde, erinnerte er an die gute Abwartung, die wir bisher von ihm genossen hätten. Wir mochten aber mit dem Menschen die Reise nicht machen, und brachten die Sache dennoch vor den Capitain. Als er schon vor dessen Ankunft sah, daß wir unerbittlich wären, betrug er sich beim Frühstück im äußersten Grade trotzig und stolz gegen den Hafenlootsen, der ihn hinausgehen hieß, da wir seiner nicht mehr bedürften. Obgleich wir dies Letztere auf des Lootsen Frage Alle bestätigten, ging er doch nicht, sondern blieb in stolzer Haltung und mit funkelndem Blicke beim Tische stehen, dem Lootsen die geringschätzigsten Antworten gebend. Der erste Steuermann, der in Abwesenheit des Capitains das Commando hatte, ließ ihn ruhig gewähren. Als der Capitain, der ein sehr leidenschaftlicher Mann war, sobald er die Geschichte hörte, ihn wüthend bei der Brust faßte, wehrte er sich, und mehrere Matrosen waren nöthig, ihm Handschellen anzulegen. Dies geschah in der Kajüte, und als er nun hinaus auf das Verdeck folgen sollte, war er auch mit Gewalt dazu nicht zu bringen; nachdem ihm seine Hemdsärmel zerrissen waren, ließ man ihn stehen, bis das Dampfboot an's Ufer ging. Er war ein sehr großer und starker Mann, und seine leidenschaft-

liche Wuth ganz charakteristisch. Hätte er die damned Germans, wie er uns zähneknirschend nannte, in seine Gewalt bekommen können, so wäre es denselben wahrscheinlich übel ergangen.

Der Stewart ist übrigens auf dem Schiffe eine wichtige Person. Er ist der Haus- und Speisewirth für die Kajüte, und auf die Ordnung oder Unordnung, Gunst oder Mißgunst desselben kommt viel an. Unser deutscher Stewart war sehr mittelmäßig. So ein Mensch führt übrigens eine eigne Art von Leben. Dieser Danziger war seit einer Reihe von Jahren auf verschiedenen englischen Schiffen gewesen und hatte Neuyork, Neuorleans, Australien, Calcutta u. s. w. gesehen. Auf den englischen Schiffen hat der Stewart einen ansehnlichen Gehalt und natürlich Alles frei, so daß er sich nur Kleidung zu schaffen hat. So ein Deutscher kann dann nach einiger Zeit ein Sümmchen mit nach Hause bringen. Natürlich muß er Englisch sprechen können, soviel als seine Stellung mit sich bringt. Die übrigens für ihn erforderlichen Kenntnisse und Fertigkeiten bestehen in denen eines Kellners, nur daß er auf den Segelschiffen auch Scheuern, Aufwaschen und dergleichen zu besorgen hat, obgleich er es meist durch aus dem Zwischendeck angenommene Gehülfen verrichten läßt. Auch der unsre hatte einen solchen Gehülfen, einen sehr unterrichteten englischen Juden, der in Geschichte und Naturkunde sehr Bescheid wußte und ganz richtig Englisch schrieb, was nicht eben gewöhnlich ist.

Unser Schiff war neu, schön und groß, ein Klipper. Es hatte erst eine Reise von Neuschottland in Amerika, wo es gebaut war, bis Liverpool gemacht. Im Zwischendeck hatte es ohngefähr 500 Auswanderer, Irländer und einige vierzig Deutsche. In der Kajüte waren außer meiner Familie von zehn Personen noch das erwähnte amerikanische Geschwisterpaar, eine Engländerin und ein Kasseler mit Frau und Cousine, junge Leute; außerdem der englische Schiffsarzt und der Capitain mit Frau und Kind, bei Tische noch die Steuerleute. Matrosen waren 36 auf dem Schiffe. Aus der Kajüte, welche

aus zwei Räumen bestand, an deren Seiten die Kammern mit den Kojen waren, und welche auf den hintern Theil des Verdecks aufgebaut war, führte eine Treppe hinauf auf ein Hinterdeck, oder vielmehr zunächst in ein Häuschen, das, wie ein Lusthäuschen mit bunten Fenstern versehen, wieder auf der Mitte des Hinterdecks errichtet war und eine Thür auf dasselbe hatte. Auf diesem Hinterdeck konnten wir ungestört uns aufhalten und ergehen und Schiff und See übersehen, so lange es das Wetter erlaubte. Unten aber im vordern Salon war ein Ofen angebracht, der auch das obere Häuschen durch seine Röhre etwas mit erwärmte. In dem vordern Salon wurde gemeinsam Morgens, Mittags und Abends gegessen; der hintere dagegen war uns durch die erzählte Anmaßung des Capitains unzugänglich. Die Räume waren übrigens hübsch, und bei ganz humanem Verhältniß mit dem Capitain würde unser Zustand möglichst angenehm gewesen sein. Der Tisch war reichlich, ja verschwenderisch mit Fleisch bedacht, dies aber sehr schlecht zubereitet, selbst noch roher und härter, als die englische Küche es zu geben pflegt, und alles Uebrige höchst einförmig, und dabei ebenfalls unordentlich und unsauber bereitet. Der Capitain war stolz und leidenschaftlich, sonst nicht von unangenehmer Erscheinung. Der erste Steuermann behandelte die Zwischendecksleute sehr roh, that uns aber nichts zu Leide. Der zweite Steuermann war schlicht, brav und freundlich. Die übrige Mannschaft war gut und wurde von den Deutschen im Zwischendeck sehr gerühmt.

Nachdem wir über vier Tage vergeblich auf die Abfahrt des Schiffes gewartet und uns dabei sehr gelangweilt hatten, setzte sich dasselbe endlich am 27. October mit Tagesanbruch in Bewegung. Ein Dampfboot zog uns ein gut Stück hinaus in die See. Wir hatten den Tag über links die Küste von Wales mit ihren stattlichen Bergen und dann Cap Holyhead in Sicht. Außer der Seekrankheit, die sich mit dem folgenden Tage einstellte, ging Alles gut, bis am vierten Tage unsrer Fahrt, am 30. October, der scharfe Wind allmälig in Sturm überging. Wir waren in der Nähe der Südwestküste von Irland und der

Sturm trieb auf die Küste zu. Das Schwanken des Schiffes wurde außerordentlich stark. In der Kajüte blieb nichts an seinem Orte, was nicht ganz festgemacht war. Unsre Koffer und Kisten und was wir an Kleinigkeiten hatten, rutschte und polterte mit jeder Schwankung hin und her. Stiefeln und Schuhe, Stöcke und Regenschirme, Körbchen und Spielzeug machte alle Bewegungen des Schiffes in unsern Kammern mit. Vor denselben im Salon kollerten Speisekörbe herum, die aus einer Vorrathskammer herauskamen, eine Laterne ging klirrend lange Zeit aus einer Ecke in die andre. Die Gläser, welche über dem Tische in einer eigenthümlichen Vorrichtung von ausgeschnittenen Brettern angebracht waren, klirrten, und im Stewartsraume verführte der ebenso in Behälter eingesetzte Vorrath von Tellern, Schüsseln u. s. w. einen fürchterlichen Lärm, indem dazwischen immer einmal etwas fiel und zerbrach. Thüren, welche nicht fest eingeklinkt werden konnten, schlugen auf und zu. Aerger noch als das Alles war aber das fortwährende Knarren der Kajütenwände, was einen unerträglichen, nervenangreifenden Lärm verursachte. Das Schwanken des Schiffes ist nun aber nicht etwa ein ganz regelmäßiges Hinüber und Herüber, sondern es geht in allen Richtungen, bald nach den Seiten, bald der Länge nach, bald beides zugleich, bald stärker, bald schwächer, bald sanft wiegend, bald heftig stoßend. Die heftigen Stöße, welche das Schiff zwischen den Schwankungen unregelmäßig von den Wellen erhielt, hatten etwas besonders Erschreckendes. Es war immer, als wenn es auf einen harten Gegenstand stieße, und das nachfolgende Beben des ganzen Baues schien ihn in seine ursprünglichen Bestandtheile auflösen zu müssen. Es dauerte lange, ehe ich mich überzeugte, daß diese harten Stöße nur Folge starker Wellen seien. Es erscheint dem Unkundigen wie unmöglich, daß Wasser so kurz und hart zu stoßen vermöge. Später hatte ich dabei immer die Vorstellung, daß eine Riesenfaust aus dem Grunde des Meeres herauf dem Schiffe einen Rippenstoß versetze, oder ich dachte auch an den Dreizack des Vater Neptun. Im Gegensatz zu diesen heftigen Stößen stand das Schiff zuweilen plötzlich wie

still, als wenn auf einmal die See spiegelglatt sein müßte. Diese an sich höchst angenehmen Augenblicke gänzlicher Ruhe hatten doch, weil sie so seltsam gegen das Bisherige abstachen, etwas Unheimliches. Es war, als wenn das Schiff ein belebtes Wesen wäre und von Zeit zu Zeit von seinem tollen Bäumen sich ausruhen und neuen Odem sammeln wollte. Alles stand und lag auf einmal still, kein Klirren, Klappern und Knarren war mehr zu vernehmen, einige Sekunden himmlischer Ruhe traten ein, bis mit einer starken Bewegung das alte Spiel von Neuem begann. Das Schiff mochte dabei wohl von einer einzelnen großen Welle gleichmäßig in die Höhe gehoben werden. Auf dem Verdecke ging es nicht ruhiger zu als in der Kajüte; vielmehr war der große Lärm auf demselben das eigentlich Beunruhigende. Die Arbeiten der Matrosen waren nicht von dem regelmäßigen Gesange und Gejohle begleitet, sondern meist von heftigem verworrenen Geschrei. Krachen und Stürzen schwerer Gegenstände unterbrach zuweilen den gewöhnlichen Lärm, und hatte dann eben jenes wilde Geschrei und Getrampel zur Folge. Dazu das Gebrause der Wogen und das Heulen des Windes, und das durch allen Lärm hindurch hörbare Geschrei der Zwischendeckspassagiere. Dabei waren wir fast alle bedeutend seekrank und entbehrten obendrein bei der Unordnung am Schiffe der nöthigen Geschirre und Vorrichtungen. Das Wenige, was wir an Geschirren hatten, rutschte und rollte in den Räumen hin und her, und wurde dadurch ebenfalls nutzlos. Es war also weiter keine Wahl: die Seekranken brachen aus den Kojen heraus rücksichtslos hin auf den Boden und was gerade auf demselben sich herumbewegte. Nun mache man sich von dem Zustande selbst ein Bild, das ich wohl nicht weiter auszuführen brauche.

Die Nacht vom 30. auf den 31. October, in welcher der Sturm vorzüglich tobte, war furchtbar. Mein zweiter Sohn allein blieb von der Seekrankheit verschont. Er stieg immer wieder auf unser Hinterdeck die Treppe hinauf, besonders wenn ein auffallender Lärm uns erschreckte, hielt sich da an einem eisernen Geländer fest und brachte mir dann Botschaft über

dampfern so kleine und so einfache Werkzeug so viel leistet. Zwar erreichen die Schraubendampfer bisher im Durchschnitt nicht dieselbe Schnelligkeit wie die Schaufeldampfer, welche große Räder wie an den Wassermühlen zu beiden Seiten haben; aber mitunter übertreffen sie doch auch die letztern darin. Das schönere schlankere Aussehn haben sie jedenfalls vor ihnen voraus.

Die wohl drei Mann hohen Mauern, von welchen der größte Theil der Docks umschlossen ist, haben allein dem Zolle ihre Entstehung zu danken. Sie kosten jedenfalls viel Arbeit, verengen den Raum und hindern An- und Aussicht des Hafens. Das ist ja die Natur des Zolles, an die sie ganz besonders stark erinnern. Reist man in der Art, wie wir mit Gepäck, durch England, so bekommt man einen Begriff von dieser edlen Einrichtung. Um die Zollfreunde zu Freihändlern zu machen, müßte man sie denselben Weg in derselben Art schicken. Wir hatten eine Anzahl Kisten als Transitgut bei uns. Die Scheerereien, der Zeitverlust, die Kosten, der Aerger sind dabei in der That haarsträubend gewesen.

Ein besondres Interesse für den Deutschen hat Liverpool in Betreff der Auswanderung. Ein großer Theil der Deutschen, welche nach Amerika ziehn, geht über diesen Hafen. Die Schaaren werden von Hamburg oder Rotterdam mit Dampfschiff nach Hull, und von da mit Eisenbahn nach Liverpool befördert, wo sie dann meist auf englische oder amerikanische Schiffe gebracht werden. Es wird viel darüber gestritten, ob diese „indirekte“ Route räthlich sei oder nicht. Nach meinen Erfahrungen in der Sache kann ich nur von ihr abrathen. Der Weg über England mag etwas wohlfeiler sein; — das ist aber auch wohl der einzige Vorzug desselben, und dieser wird wohl auch meist durch andre Umstände wieder aufgehoben, indem der Aufenthalt in England zu Nebenausgaben verleitet und dem Betruge mehr aussetzt. Daß dieser Weg gefahrloser sei und weniger Zeit erfordere, ist durchschnittlich schwerlich begründet. Die offenbaren Nachtheile aber liegen in folgenden Verhältnissen. Auf diesem Wege wird das Gepäck in England

mehrmals umgeladen, wobei leicht etwas beschädigt wird oder verloren geht. Auf den Dampfschiffen werden die Auswanderer sehr schlecht gehalten; sie liegen nicht in Kojen, sondern auf dem Boden, oft auf Kisten und Kasten. Der Hauptnachtheil aber liegt in der Fremdheit der Sprache, der Gesetze und Einrichtungen Englands- und des englischen oder amerikanischen Schiffes. Der deutsche Auswanderer ist dadurch seinem deutschen Agenten gänzlich preisgegeben. Dieser ist in der That sein fast absoluter Vormund, den er nicht einmal controliren kann, weil er nichts von dem versteht, was derselbe mit Engländern spricht, und weil er ihm Alles glauben muß, was er ihm sagt. Der Auswanderer fühlt sich da meist wie verrathen und verkauft. Und in der That, ist der Agent — wie denn das nur allzuhäufig ist — ein Schurke, so kann er mit seinem Schützling so ziemlich machen was er will. Argwöhnt dieser Betrug, so kann er zu keiner Gewißheit kommen; oder sieht er den Betrug, so kann er sich dessen nicht erwehren. Wo soll er Hülfe finden? Bei den Gerichten? Er weiß sie nicht zu finden, und wenn er sie findet, weiß er sich nicht verständlich zu machen und nicht zu verstehen. Sein Agent ist ja eben der, der ihm als Vermittler überall dienen soll. Will er Deutsche zu Hülfe rufen, so muß er sie erst suchen und finden, und dazu gehört Zeit, wenn es ihm überhaupt gelingt. Er kann sich etwa an die dortige deutsche Gesellschaft wenden, deren Zweck es ist, hülfsbedürftiger Landsleute sich anzunehmen. Aber er weiß nichts von ihrem Bestehen, und wenn er etwas davon weiß, so muß er ihr Lokal erst finden. Unterdeß ist er vielleicht schon an Bord. Die Agenten sind auch meist selbst der Sprache nicht völlig mächtig, und selbst nicht der Einrichtungen und Gesetze des Landes hinreichend kundig, also auch nur in beschränktem Maße fähig, ihre Schützlinge selbst bei dem besten Willen zu vertreten. Sind diese nun aber erst auf dem Schiffe, so sind sie vollends dem guten oder übeln Willen der Capitaine, Steuerleute und Köche preisgegeben. Sie können ja meist nicht einmal ihre Klagen aussprechen, und ebenso wenig die Bescheide oder Anforderungen jener verstehen. Gewöhnlich

kommen sie mit einer überwiegenden Anzahl von Irländern zusammen, welche einem großen Theile nach unreinlich, roh und zur Gewaltthätigkeit geneigt sind. Sie müssen dann dulden und harren. Nun genug, es kann sich Jeder das selbst hinlänglich ausmalen, welche großen Uebelstände mit dem Wege über England hauptsächlich der Sprache wegen verbunden sind, und wie viel besser durchschnittlich der Auswanderer daran sein muß, der in Hamburg oder Bremen ein deutsches Schiff besteigt und es erst im amerikanischen Hafen wieder verläßt. Schon das ist ein großer Vortheil, daß der deutsche Capitain den Bericht fürchten muß, welchen der Auswanderer von Amerika aus in deutsche Blätter sendet, während der englische oder amerikanische davon gar nichts zu fürchten hat. England zerschneidet die Fahrt; der Zusammenhang derselben mit dem Vaterlande geht verloren.

Fünfter Brief.

Boston, 2. Febr. 1854.

Endlich am 14. October, also gerade einen Monat nach meiner Abreise von Halle, trafen meine liebe Frau und meine lieben Kinder wohlbehalten und munter bei mir in Liverpool ein. Vier Briefe von ihnen waren nicht in meine Hände gekommen, und ich sonach seit meiner Abreise von Hamburg, eine indirekte ausgenommen, ohne Nachricht von ihnen. Plötzlich am genannten Tage beim Mittagsessen kam eine telegraphische Depesche von ihnen aus Hull, welche mir ihre Ankunft für den Abend meldete. Beinahe hätte auch diese Depesche mich verfehlt, da mein Name auf derselben in's Unkenntliche verdreht war, und der kleine Bote schon abgewiesen wurde, als ich noch schnell zugriff und beim Erbrechen meine Vermuthung sich bestätigte. Abends halb zehn Uhr schloß ich meine lieben Herzen

auf dem Bahnhof in die Arme. Das Wiedersehn war froh und trübe zugleich. Nun erst empfand ich es recht, daß ich das Vaterland im Rücken hätte. So lange meine Familie noch in der Heimath gewesen war, hatte ich mich dort noch wie heimisch gefühlt; nun wurde ich durch ihre Gegenwart im fremden Lande erst vollkommen inne, was geschehen sei. Und dies Gefühl blieb natürlich am Wenigsten bei mir selbst stehen; — daß auch die Meinen das Vaterland, und zwar um meinetwillen verloren hätten, und einer dunkeln Zukunft in der Fremde entgegengingen, machte sich jetzt mit aller Schwere geltend. Meine Frau, für welche sonst schon ein Gang in die Stadt etwas Ungewöhnliches, meine Kleinen, für welche ein Besuch auf einem benachbarten Dorfe schon eine Reise gewesen war, hatten nun bereits die Nordsee durchschifft und England durchkreuzt. Und das war erst der kleine Anfang des Wegs, an dessen Ende sich zunächst nichts als Dunkel zeigte. Wie leicht ist es, sich selbst vertreten! — wie schwer, Leben und Glück einer Familie verantworten zu müssen! —

Meine Lieben konnten in den nächsten Tagen kein Ende finden, mir von den Beweisen von Liebe und Güte zu erzählen, die ihnen in den vergangenen letzten Wochen von Nahe und Ferne noch geworden waren. Ihre Erzählungen machten auf mich denselben doppelten Eindruck wie ihre Ankunft. Sie erfreuten und schmerzten zugleich. Sie zeigten mir die viele Liebe, die ich und die Meinigen im Vaterlande besitzen; sie erinnerten aber um so härter an den großen Verlust. „Scheiden, ach Scheiden thut weh!“ Allen, die mir und den Meinen früher und jetzt wohlgethan haben im Vaterlande und der Heimath, durch Großes oder Kleines, hier meinen herzlichen Dank. Was sie den Meinen gethan haben, ist auch mir gethan; und was mir, auch den Meinen. Es soll Nichts und Niemand vergessen sein. Die Fremde soll die Heimath nie verwischen. Es sind unter Denen, die den Meinen sich theilnehmend und hülfreich erzeigten, Manche, die ich nicht von Person, oder nur von ferne kenne. Sie sind mir Alle Freunde geworden. Das Band, das uns mit unserm Vaterlande ver-

knüpft, ist durch diese letzten Erfahrungen nur unzerreißbarer geworden. So ferne, und doch ewig nah. —

Am 22. October gingen wir an Bord des im Flusse liegenden großen Segelschiffs Guiding Star, nach Neuyork bestimmt, Eigenthum der Herren Millers & Thompson; aber erst am 27. Morgens lichtete das Schiff die Anker. Schon der Anfang auf diesem Schiffe war nicht günstig. Man hatte uns gesagt, daß der Kajütenpassagier selbstverständlich Betten vorfände, und auch später haben wir das stets bestätigt gefunden. Auf dem Guiding Star fanden wir leere Kojen, und da es schon Abend wurde, war es ein Glück, daß wir unsre eignen Betten, Federbetten, die zur Seereise nicht zweckmäßig sind, noch erlangen konnten, ehe sie in den Raum gebracht waren, aus dem schwer etwas während der Fahrt wiederzuerhalten ist. Ebenso fehlte es an den sonst immer vorhandenen Geschirren fast ganz. Unsre Forderungen waren vergeblich; die Herren beriefen sich darauf, daß nichts ausgemacht sei. Selbst die uns angewiesenen Kammern waren zum Theil mit Vorräthen, namentlich Spirituosen des Capitains, die sich sogar unter Zollverschluß befanden, angefüllt, und da wir nothgedrungen zwei leere Kammern des hintern Salons einnahmen, geriethen wir darüber mit dem Capitain, der sie für sich allein in Anspruch nahm, in Streit, in Folge dessen wir endlich unsre Kammern erhielten. An die Stelle des, gleich den ersten Abend wegen der Unordnung am Schiffe davongelaufenen englischen Stewarts brachte der Capitain einen Neger, mit dem es ebenfalls schlecht ging. Ich wachte in der Nacht auf und sah denselben mit Licht in der Hand unter meinem Bett zwischen meinen Sachen wühlen. Auf meine Frage, was er suche, wich er aus und ging dann, meine von mir offen gelassene Kammerthür zumachend, hinaus. Da ich sie aber leise wieder öffnete, sah ich ihn gegenüber in der Kammer, welche ein Amerikaner mit seiner Schwester inne hatte, ebenso thun wie zuvor bei mir, und

als er plötzlich das Licht ausblies, rief ich den Amerikaner und sagte ihm, was da vorgehe, worauf der Neger in den hintern Salon entwischte. Ich weckte mit meinen Söhnen den zweiten Steuermann, und da wir nachsuchten, fanden wir den diebischen Stewart angekleidet in einer Koje liegen, scheinbar in tiefen Schlaf versunken. Als am andern Morgen der Capitain auf das Schiff kam und die Sache erfuhr, ließ er den Mann, welcher vorgab, er habe nachsehen wollen, ob nicht Regen eindränge, schließen und an's Land schaffen, und brachte dann einen dritten Stewart, einen Deutschen, aus der Gegend von Danzig, herüber, der die Reise wirklich mitmachte. Interessant war das Benehmen des Negers, oder wohl vielmehr Mulatten, bei der Sache. Als sein dreistes und lächerliches Vorgeben nichts half, suchte er durch Anbieten von Kaffee, Taback, Pfeifen, Rum, meinen ältesten Sohn und den Amerikaner zu bestechen, und als dies nicht angenommen wurde, erinnerte er an die gute Abwartung, die wir bisher von ihm genossen hätten. Wir mochten aber mit dem Menschen die Reise nicht machen, und brachten die Sache dennoch vor den Capitain. Als er schon vor dessen Ankunft sah, daß wir unerbittlich wären, betrug er sich beim Frühstück im äußersten Grade trotzig und stolz gegen den Hafenlootsen, der ihn hinausgehen hieß, da wir seiner nicht mehr bedürften. Obgleich wir dies Letztere auf des Lootsen Frage Alle bestätigten, ging er doch nicht, sondern blieb in stolzer Haltung und mit funkelndem Blicke beim Tische stehen, dem Lootsen die geringschätzigsten Antworten gebend. Der erste Steuermann, der in Abwesenheit des Capitains das Commando hatte, ließ ihn ruhig gewähren. Als der Capitain, der ein sehr leidenschaftlicher Mann war, sobald er die Geschichte hörte, ihn wüthend bei der Brust faßte, wehrte er sich, und mehrere Matrosen waren nöthig, ihm Handschellen anzulegen. Dies geschah in der Kajüte, und als er nun hinaus auf das Verdeck folgen sollte, war er auch mit Gewalt dazu nicht zu bringen; nachdem ihm seine Hemdsärmel zerrissen waren, ließ man ihn stehen, bis das Dampfboot an's Ufer ging. Er war ein sehr großer und starker Mann, und seine leidenschaft-

liche Wuth ganz charakteristisch. Hätte er die damned Germans, wie er uns zähneknirschend nannte, in seine Gewalt bekommen können, so wäre es denselben wahrscheinlich übel ergangen.

Der Stewart ist übrigens auf dem Schiffe eine wichtige Person. Er ist der Haus- und Speisewirth für die Kajüte, und auf die Ordnung oder Unordnung, Gunst oder Mißgunst desselben kommt viel an. Unser deutscher Stewart war sehr mittelmäßig. So ein Mensch führt übrigens eine eigne Art von Leben. Dieser Danziger war seit einer Reihe von Jahren auf verschiedenen englischen Schiffen gewesen und hatte Neuyork, Neuorleans, Australien, Calcutta u. s. w. gesehen. Auf den englischen Schiffen hat der Stewart einen ansehnlichen Gehalt und natürlich Alles frei, so daß er sich nur Kleidung zu schaffen hat. So ein Deutscher kann dann nach einiger Zeit ein Sümmchen mit nach Hause bringen. Natürlich muß er Englisch sprechen können, soviel als seine Stellung mit sich bringt. Die übrigens für ihn erforderlichen Kenntnisse und Fertigkeiten bestehen in denen eines Kellners, nur daß er auf den Segelschiffen auch Scheuern, Aufwaschen und dergleichen zu besorgen hat, obgleich er es meist durch aus dem Zwischendeck angenommene Gehülfen verrichten läßt. Auch der unsre hatte einen solchen Gehülfen, einen sehr unterrichteten englischen Juden, der in Geschichte und Naturkunde sehr Bescheid wußte und ganz richtig Englisch schrieb, was nicht eben gewöhnlich ist.

Unser Schiff war neu, schön und groß, ein Klipper. Es hatte erst eine Reise von Neuschottland in Amerika, wo es gebaut war, bis Liverpool gemacht. Im Zwischendeck hatte es ohngefähr 500 Auswanderer, Irländer und einige vierzig Deutsche. In der Kajüte waren außer meiner Familie von zehn Personen noch das erwähnte amerikanische Geschwisterpaar, eine Engländerin und ein Kasseler mit Frau und Cousine, junge Leute; außerdem der englische Schiffsarzt und der Capitain mit Frau und Kind, bei Tische noch die Steuerleute. Matrosen waren 36 auf dem Schiffe. Aus der Kajüte, welche

aus zwei Räumen bestand, an deren Seiten die Kammern mit den Kojen waren, und welche auf den hintern Theil des Verdecks aufgebaut war, führte eine Treppe hinauf auf ein Hinterdeck, oder vielmehr zunächst in ein Häuschen, das, wie ein Lusthäuschen mit bunten Fenstern versehen, wieder auf der Mitte des Hinterdecks errichtet war und eine Thür auf dasselbe hatte. Auf diesem Hinterdeck konnten wir ungestört uns aufhalten und ergehen und Schiff und See übersehen, so lange es das Wetter erlaubte. Unten aber im vordern Salon war ein Ofen angebracht, der auch das obere Häuschen durch seine Röhre etwas mit erwärmte. In dem vordern Salon wurde gemeinsam Morgens, Mittags und Abends gegessen; der hintere dagegen war uns durch die erzählte Anmaßung des Capitains unzugänglich. Die Räume waren übrigens hübsch, und bei ganz humanem Verhältniß mit dem Capitain würde unser Zustand möglichst angenehm gewesen sein. Der Tisch war reichlich, ja verschwenderisch mit Fleisch bedacht, dies aber sehr schlecht zubereitet, selbst noch roher und härter, als die englische Küche es zu geben pflegt, und alles Uebrige höchst einförmig, und dabei ebenfalls unordentlich und unsauber bereitet. Der Capitain war stolz und leidenschaftlich, sonst nicht von unangenehmer Erscheinung. Der erste Steuermann behandelte die Zwischendecksleute sehr roh, that uns aber nichts zu Leide. Der zweite Steuermann war schlicht, brav und freundlich. Die übrige Mannschaft war gut und wurde von den Deutschen im Zwischendeck sehr gerühmt.

Nachdem wir über vier Tage vergeblich auf die Abfahrt des Schiffes gewartet und uns dabei sehr gelangweilt hatten, setzte sich dasselbe endlich am 27. October mit Tagesanbruch in Bewegung. Ein Dampfboot zog uns ein gut Stück hinaus in die See. Wir hatten den Tag über links die Küste von Wales mit ihren stattlichen Bergen und dann Cap Holyhead in Sicht. Außer der Seekrankheit, die sich mit dem folgenden Tage einstellte, ging Alles gut, bis am vierten Tage unsrer Fahrt, am 30. October, der scharfe Wind allmälig in Sturm überging. Wir waren in der Nähe der Südwestküste von Irland und der

Sturm trieb auf die Küste zu. Das Schwanken des Schiffes wurde außerordentlich stark. In der Kajüte blieb nichts an seinem Orte, was nicht ganz festgemacht war. Unsre Koffer und Kisten und was wir an Kleinigkeiten hatten, rutschte und polterte mit jeder Schwankung hin und her. Stiefeln und Schuhe, Stöcke und Regenschirme, Körbchen und Spielzeug machte alle Bewegungen des Schiffes in unsern Kammern mit. Vor denselben im Salon kollerten Speisekörbe herum, die aus einer Vorrathskammer herauskamen, eine Laterne ging klirrend lange Zeit aus einer Ecke in die andre. Die Gläser, welche über dem Tische in einer eigenthümlichen Vorrichtung von ausgeschnittenen Brettern angebracht waren, klirrten, und im Stewartsraume verführte der ebenso in Behälter eingesetzte Vorrath von Tellern, Schüsseln u. s. w. einen fürchterlichen Lärm, indem dazwischen immer einmal etwas fiel und zerbrach. Thüren, welche nicht fest eingeklinkt werden konnten, schlugen auf und zu. Aerger noch als das Alles war aber das fortwährende Knarren der Kajütenwände, was einen unerträglichen, nervenangreifenden Lärm verursachte. Das Schwanken des Schiffes ist nun aber nicht etwa ein ganz regelmäßiges Hinüber und Herüber, sondern es geht in allen Richtungen, bald nach den Seiten, bald der Länge nach, bald beides zugleich, bald stärker, bald schwächer, bald sanft wiegend, bald heftig stoßend. Die heftigen Stöße, welche das Schiff zwischen den Schwankungen unregelmäßig von den Wellen erhielt, hatten etwas besonders Erschreckendes. Es war immer, als wenn es auf einen harten Gegenstand stieße, und das nachfolgende Beben des ganzen Baues schien ihn in seine ursprünglichen Bestandtheile auflösen zu müssen. Es dauerte lange, ehe ich mich überzeugte, daß diese harten Stöße nur Folge starker Wellen seien. Es erscheint dem Unkundigen wie unmöglich, daß Wasser so kurz und hart zu stoßen vermöge. Später hatte ich dabei immer die Vorstellung, daß eine Riesenfaust aus dem Grunde des Meeres herauf dem Schiffe einen Rippenstoß versetze, oder ich dachte auch an den Dreizack des Vater Neptun. Im Gegensatz zu diesen heftigen Stößen stand das Schiff zuweilen plötzlich wie

still, als wenn auf einmal die See spiegelglatt sein müßte. Diese an sich höchst angenehmen Augenblicke gänzlicher Ruhe hatten doch, weil sie so seltsam gegen das Bisherige abstachen, etwas Unheimliches. Es war, als wenn das Schiff ein belebtes Wesen wäre und von Zeit zu Zeit von seinem tollen Bäumen sich ausruhen und neuen Odem sammeln wollte. Alles stand und lag auf einmal still, kein Klirren, Klappern und Knarren war mehr zu vernehmen, einige Sekunden himmlischer Ruhe traten ein, bis mit einer starken Bewegung das alte Spiel von Neuem begann. Das Schiff mochte dabei wohl von einer einzelnen großen Welle gleichmäßig in die Höhe gehoben werden. Auf dem Verdecke ging es nicht ruhiger zu als in der Kajüte; vielmehr war der große Lärm auf demselben das eigentlich Beunruhigende. Die Arbeiten der Matrosen waren nicht von dem regelmäßigen Gesange und Gejohle begleitet, sondern meist von heftigem verworrenen Geschrei. Krachen und Stürzen schwerer Gegenstände unterbrach zuweilen den gewöhnlichen Lärm, und hatte dann eben jenes wilde Geschrei und Getrampel zur Folge. Dazu das Gebrause der Wogen und das Heulen des Windes, und das durch allen Lärm hindurch hörbare Geschrei der Zwischendeckspassagiere. Dabei waren wir fast alle bedeutend seekrank und entbehrten obendrein bei der Unordnung am Schiffe der nöthigen Geschirre und Vorrichtungen. Das Wenige, was wir an Geschirren hatten, rutschte und rollte in den Räumen hin und her, und wurde dadurch ebenfalls nutzlos. Es war also weiter keine Wahl: die Seekranken brachen aus den Kojen heraus rücksichtslos hin auf den Boden und was gerade auf demselben sich herumbewegte. Nun mache man sich von dem Zustande selbst ein Bild, das ich wohl nicht weiter auszuführen brauche.

Die Nacht vom 30. auf den 31. October, in welcher der Sturm vorzüglich tobte, war furchtbar. Mein zweiter Sohn allein blieb von der Seekrankheit verschont. Er stieg immer wieder auf unser Hinterdeck die Treppe hinauf, besonders wenn ein auffallender Lärm uns erschreckte, hielt sich da an einem eisernen Geländer fest und brachte mir dann Botschaft über

das, was er gesehen, über die Stärke und Richtung des Windes u. s. w., bis einmal eine Welle ihn überschüttete, und ich ihm nun das Hinaufgehen verbot. Von da an konnten wir nur durch die Fenster des obern Häuschens und gelegentlich durch die geöffnete Thür die Vorgänge zu beobachten suchen, was freilich bei der großen Dunkelheit sehr schwer hielt. In der besorglichsten Zeit, mitten in der Nacht, ließ ich alle meine Kinder aufstehn und sich vollständig anziehn. Sie fragten, weshalb, ich antwortete, es sei doch besser. Wir hingen auf den Bänken umher, durch Stemmen und Anklammern uns festhaltend; die Kinder legten sich in den Kleidern wieder in die Kojen, wo man zwar auch nur durch Festhalten sich vor dem Herausstürzen sichern konnte, aber dann doch wenigstens lag. Von einer Stelle zur andern gelangen konnten wir nur mit höchster Vorsicht, und mit steter Gefahr, tüchtig hingeworfen zu werden. Man mußte einen günstigen Augenblick abwarten, um dann mit einem Sprunge den erstrebten Ort zu erreichen. Wir hatten zum Theil noch längere Zeit Schmerzen von den dabei erhaltenen Stößen.

Ich versuchte es einmal, mit dem Capitain über die Lage der Dinge zu sprechen. Er ging in der Nacht die Treppe hinauf, und ich fragte ihn, wie es mit dem Schiffe stehe. O very well (o, sehr gut), war seine Antwort, und damit stieg er hinauf, ohne auf meine weitere Frage, ob das auch wahr sei, etwas zu erwiedern. Daß es nicht wahr gewesen, sahen wir am folgenden Morgen mit eignen Augen, und erfuhren wir allmälig mehr und mehr aus Mittheilungen der Mannschaft. Das ganze Verdeck bot am andern Tage einen sehr traurigen Anblick dar. Die obern Theile des Mittelmastes, die sogenannten Stengen waren heruntergebrochen und verschwunden, die große Raa an demselben Maste, wenigstens mannsdick, mitten entzwei, viele Taue waren zerrissen und die Segel zerfetzt, an deren Stelle nur zwei zerrissene Nothsegel, klein und nothdürftig befestigt, aufgespannt waren; eins von den fünf Booten war weg, ein andres war auf unser Deck geschleudert und stark beschädigt, ein drittes lag auf dem Mitteldeck, indem

einer der Balken, welche da von Bord zu Bord gingen, gebrochen war. Die stürzenden Stengen hatten ein Loch in's Verdeck geschlagen, durch welches die überstürzenden Wellen eingedrungen waren, bis man es mit Brettern zugenagelt hatte. Die vier eisernen Pfeiler, an welchen zwei Boote zu beiden Seiten des Hinterdecks aufgehängt waren, fanden sich, obgleich stärker als ein Mannsarm, ganz krumm heruntergebogen. Später erfuhren wir von der Frau des Capitains, daß derselbe in der That das Schlimmste befürchtet hatte, und nur dem scharfen Baue des Schiffs schrieb er es zu, daß wir nicht auf die Küste gerathen wären.

Drei Tage noch fuhren wir in diesem Zustande im Ocean an der gefährlichen Westküste Irlands hin, ohne indeß dieselbe, außer am dritten, auf kurze Zeit, zu Gesicht zu bekommen. Gleich nach der Sturmnacht wurde uns gesagt, daß wir nach Cork an der Südküste Irlands gingen, und nicht mehr weit hätten. Da wir aber gar nicht hinkamen und immer nördlich fuhren, hieß es dann, wir gingen nach Glasgow in Schottland, weil in Cork das Schiff nicht ausgebessert werden könnte. Diese Tage waren Tage peinlicher Ungewißheit. Die See ging, trotz mäßigen Windes zunächst noch sehr hoch, so daß am ersten Tage gar nicht gekocht werden konnte, sondern wir uns mit kaltem Essen und einem Glas Eierpunsch begnügen mußten. Allmälig wurden wieder mehr Segel hergestellt. Die Besorgniß vor einer Wiederholung des Sturmes blieb ohne Erfüllung. Wir sahen in der ganzen Zeit nur einmal ein Segel in weiter Ferne. Sehr ergötzte uns eine Schaar Delphine, welche einmal einige Stunden neben dem Hintertheil unsers Schiffes herschwammen. Die außerordentliche Schnelligkeit und Munterkeit, mit der sie sich zu unsrer Seite hielten und durch die Wogen schossen, bald darin fast verschwindend, bald in einem Wellenthale über das Wasser sich erhebend, hatte etwas höchst Erfreuliches in der Einsamkeit der Meerwüste. Die Geselligkeit dieser Thiere und ihr Anschließen an den Menschen, die Lustigkeit ihrer Bewegungen erquickte förmlich nach den Aengsten des Sturmes, und es war, als wollten sie dem Seefahrer Muth

einsprechen und die Nähe der Rettung verkündigen. Ich weiß nicht, ob es ganz dieselben Fische waren, wie die Delphine der Alten (die Engländer nannten die Thiere auf unsre Frage delphins); wenn sie es aber gewesen, so kann ich mir nun die freundliche Rolle, welche dieselben in der griechischen Mythe spielen, vollkommen erklären. Wir denken noch mit Freude an diese Erscheinung. Meine Söhne haben auch ein oder zweimal das Meerleuchten bemerkt.

Am dritten Tage nach dem Sturme gegen Abend sahen wir von ferne den Eingang des Nordkanals, welcher zwischen Irland und Schottland hindurch in die irische See führt, und durch den wir fahren mußten, wenn wir nach Glasgow wollten. Ich stand oben im Häuschen mit der Karte von England in der Hand. Der Capitain, der zufällig vorüber ging, trat heran, nahm einen Bleistift aus der Tasche und zog einen Strich durch den Nordkanal in die irische See hinein, um unsern jetzigen Cours anzudeuten. Ich fragte: und dann hier hinauf nach Glasgow? Da schüttelte er mit dem Kopfe, nahm noch einmal den Bleistift und verlängerte den Strich durch die ganze irische See bis Liverpool. So war's also wieder mit Glasgow nichts. Am andern Morgen waren wir wenig vorgerückt, so eben durch den Nordkanal hindurch. Diesen und den folgenden Tag bis Mittag kamen wir wegen widrigen Windes nur langsam gegen Liverpool hin weiter. Wir begegneten bei ziemlichem Nebel einem Küstenfahrer. Der Capitain fragte die Leute, ob sie das Cap Holyhead gesehen hätten. Sie bejaheten die Frage, und gaben die Entfernung auf achtzehn Meilen an. Jetzt wurde das Schiff gewendet und wir gingen nach dem Hafen von Belfast an der irischen Küste, dessen Eingang wir bereits vorüber waren. Hier warfen wir am Abend des 4. November endlich Anker, froh im Gefühle wiedergekehrter Sicherheit. Der sehr große Hafen von Belfast hat hübsche, mit Ortschaften und einzelnen Häusern besetzte und meist mit Grün bedeckte Höhen zur Einfassung. Wir konnten sie meist des Nebels wegen kaum oder gar nicht sehen, doch hatten wir einige Male auch helle Blicke auf das Land. Die Stadt lag noch fünf

englische Meilen von uns, so daß wir sie auch bei hellem Wetter nur mit dem Fernrohr deutlich sehen konnten. Wir lagen hier fünf langweilige Tage, während welcher wir nicht einmal an's Land konnten. Der Capitain war nach Liverpool gegangen, um von dort ein Dampfschiff zu holen, das uns dahin zurückbrächte. Nach langem vergeblichem Harren kam er endlich mit einem solchen am 9. November Mittags, und Nachmittags 3 Uhr nahm dasselbe uns in das Schlepptau und brachte uns folgenden Tages am Abend glücklich in den liverpooler Hafen zurück. Aber erst den abermals folgenden Tag Nachmittags 4 Uhr wurden wir durch ein Dampfboot an's Ufer gesetzt und trafen wieder im Rheinischen Hofe ein, wo man unser Unglück schon kannte.

Außer durch Sturm war unser Schiff aber auch durch die Cholera schwer heimgesucht. Ehe wir den Hafen verließen, starben bereits mehrere Zwischendeckspassagiere. Diese Krankheit zeigte sich damals auf fast allen Auswandererschiffen, die von Liverpool ausgingen, während sie in der Stadt selbst nur in zerstreuten Fällen vorkam; und auch da waren es wohl meist Auswanderer, welche von ihr befallen wurden. Auf den Schiffen nahm sie gewöhnlich im Hafen ihren Anfang und stieg dann auf der See zu arger Höhe. Auf unserem Guiding Star starben in den 20 Tagen, welche wir auf ihm zubrachten, etwa 36, und außer diesen noch Einige, welche in Belfast krank an's Land gebracht wurden. Während wir hier im Hafen still lagen, kam es einmal fast zu vollem Aufruhr von Seiten der Irländer im Zwischendeck. Sie drangen wüthend auf den ersten Steuermann ein, der in Abwesenheit des Capitains das Commando hatte, und forderten, die zwei auf dem Verdeck schon länger liegenden Choleraleichen sollten zum Begräbniß an's Land gebracht werden (da man Todte im Hafen nicht in's Wasser versenkt), und auch sie selbst solle man auf's Land versetzen, damit sie nicht Alle stürben. Bald nach unsrer Ankunft im Hafen waren die vorhandenen Todten und Kranken von der Gesundheitscommission mitgenommen worden, aber nun war seit etwa zwei Tagen nichts wieder geschehen. Der zitternde

Steuermann versprach, daß er sofort ein Dampfboot berufen wolle, und ließ nun, da es Abend war, Raketen steigen. Nach einigen Stunden kam ein Ruderboot mit Beamten, welche von ihrem Fahrzeuge aus versprachen, daß am folgenden Morgen mit Aufgang der Sonne ein Dampfboot kommen solle, und zugleich die Leute durch Ermahnung und durch Erinnerung an die dem Aufrührer drohende schwere Strafe zu besänftigen suchten. Erst am folgenden Mittag kam das versprochene Dampfboot und nahm Todte und Kranke mit weg, die Gesunden aber mußten bleiben. Es konnte in der That nur die Furcht vor der Strafe vom Aufruhr in solcher Lage abhalten. Nach überstandener Seegefahr nun endlich im Hafen liegen, und doch vor der Cholerагefahr, die ja allein im Schiffe war, sich nicht an das nahe Land retten dürfen, — das war für die Kajütenpassagiere schon schlimm, für die im Zwischendeck aber, wo die Krankheit herrschte, natürlich zehnfach schrecklich. An's Land zu gehen wurde aber geradezu verwehrt.

Bei einer gerichtlichen Verhandlung in Liverpool gegen den Capitain, welcher von den Matrosen verklagt worden war, erklärte ein als Sachverständiger gehörter Arzt, daß von den Passagieren des Guiding Star kaum zwanzig lebend nach Amerika gekommen sein würden, wenn das Schiff unter den darauf vorhandenen Verhältnissen die Reise fortgesetzt hätte. In Neuyork traf ich Bekannte, welche vor mir von Liverpool mit einem Segelschiffe dahin gegangen waren. Ihr Schiff hatte siebzig und einige Todte gehabt. Ebenso arg und noch ärger hat die Cholera damals auf vielen andern, von Liverpool ausgegangenen Schiffen gehaust. Das Leben in den Zwischendecken ist freilich schon an und für sich der Entwickelung der Krankheit günstig, und schon die Reise bis Liverpool in naßkalter Jahreszeit kann sehr gut den Keim dazu legen; aber zugleich ist sicherlich die gewissenlose Behandlung die Ursache, daß das Uebel zu solcher Höhe steigt. Auf unserm Schiffe war das entschieden der Fall. Es waren auf demselben keine Anstalten zur Luftreinigung getroffen. Erst im Hafen von Belfast, nachdem eine Gesundheitscommission an Bord gewesen war, wurde

durch ein Segel diese Reinigung bewerkstelligt, aber auch nur an zwei Tagen und jedesmal nur auf einige Zeit. Dabei war die Unreinlichkeit im Zwischendeck ungeheuer, und von den ursprünglich vorhandenen fünf Abtritten hatte der Capitain nach der Ausfahrt aus dem Hafen drei wegnehmen lassen. Auf den liverpooler Schiffen kochen sich die Zwischendeckspassagiere selbst; die Küche ist aber immer so klein, daß der Einzelne nur selten dran kommt, und der Schwache sogar durch die Uebermüthigen fast ganz davon hinweggedrängt wird. So ging es den Deutschen auf unserm Schiffe, welche gegen die Irländer in so geringer Minderheit waren, daß sie nichts gegen deren Gewaltthätigkeiten auszurichten vermochten. Sie waren froh, wenn sie vom Koch etwas heißes Wasser zum Kaffee erlangen konnten. So viel Unreinlichkeit im Zwischendeck herrichte, eine so überflüssige Reinlichkeit fand auf dem Verdeck statt. Täglich wurde dasselbe ganz und gar mit Wasser, vermöge einer Pumpe und eines Schlauchs, bespritzt und mit Bürsten gewaschen; und das geschah auch an Tagen, wo es stark regnete und schon die ganze Nacht geregnet hatte, so daß Alles bereits von Wasser triefte, und es geschah auch jedesmal mit auf dem Hinterdeck, wo namentlich nach solchen Regen keine Spur von Schmuz vorhanden war und vorhanden sein konnte. Dieses Spritzen noch nach und bei dem allerärgsten Regen war uns oft äußerst lächerlich, und in Fällen, wo die vom Regen verursachte Nässe endlich einmal zu trocknen begann, schien uns dasselbe auch in der That der Gesundheit sehr nachtheilig. Ich selbst bin übrigens in das Zwischendeck des Guiding Star nicht gekommen. Dagegen ist mein ältester Sohn Johannes, welcher dem Schiffsarzte bei den Deutschen als Dolmetscher diente, viel darin gewesen, und hat dabei auch das Verfahren des Letztern genau zu beobachten Gelegenheit gehabt, woran es indessen auch mir nicht ganz gefehlt hat. Ich schalte deshalb hier einen Bericht von ihm über beides ein.

„Das Zwischendeck des Guiding Star war ein etwa $6^1/_4$ Fuß hoher, die ganze Länge und Breite des Schiffes einnehmender Raum unter dem Verdeck, dem drei mit Holz-

häuschen überbaute Luken, aus denen geländerlose Treppen hinabfuhrten, als Ausgänge und Licht- und Luftquellen zugleich dienten. Von Helligkeit war selbstverständlich unten keine Rede: in einer Entfernung von sechs Schritten von den Treppen herrschte solche Dunkelheit, daß man nur mit den Händen tastend vorwärts schreiten konnte. Einigermaßen hell wurde es dort erst in der Nacht, wenn tiefe Dunkelheit das Meer bedeckte, weil dann drei mattleuchtende Laternen hinabgehängt wurden; diese Zeit war somit auch die zum Beobachten geeignetste.

An beiden Seitenwänden liefen in zwei Reihen übereinander die aus unbehobelten Latten und Brettern kümmerlich aufgebauten Bettstellen, je eine für zwei Personen, hin, die in der That der in mir aufgestiegenen Vermuthung entsprachen, nämlich beim ersten starken Schaukeln des Schiffes mit den darin liegenden Menschen zum großen Theile zusammenbrachen. In der Mitte des leeren Raumes standen die Kisten und Kasten der Passagiere in buntester Ordnung umher und ließen zwischen sich und den Betten nur schmale Gänge; sie dienten als Tische und als Sitze für die zahlreichen Gruppen von rauchenden und Karten spielenden Irländern, schwatzenden und lachenden Irländerinnen und ihre bleichen und zerlumpten Kinder einigermaßen von Schmuz und Ungeziefer reinigenden irischen Mütter; die Deutschen waren oben auf dem Verdeck oder saßen auf ihren Betten, um ihr Eigenthum vor den diebischen Fingern der anderen Nation zu bewahren.

Als ich zum ersten Male eine der schlüpfrigen Treppen hinabstieg, kam mir ein jäher Schreck an wie einem Spinnenfeinde, der das gehaßte Thier urplötzlich in seinem Gesichte entdeckt, da ich anstatt auf trockne Dielen in einen Haufen von Schlamm, der mich umspritzte, trat. Beim Wandern in jenem Loche war mir nur selten die Erquickung gewährt, trocknen Boden unter mir zu fühlen, ich war dann fast gewiß, bei Deutschen zu sein, denn außer diesen waren nur ein paar irische Familien, die es der Mühe werth hielten, den Schmuz von ihren Betten wegzuschaffen. Mir drängte sich gleich die

Frage auf: Wo kommt all der Koth her, an den Stiefeln kann er doch von den Passagieren nicht hereingetragen sein? und beschäftigte mich so lange, bis ich die Antwort aus dem, was ich nach und nach entdeckte, selbst herausfand. Beim Kartoffelschälen warf der Irländer die Schalen dahin, wo er eben stand, goß gebrauchtes Waschwasser ohne weiteres auf den Boden, ebenso auch ungenießbare, weil angebrannte Suppe u. s. w., und Mancher war sogar zu faul, die Treppe emporzusteigen und nach dem Apartement zu gehen.

Auch dem, der die Zwischendecksluft nicht eingeathmet hat, wird es hiernach möglich sein, sich eine ungefähre Vorstellung von derselben zu machen, namentlich wenn er noch erfährt, daß die gesetzliche Bestimmung, wonach das Zwischendeck täglich durch Ventilatoren gelüftet werden soll, als nicht vorhanden angesehen wurde, bis beim Einlaufen in den Hafen von Belfast, wo wieder einmal eine Behörde nach dem Zustande des Schiffes sah, ihr durch Aufspannen von Segeltuch-Windfängen und Reinigen des Zwischendecks einigermaßen Genüge geschah.

Konnte es daher anders kommen, als daß die Gewalt der schon in Liverpool ausgebrochenen Cholera immer und immer wuchs und keiner der einmal Kranken von dem noch dazu dummen und gewissenlosen Schiffsarzte Dr. Stewart gerettet wurde? Ja man ließ sogar die von der Seuche Befallenen in dem allgemeinen Raume liegen, den sie immer mehr verpesteten, und richtete erst in Belfast ein sogenanntes Lazareth ein, d. h. brachte die Kranken in zwei kleine, enge, mit ½ Quadratfuß großen, blinden Fenstern versehene, schmuzige Zimmer auf dem Verdeck, in denen nach zwei Tagen ein durch den Koth der Kranken noch ekelhafterer Schmuz wie im Zwischendeck herrschte. An Reinigung dachte man hier so wenig wie dort, worin übrigens der als Mitglied der Hafencommission einige Male an Bord kommende Arzt durchaus nichts Anstößiges fand.

Die Passagiere waren, wie ich schon erwähnt, Irländer und Deutsche, erstere etwa 450, letztere 50, im Ganzen also 500 Personen. Zwischen beiden Nationalitäten herrschte wäh-

rend der ganzen Reise Zwietracht und Feindschaft, und nicht selten waren die wenigen Deutschen gezwungen, sich mit Gewalt gegen die rohen Angriffe der Irländer zu vertheidigen, oder mit der Faust ihr Eigenthum vor den unverschämtesten Räubereien zu wahren. Entfernte sich ein Deutscher auch nur einige Augenblicke von seinem Lager und vergaß darauf liegende Kleidungsstücke oder andere Sachen vorher einzuschließen, so konnte er sicher sein, bei seiner Rückkehr nichts mehr zu finden oder den Dieb mit dem gestohlenen Artikel abziehen zu sehen. Fiel es dem Beraubten ein, den Spitzbuben zur Herausgabe seines Eigenthumes aufzufordern, oder unterstützten ihn hierin gar seine Landsleute noch, so kam es stets zu Schlägereien, indem die Söhne des grünen Erin das neue Eigenthumsrecht ihres Bruders mit der Faust, und da sie in bedeutender Majorität waren, erfolgreich vertheidigten. Aber auch in verschlossenen Kisten war nichts sicher, am Morgen wurden dieselben zuweilen erbrochen und durchsucht gefunden. So waren einem armen deutschen Juden vier silberne Uhren aus seinem Koffer entwendet worden, von denen auch Niemand wieder etwas gesehen hat. Hierüber vor die Schiffsofficiere gebrachte Klagen wurden stets dahin beantwortet: „Seht euch vor. Prügelt die Spitzbuben durch. Helft euch selbst". Der vollkommensten Anarchie wurde also Thür und Thor geöffnet und der Schwächere aller Rohheit preisgegeben; was Wunder also, daß alle Deutsche in Liverpool das Schiff verließen mit dem festen Vorsatze, es selbst unter Verlust des Passagegeldes nicht wieder zu betreten."

Nach Liverpool zurückgekehrt, forderten wir von den Herren Millers & Thompson unser Passagegeld zurück; sie wiesen uns aber mit dieser Forderung ab, indem sie erwiederten, wir möchten bis zur geschehenen Ausbesserung des Schiffes warten und dann wieder auf dasselbe gehn. Es stand uns fest, daß wir dies nicht thun würden; ja ich hatte ursprünglich mit meiner Frau den Vorsatz gefaßt, unsre Kinder nicht noch einmal in dieser stürmischen Jahreszeit dem Meere anzuvertrauen, sondern bis zum Frühjahr damit zu warten. Durch Vermittlung

eines Advokaten, den wir sehr theuer bezahlen mußten, verglichen wir uns endlich mit jenen dahin, daß wir von den 112½ Pfund St., die wir eingezahlt, 80 zurückerhielten. Als wir uns bald entschlossen, um der großen Kosten willen dennoch den Winter über nicht in England zu bleiben, wollten wir, um diesen empfindlichen Verlust wieder einzubringen, im Zwischendeck des Dampfschiffes City of Manchester fahren; die Besichtigung desselben schreckte uns aber so sehr zurück, daß wir diesen Gedanken aufgaben. Dieses Zwischendeck soll besser eingerichtet sein, als das auf den Segelschiffen; es ist aber in Wahrheit eigentlich schlimmer eingerichtet. Ich und meine beiden ältesten Söhne wären als Männer von der übrigen Familie getrennt gewesen; diese hätte in einer Kammer Platz nehmen müssen, wo sie mit etwa zwanzig andern Personen, Frauen und Kindern, sehr eng und schmuzig zusammengewohnt, während wir im zweiten Zwischendeck, also noch ein Stock tiefer, gelegen hätten. Abgesehen von der Trennung, welche bei einer Seefahrt, bei Krankheit und Sturm, etwas sehr Schlimmes ist, war das Beieinandersein mit Fremden in diesen Kammern weit enger und unangenehmer als im gewöhnlichen Zwischendeck, weil dieselben eine so große Menge von Betten enthielten. Wir entschieden uns demnach für die zweite Kajüte des englischen Postdampfers Niagara. Die neun Dampfschiffe dieser Postlinie stehen im besten Rufe, und es ist, so viel wir hörten, noch kein Unglück mit ihnen geschehen. Jeden Mittwoch und jeden Sonnabend Nachmittags geht eins davon von Liverpool nach Nordamerika, meist nach Neuyork, zum Theil aber auch nach Boston. Der Niagara ging nach der letztern Stadt. Wir belegten Plätze in zweiter Kajüte, für die erwachsene Person 15, für die unerwachsene 10 Pfund.

Sechster Brief.

Boston, 3. Febr. 1854.

Am 26. November Nachmittags 3 Uhr verließ der Niagara den Hafen, nachdem er zwei Kanonenschüsse gelöst und während langsamen Fahrens noch die so eben von London angekommene Post für Nordamerika und Canada, in einer Menge von Brief- und Packetsäcken bestehend, aufgenommen hatte.

Der Niagara war ein großes und schönes Schiff und Alles darauf in bester Ordnung, die Beamten human, die Räume gut und mit allem Nöthigen versehen, der Tisch ebenfalls sehr gut. Die Salons für erste und zweite Kajüte waren, ganz getrennt voneinander, oben auf dem Verdeck erbaut, während dagegen die Schlafräume, hübsche kleine Zimmer, sich unter dem Verdeck befanden, wo sie in vier Reihen zu beiden Seiten von zwei schmalen Gängen hinliefen. In jeder der beiden Kajüten waren wohl gegen hundert Personen, meist Engländer und Amerikaner, doch auch einige Franzosen, Spanier, Italiener und Griechen. Mit unsern sämmtlichen Mitpassagieren aus der Kajüte des Guiding Star trafen wir hier wieder zusammen. Der Aufenthalt in unserm Salon war sehr eng, weshalb wir, auch wo es unser Befinden gestattete, dennoch wenig oben waren, sondern uns meist in unsern Stübchen aufhielten. So freundlich diese eingerichtet waren, hatten sie doch nur sehr gedämpftes Licht, theils durch den Bord, theils durch das Deck, und gar keine Heizung, weshalb sie doch nur hübschen hölzernen Kellern glichen. Kälte und Unwohlsein nöthigten uns, viel im Bett zu sein, zumal das kalte und häufig regnerische Wetter, in Verbindung mit dem geringen Raume für die Passagiere zweiter Kajüte, uns wenig auf das Verdeck ließ. Wer über's Meer will, wähle womöglich die Sommerzeit. Weniger Stürme und angenehmes warmes Wetter werden ihm die Reise um mehr als die Hälfte erleichtern. Einen Sturm im strengern Sinne des Worts hatten wir nicht zu bestehn; aber stürmisches Wetter sehr viel. Die Wellen stürzten dabei

mit großem Gekrach auf das Verdeck über unsern Köpfen, was Tag und Nacht nicht gerade angenehm zu hören war. Das Wasser fluthete dann oben mit den Schwankungen des Schiffes hin und her, bis es sich durch die Oeffnungen der Borde verlief, und eine neue Welle folgte. Auf dem Rücken liegend sah ich dann diese Fluth über meinem handgroßen Fensterchen („Licht") im Deck hin und her gehen; es kam aber auch vor, daß die Wassermasse dasselbe ganz verfinsterte. Eine Zeit lang rann das Seewasser sogar durch das Deck auf mich hernieder, so daß ich aufstehen und mich anziehen mußte. Dabei war der Bord über dem Verdeck noch mannshoch, und dennoch sprangen die Wellen bei hoher See über ihn hinweg. Es geschah aber dem Schiffe keinerlei Schaden, und wir kamen ganz gut hinüber.

Einmal, in der Nähe von Neufundland, hatten wir ein bedeutendes Nordlicht. Weiße Strahlen, unregelmäßig vom Horizont sich erhebend, von welchem sie etwa drei Viertel einnahmen, so daß nur der südlichste Theil frei war, trafen oben im Scheitelpunkte wie die Ranken einer Laube zusammen. Man nennt diese, in Deutschland wohl seltene und von mir noch nicht gesehene Erscheinung, die Krone. Sonst war das Wetter meist trübe, und nur näher an der amerikanischen Küste hell, aber da auch kalt und frostig. Es begegnete uns weiter nichts Besonderes. Ein Schiff haben wir wohl nur ein- oder zweimal gesehen. Sonst hatten wir immer nur den öden Ocean. Ja, der Ocean ist öde, wenigstens in den nördlichen Breiten, die wir befahren haben, — eine große ungeheure schwarzwogende Wasserwüste. Das Meer ist an den Küsten und in Binnenmeeren, wie in der Nordsee und der irischen See, grün, im Ocean aber blauschwarz wie blasse Dinte. Jene eingeschlossenen Meere sind darum weit freundlicher als der Ocean. Die schwarzen Gewässer gewähren einen traurigen Anblick. In den südlichern Breiten mag es anders sein, da mag der Ocean in herrlichem Blau sich zeigen; im Norden ist's nicht so. Ist das ganze Mittelmeer grün, wie ich glaube, so kann ich mir sehr lebhaft vorstellen, wie die Alten, namentlich die Griechen, er-

schrocken sein mögen, wenn sie außerhalb der Säulen des Herkules, statt der freundlich grünen Wogen nur schwarze trafen, und es ist nicht zu verwundern, wenn sie anfangs erschrocken in ihr Mittelmeer zurückgekehrt sind. Auch schon bei unserer Fahrt an der Westküste Irlands mit dem Guiding Star fanden wir das Meer so schwarz, während es sogleich wieder grün wurde, als wir in die irische See zurückkamen. Wie schön grün mag das Meer erst zwischen den griechischen Inseln mit ihrem blauen Himmel sein, wenn es schon hier beim grauen Nebellande angenehm in's Auge fällt. O diese Griechen konnten wohl froh und glücklich sein unter solchem Himmel, auf solchen Küsten und mit solchem Meere. In England hätten ihre Meergötter eben so wenig entstehen können wie ihre Land- und Himmelsgötter.

In Liverpool hatte man uns gesagt, die englischen Postdampfer brauchten nie mehr als höchstens elf Tage zur Fahrt nach Boston. Dem wurde aber gleich auf dem Schiffe widersprochen. Die Rechnung, wenn wir wohl drüben sein würden, war eine Hauptbeschäftigung, und wie es zu gehen pflegt, sie dehnte sich allmälig weiter und weiter aus. Am 8. December Vormittags sahen wir Halifax in Neuschottland, zum englischen Nordamerika gehörend, in schönem Sonnenschein vor uns liegen, und langten Mittags dort an. Wir waren natürlich sehr gespannt, zum ersten Male Landhäuser und Menschen Amerika's zu sehen, und seine Luft zu athmen. Es war ein herrlicher Tag. Der erste Anblick, ein in weiter Ferne gesehenes Vorgebirge von Neufundland abgerechnet, war sehr freundlich. Eine felsige Küste mit Wald, hie und da Holzhäuser, einige Schneestreifen, Alles sonnig und klar. Der Hafen ist sehr hübsch, von theilweise bewaldeten, theilweise bebauten, wenn auch nicht sonderliche Fruchtbarkeit verrathenden Höhen umgeben. Die freundliche Stadt liegt den Berg hinauf. Eine große Menschenmenge stand am Ufer, darunter nicht wenige Neger, wohl Flüchtlinge aus den Vereinigten Staaten, oder deren Nachkommen. Es war mir nicht gut zu Muthe, daß ich in das Land zu gehen im Begriff stand, in welchem diese Men-

schen Sklaven sein mußten, und wo mich wenigstens das Gesetz verpflichten würde, den Flüchtigen einfangen zu helfen; diese Schande, mit welcher sich die sklavenlosen nördlichen Staaten haben belegen lassen. Hier auf königlichem Boden waren die Schwarzen frei, dort auf republikanischem sollte ich die Sklaverei finden.

Ich machte mich mit meinen Söhnen und einigen Reisegefährten sogleich an's Land in die obere Stadt, und da das Schiff sich länger als gewöhnlich aufhielt, frühstückten wir in einem Kaffeehause, zwar schlecht, aber doch am Lande. Zwei Tage vor uns war der Dampfer Humboldt am Eingange des Hafens zu Grunde gegangen. Von Havre kommend und nach Neuyork bestimmt, hatte er, um Kohlen einzunehmen, in Halifax einlaufen wollen. Ein angeblicher Lootse war an Bord gekommen, und unter seiner Führung war das Schiff plötzlich im dichten Nebel auf einen Felsen (die sisters) gelaufen und hatte dadurch ein so bedeutendes Leck bekommen, daß der Capitain keine andere Rettung gewußt, als geraden Weges auf gut Glück durch den Nebel auf den Strand zu laufen, was ihm auch gelungen war. Sämmtliche Menschen waren gerettet, das Schiff aber verloren. Wir sahen es bei der Ausfahrt in ziemlicher Nähe als Wrack liegen. Die Passagiere, etwa hundert, kamen mit auf unser Schiff. Unter ihnen waren zehn Jesuiten, mit dem Pater Provinzial an der Spitze, nach St. Louis bestimmt. So ziehen diese Herren in das Land der Freiheit schaarenweise ein, die Freiheit gebrauchend, um sie zu vernichten. Und ich befand mich mit ihnen auf demselben Schiffe und derselben Reise. Etwas haben sie sicherlich vor den Aposteln der Freiheit voraus, und diese Etwas vor ihnen. Wir wollen sehen, was sich zuletzt als stärker bewährt. „Des Menschen Sohn“ hatte ja auch nicht, wo er sein Haupt hinlege.

Noch hatten wir einen andern Apostel an Bord, einen Franzosen, Namens Tapon. Er war, nach seiner Erzählung, wegen seiner Angriffe auf die Kirche viel verfolgt und zuletzt genöthigt worden, Frankreich zu verlassen. In London hatte

er kürzlich ein Programm in französischer Sprache drucken lassen, das er, nebst zwei Gedichten von Fourgas, auf dem Schiffe vertheilte. Es führte die Ueberschrift: „Le Christianisme de la republique universelle“ (das Christenthum der allgemeinen Republik). Nach einer kurzen Einleitung, in welcher er sagt, daß alle Verfolgungen ihn nur immermehr zur Bibel hingedrängt hätten, in welcher er Trost gefunden, bis er erkannt, daß Gott ihn zum Reformator bestimmt habe, heißt es dann: „Die neue Reform, welche ich der Welt bringe, und welche alle diejenigen überflügeln wird, die aus Luther's Werke hervorgegangen sind, ist diese: keine Priester, keine Pastoren, keine Kirchendiener! das heißt keine Ausleger des religiösen Gedankens mehr!
— — — — — — — — — — — — — — —
— — Keine Zwingherren der Freiheit, welche Christus auf die Erde zu bringen erschienen ist! — Die Bibel und das Evangelium sind die einzige Regel und das einzige gesellschaftliche Band der neuen Welt! — Jeder Familienvater hat von Gott das Recht empfangen, seine Kinder, die Geborenen und die Sterbenden und die sich Verheirathenden zu segnen! — Jedes Familienhaupt ist also feierlich zum Diener des Herrn eingesetzt, und jedes Haus wird ein Tempel, wenn in diesem Hause auf einem Altar angesichts Aller eine geöffnete Bibel liegt. — Das ist das ganze Programm der wahrhaften offenbarten christlichen Religion.“ Hierauf sind die „Democrates, Citoyens de l'Univers“ nochmals angeredet, und beschworen, nicht alle Religion aufzugeben, wie viele von den Brüdern in London thäten, diese neuen Titanen, sondern nur das verderbte Christenthum und Priesterthum abzuthun, und jenes Programm gründlich zu erwägen und das Ihre zur Erbauung des Pharus beizutragen, welcher bald die Welt erleuchten, wiedergebären und befreien werde. — Es macht auf den Deutschen, der die Gründlichkeit und Vielseitigkeit der geschehenen Kritik des Christenthums kennt, einen eigenthümlichen Eindruck, auf solche Unbestimmtheiten ein neues System bauen zu sehen. Die Bibel, in welcher bekanntlich Protestanten und Katholiken und alle möglichen Sekten der Christenheit ihre Lehren finden, soll nun auf

einmal die Regel und das Band für die neue Ordnung werden, und wo eine geöffnete Bibel in einem Hause liegt, da soll ein Tempel fertig sein! — Ich habe mit diesem französischen Reformator nur wenige Worte gewechselt. Ein englischer Capitain, als welchen man den rohen Menschen wenigstens bezeichnete, der mit in zweiter Kajüte fuhr, schlug ihn in trunkenem Zustande in's Gesicht, als Tapon ihn freundlich anredete. Dieser fand sich dadurch bewogen, in die erste Kajüte zu gehen, wo ich ihn dann nicht wieder gesehen habe.

Etwa Nachmittags 4 Uhr gingen wir von Halifax wieder ab, und gelangten nach einer sehr ruhigen Fahrt bei schönem Wetter am folgenden Tage Abends 11 Uhr im Hafen von Boston an.

Ich schalte hier Etwas über die Seekrankheit ein. Wer zu Schiffe zu gehen gedenkt, fragt in der Regel viel nach ihren Ursachen, ihrem Verlaufe und den Gegenmitteln, und sie spielt in der That auf den Seefahrten eine nicht unbedeutende Rolle. Einige bekommen sie gar nicht, Einige in sehr hohem, die Meisten in mittelmäßigem Grade. Auf dem Guiding Star wie auf dem Niagara waren in der Kajüte immer einige jener Glücklichen. Mein zweiter Sohn war unter ihnen, auf dem letztern Schiffe auch mein vorletzter, jener siebzehn, dieser neun Jahre alt. Wir übrigen hatten sie alle, aber in sehr verschiedenem Maße, im schlimmsten niemand. Ich selbst bin viermal seekrank gewesen, bei jeder neuen Fahrt von Neuem. Auf dem Guiding Star war ich bereits ganz über die Krankheit hinweg, als wir im irischen Hafen Belfast einliefen, so daß auch das stärkste Schwanken des Schiffs mir gleichgültig war; und dennoch brach sie wieder aus, als wir durch den Dampfer von Belfast nach Liverpool geschleppt wurden. Fünf Tage der Ruhe im Hafen hatten hingereicht, die Gewöhnung an die See wieder zu verwischen. Und so war es auch mit den meisten der Meinigen. Ich kann also über dieses Leiden gute Auskunft geben. Die Seekrankheit ist sehr unangenehm, ja anfangs greulich, und verbittert die Seefahrt gar sehr; aber man kommt dabei nicht um, und wollten z. B. wir wieder zur See gehen,

so würde sie bei der Rechnung nicht sonderlich in Anschlag kommen. Die Grundursache ist das Schwanken des Schiffs, welches, wie mir scheint, zuerst auf das Gehirn und dadurch auf den Magen wirkt. Kann man schlafen, so ist man gesund; wacht man auf, so wird man auch gleich krank. Die Krankheit weckt Einen nicht aus dem Schlafe, sie bricht blos aus, wenn der Schlaf aus andern Ursachen aufhört. Sie wird schon milder, wenn man es vermag, sich möglichst in einen Dämmerzustand, in Dusel, in Halbschlaf zu versenken; sie steigert sich dagegen sogleich, wenn man zum vollen wachen Bewußtsein kommt. Schon das Schließen der Augen wirkt wohlthätig. Je weniger man vom Schwanken des Schiffes bemerkt und empfindet, desto weniger hat man von der Krankheit zu leiden. So hat es sich wenigstens bei mir ganz entschieden gezeigt. Zuerst versucht Jeder, möglichst lange auf dem Verdeck zu verweilen, und sich an das Schwanken des Schiffes und den Anblick der Wogen zu gewöhnen; die Meisten räumen aber nach einiger Zeit das Feld und legen sich in ihre Koje, während Einige aushalten und die Anfälle auf dem Verdeck überwinden. Diese wollen Jene gewöhnlich auch zum Obenbleiben bewegen, als zum besten Gegenmittel; aber der verschiedene Grad der Empfänglichkeit wird auch ein verschiedenes Verhalten bedingen. Jeder muß selbst sehen, was ihm gut ist. Die Seekrankheit beginnt mit Erbrechen, bei Einigen ganz leicht, bei Andern sehr schwer und quälend. Das Erbrechen pflegt aber nur etwa vierundzwanzig Stunden stehend zu sein; von da an kommt es nicht mehr oder seltener, und das Leiden besteht nur noch in Ekel. Der Widerwille gegen alles oder doch das meiste Essen und Trinken, namentlich das, was man eben auf dem Schiffe bekommt, ist besonders anhaltend und plagend. Namentlich gegen das Fleisch pflegt der Abscheu gerichtet zu sein. Ich konnte bei der Seekrankheit gar nicht mehr begreifen, wie es nur möglich sei, Fleisch zu essen; ja das Fleischessen erschien mir wahrhaft kannibalisch, und es kostete mir Mühe, die nicht mit zu verabscheuen, die es trieben. Selbst das Essen im Allgemeinen verfällt beim schlimmsten Zustande

dieser Verdammniß; es erschien mir zu Zeiten wie eine thierische Rohheit. Ebenso waren mir Kaffee und Thee im äußersten Maße zuwider, und erst auf dem Lande, da aber auch sofort, mundeten sie mir von Neuem. Man hat soviel von Gegenmitteln dieser Krankheit gesprochen. Ein eigentliches Gegenmittel giebt es nicht; nur lindern kann man das Uebel durch angemessenes Verhalten. Zu Bett liegen oder oben sein, je nach Befinden, Verlangen und Kräften. Möglichst gute Luft. Essen und Trinken, was zusagt, das Andere meiden. In höchstem Grade zu empfehlen ist jedem Seereisenden, daß er sich mit einigen Dingen zur Erquickung versehe, die er auf dem Schiffe nicht haben kann. Zucker, Citronen, Himbeeressig, Wein, um davon Limonade zu machen. dann Heringe, Sardellen, Schinken, saure oder Pfeffergurken, Aepfel, gebackene Pflaumen, – diese Dinge sind auf dem Schiffe ein wahres Himmelreich. Ich habe lange fast nichts als ungekochte Backpflaumen und Sardellen und Limonade genossen. Und kann man gar noch jemand, der nichts dergleichen hat, mit etwas davon aushelfen, so ist der Dank gewöhnlich grenzenlos. Außerdem sind Kartoffeln und Brod viel werth. Das Schiffsbrod ist dem Seekranken gewöhnlich sehr zuwider, und Kartoffeln sind oft selten. Aepfel und Backpflaumen sind außerdem gegen die gewöhnlich eintretende Verstopfung sehr zuträglich. Die Dauer der Seekrankheit ist sehr verschieden bei verschiedenen Personen. Einzelne werden sie gar nicht wieder völlig los; bei Vielen kehrt sie bei stürmischem Wetter wieder. Ich litt auf dem Guiding Star etwa die ersten fünf Tage daran, auf dem Niagara wohl doppelt so lange; doch rechne ich dabei die bloße Uebelkeit mit. Auf Dampfschiffen soll sie meistens länger währen; das zu dem Schwanken noch hinzukommende fortwährende Rucken und Zittern des Schiffes, das durch die Räder erzeugt wird, mag Ursache sein.

In Bezug auf Gepäck empfehle ich den Auswanderern möglichste Beschränkung. Viel Kisten und Kasten sind eine schreckliche Last, wie Jeder sich denken kann. Die nothwendigen aber mache man womöglich so klein und leicht, daß sie zwei Männer

ohne zu große Anstrengung ein Stück tragen können, wozu sie an den Seiten mit Handhaben von Stricken versehen sein müssen. Kann man auf diese Weise seine Kisten gar selbst bewegen, so ist das ein außerordentlicher Gewinn, wie sich auch Jeder selbst ausmalen kann. Ist man zu solchem Selbstbewegen im Stande, so weise man alle unverschämt zudringlichen Anerbietungen der Träger in den Häfen hartnäckig von sich und helfe sich selber. Hartnäckigkeit ist dazu freilich im äußersten Maße erforderlich, da diese Menschen wenigstens den „gentleman" wie ganz unberechtigt ansehen, seine Sachen selbst zu tragen. Sie sehen den Auswanderer und überhaupt den Reisenden als sich verfallen an, gerade wie die Beduinen der Wüste, und zwacken ihm ab, soviel sie nur können, worin sie eine große Geschicklichkeit bewähren.

Siebenter Brief.

Boston, 4. Febr. 1854.

Da wir Abends in die Bay von Boston eingelaufen waren, hatten wir von dem schönen Anblicke, den sie gewähren soll, wenig oder nichts genossen. Nachdem sich unser Schiff mit Mühe und vieler Vorsicht an einem Wharf festgelegt hatte, gingen wir zum letzten Male auf demselben schlafen. Am andern Morgen konnten wir wegen des Nebels die Bay und den Hafen nicht ganz überblicken, und ich habe sie bis heute in der Nähe nicht wiedergesehen, da ich zunächst genug habe an Häfen, Schiffen und Meer, und die Jahreszeit nicht einladend ist. Es wurde trotz des anfänglichen Nebels indeß doch ein schöner Tag, an dem wir zum ersten Male den Boden der Vereinigten Staaten betraten. Ich machte mich mit meinen beiden ältesten Söhnen und dem Casseler Gefährten alsbald auf den Weg. Unser Schiff lag am Ufer von Ostboston (East-Boston), welches eine Insel ist, und wir mußten auf einer der Dampffähren

nach der eigentlichen Stadt hinübergehen. Diese amerikanischen Dampffähren sind wieder ganz anders gebaut als die in Liverpool. Letztere sind gewöhnliche Dampfboote mit einem offenen Verdeck, blos für Menschen eingerichtet; jene aber haben in der Mitte einen großen Raum für Wagen, und an den Seiten verdeckte Räume für die Menschen, den einen für Männer, den andern für Frauen, mit Sitzen und mit Oefen, und sind weit größer. Sehr eigenthümlich ist der Sitz des Steuermanns. Er befindet sich gerade in der Mitte, hoch über Wagen und Menschen, in einem thurmartigen Gebäude mit Fensteröffnungen nach allen Seiten. An das Land gestiegen, gingen wir in das nächste Kaffeehaus (oder wie es sonst bezeichnet sein mochte), um beim Frühstück uns im Adreßbuche (directory) nach deutschen Häusern umzusehen. Wir fanden einen großen Raum mit gedeckter Tafel und kleinen Tischen, und Alles ganz vortrefflich, denn nach dem Schiffsleben hat die erste Kneipe am Lande etwas ganz Paradiesisches, und die ordinärsten Speisen und Getränke werden fast zu Nektar und Ambrosia. Wir fanden im Adreßbuche nur Ein deutsches Kaffeehaus aufgeführt. Nach ihm richteten wir unsern Weg, bei der großen Entfernung sogleich einen Omnibus benutzend. Da wir aber in dem Hause innerhalb einer reichlichen Stunde keinerlei Beachtung gewinnen konnten, gingen wir wieder weg, und gelangten nun in das Logirhaus von Friedrich aus Gera (Pleasant-Street 112), auf welches uns ein im Fenster befindlicher gedruckter Zettel beim Vorübergehen aufmerksam machte. Der Wirth nahm uns freundlich auf, und wir mußten sogleich seine Gäste sein, als er meinen Namen hörte. Wir befanden uns zufällig im Versammlungshause der kleinen freien Gemeinde, die hier noch besteht, und erhielten nun die gewünschte Auskunft über die hiesigen deutschen Verhältnisse.

Noch denselben Abend wollten wir nach Neuyork weiter reisen, da wir aber zu spät kamen, mußten wir diesen Vorsatz aufgeben. In großen und fremden Städten, zumal mit fremder Sprache, braucht man zu allen Besorgungen eine unermeßliche Menge von Zeit; ein Tag ist vergangen und verlaufen

wie nichts, und man hat am Ende das noch nicht zu Stande gebracht, womit man in einigen Stunden fertig zu sein meinte. Ganz besonders ist das in den kurzen Tagen der Fall. Wir quartirten uns mit unsern Betten in ein enges Kämmerchen bei Herrn Friedrich ein, da alle seine Zimmer besetzt waren. Den andern Tag war Sonntag, und ich sprach auf Wunsch in der kleinen Versammlung der freien Gemeinde. Vorher schon traf ich mit einem früheren Mitgliede der Hallischen Gemeinde, Lithograph Engel, zusammen, den ich vergebens im Adreßbuche gesucht hatte, weil er in Roxbury wohnte, das mit Boston zusammenhängt. Er und andere Mitglieder der Gemeinde, sowie diese im Ganzen, haben uns viel Freundschaft erwiesen.

Wir waren ohne bestimmtes Ziel und bestimmten Plan hier angekommen, so daß uns nichts übrig zu bleiben schien, als daß wir an irgend einem Orte, wo sich einige Gelegenheit zu Thätigkeit und Erwerb darböte, überwinterten und erst die Verhältnisse näher kennen zu lernen suchten. Boston erschien dazu nicht unpassend; doch wollte ich zuvor Neuyork sehen und Deutsche dort sprechen. Ich machte mich deshalb am Abend des folgenden Montags in Begleitung meines Sohnes und Freund Engel's dahin auf. Wir fuhren mit der Providence-Eisenbahn bis Stonington, an der Küste des Staates Connecticut, und von da mit dem Dampfboote durch den Sund von Long-Island in den Hafen von Neuyork, wo wir nach Tagesanbruch eintrafen. Die Nachtreise verhinderte uns, etwas zu sehen, als hie und da Waldbäume und Wasserflächen. Der Eisenbahnwagen war geheizt. Die Sitze waren, für je zwei Personen, an beiden Seiten eines in der Mitte entlang laufenden Ganges, alle nach vorn sehend, aber auch umzukehren, angebracht. Die Gesellschaft war nicht die beste. Es entspann sich ein Streit, der zuletzt in eine Rauferei überging, als wir glücklicher Weise bald anhielten. Hinter uns schien eine Irländerin die Seekrankheit zu haben, was sie nicht einmal veranlaßte, sich zum Fenster hinauszulegen. Alles war in dem Wagen von Holz; es war die zweite Klasse. Das Dampfschiff, das wir wohl zwischen 8 und 9 Uhr Abends bestiegen,

war uns eine ganz neue Erscheinung. Obgleich es auf der See ging, war es doch, da der Long-Island-Sund nicht offenes Meer ist, mehr wie ein Flußdampfboot gebaut, nämlich sehr flach und ohne hohen Bord. Es war sehr groß. Das Deck war wieder ganz verdeckt, und wie ein langer Saal, in welchem Güter und Menschen sich befanden. Ueber demselben befanden sich dann noch Schlafkammern und ein Salon zwischen ihnen. Unter demselben war der sehr lange und breite Eßsaal mit Kojen an den Seiten, in deren dreien wir Platz nahmen. Sämmtliche Aufwartung, von nicht geringer Zahl, bestand aus Negern. Diese Leute in ihren weißen Jacken und Schürzen fielen uns sehr auf. Schon in Liverpool sieht man häufig Neger, meist Matrosen, ebenso in Halifax und Boston; ihre Erscheinung in diesem Aufzuge war uns aber dennoch neu. Angenehm ist zwar die Erscheinung der Neger eben nicht; man sieht ihnen aber sehr bestimmt an, daß sie Menschen sind, und daß kein anderer Mensch irgend ein Recht hat, sie zur käuflichen Waare zu machen. Diese Dampfboote (wir machten nachher denselben Weg zurück in einem andern ähnlichen) sind sehr groß und gut eingerichtet.

Als wir uns Neuyork naheten, wurden wir durch ein donnerähnliches Getöse, das ein Neger durch Schlagen einer großen dünnen Metallplatte hervorbrachte, zum Aufstehen ermahnt. Wir legten dann ganz nahe an der Batterie, der parkartigen Spitze von Neuyork, an. In Boston hatten wir uns, als wir an's Land gingen, ziemlich vergeblich nach den Rowdies und Loafers, dem Schrecken der Einwanderer, umgesehen. Nur ein Kerl hatte uns unter dem lügnerischen Vorgeben, daß er beim Ausladen unserer Sachen geholfen, einen Dollar abzuschwindeln versucht, war aber, da wir ihn abwiesen, mit frechem Gelächter abgezogen. In Neuyork, dem Hauptsitze dieses Gelichters, machten wir uns denn ebenfalls auf dasselbe gefaßt, und diesmal nicht ganz vergeblich. Als wir das Schiff, welches dicht am Ufer stand, verlassen wollten, sahen wir vor der übergelegten Brücke eine dichtgedrängte Masse verzweifelter Gesichter stehen, welche aussahen, als wäre ohne irgend welchen Zoll

nicht durch sie hindurchzukommen. Wir stutzten in der That einen Augenblick; sogleich aber empfindend, daß uns Zaghaftigkeit in ihre Hände liefern werde, schritten wir mit vorgehaltenem Kopfe durch die enge Gasse hindurch, die sie uns je nach unserm Vordringen allmälig öffneten, während sie uns allerlei Zettel mit den Fäusten dicht vor die Augen und Nasen hielten und mit grimmigem und drohendem Eifer uns ihre Anerbietungen in die Ohren schrien. Mit einem stets wiederholten „no! no!" schritten wir hindurch, und gelangten glücklich in die Stadt, ohne andere Unbill als einen Stoß, den mein Sohn an die Stirn erhielt. Die Mienen und das Gebrüll der Kerls schien allerdings darauf abgesehen, zu terrorisiren, und ein ängstlicher Mensch wird ihnen in die Klauen fallen; vor dem fest Zuschreitenden weichen sie aber doch zurück. Die Lumpe pflegen überhaupt desto dreister zu sein, je weniger Muth sie wahrnehmen; und desto zurückhaltender, je mehr davon sich zeigt.

Wir gingen nach dem Hotel Constanz in der William-Street, von einem ehemaligen badischen Officier, Namens Weber, gehalten, das uns als ein Sammelpunkt von Deutschen genannt worden war. Hier trafen wir sofort den ehemaligen Rechtsanwalt Böhme aus Merseburg, mir von der Universität her befreundet, und Eduard Pelz (Treumund Welp) aus Schlesien, der früher in Neuyork die „Hummel" herausgab und neuerlich die dortigen Einwanderungsverhältnisse in der Rudolstädter „Allgem. Auswanderungszeitung" einer scharfen Beurtheilung unterworfen, auch ein kleines Schriftchen, „Compaß für Auswanderer", hat drucken lassen. Böhme ist bei einer andern, Amerika betreffenden literarischen Erscheinung in Deutschland hauptsächlich betheiligt. Der Zusammenfluß von Deutschen in diesem Hause war sehr lebhaft. Das Urtheil über Amerika zeigte sich unter ihnen getheilt. Einer sehr scharfen und schneidenden Kritik stand auch Anerkennung allerdings entgegen, doch war sie weit mäßiger und zurückhaltender als jene. Freundliche Bilder und Hoffnungen wurden hier im neuen Ankömmlinge eben nicht erweckt. Auch die Stadt macht einen solchen

Eindruck nicht. Sie ist groß und sehr belebt, erschien uns aber lärmend, wüst und schmutzig, besonders wenn wir sie mit dem stillern, freundlichen und reinlichen Boston verglichen. Drei und ein halber Tag war indeß für einen Aufenthalt in Neuyork sehr wenig. Brooklyn, drüben auf Long-Island, macht dagegen einen recht guten Eindruck. Sonst sind wir nur noch in nördlicher Richtung, da, wo die Stadt sich ins Land verliert, herausgekommen, indem wir mit einem Verwandten einen Ausflug nach der sogenannten High bridge (Hohen Brücke) machten, einer Stelle, wo die Neuyorker Wasserleitung über ein Thal und einen Fluß setzt. In Hoboken war ich nur Abends. Dr. Löwe aus Calbe a. d. S., welcher als Arzt in Neuyork prakticirt; Maler Kaufmann aus Halle und Dresden, der seine Bilder über die Geschichte der „Gottesidee“ in Oel ausgeführt und in einem Saale aufgestellt hat, und eben im Begriffe stand, mit einem andern deutschen Maler eine Kunstakademie (Lehranstalt) zu begründen; Dr. Barthelmeß aus Nürnberg, der mit Dr. Bauer aus Preußen in Brooklyn ein orthopädisches Institut gegründet hat; Kapp aus Preußen, der ein Commissionsgeschäft besitzt; — gehören namentlich zu den Deutschen, die ich hier gesprochen habe. Am 17. December Morgens gegen 5 Uhr trafen wir auf demselben Wege wieder in Boston ein. Da sich kein Grund zeigte, Neuyork vorzuziehen, wurde beschlossen, den Winter über in Boston zu bleiben.

Achter Brief.

Boston, 5. Febr. 1851.

Nach meiner Rückkehr nach Boston mietheten wir uns ein Häuschen zur Ueberwinterung. Hier, wie in England, ist es leicht für eine Familie, ein besonderes Haus zu miethen, weil die meisten Häuser nur für eine Familie eingerichtet sind. So ein Haus hat gewöhnlich drei Fenster Front und zwei bis drei

Stock. Größere Tiefe und Küche und Zubehör im Keller, sowie solidere Bauart, ist dann das einzige, was die bessern und theuerern Wohnungen von den geringern unterscheidet. Hier in Amerika hat man nun bekanntlich außer den Backsteinhäusern (Brickhäusern) auch noch die Holzhäuser (Framehäuser), deren es auch in Boston, selbst in den größten Straßen vermischt mit jenen, in Menge giebt. Die Stadt Roxbury, welche mit Boston zusammenhängt, besteht fast einzig aus Holzhäusern, obgleich viele wohlhabende und reiche Leute hier wohnen. Diese Holzhäuser können leichter und fester gebaut, und also im Winter kälter oder wärmer sein, obgleich sie äußerlich ungefähr gleich aussehen. Sie bestehen aus einem Gerippe sehr dünner geschnittener Balken, daher eben frame-houses (Rahmenhäuser) genannt. Innerlich werden darauf Bretter geschlagen und darauf wieder Latten, welche dann mit einer dünnen Kalk- und Sandschicht beworfen werden, worauf dann Tapeten kommen. Bei der leichtern Sorte fehlen die Bretter. Außen kommt ebenfalls eine Bretterlage und darüber wird eine andere dachförmig aufgelegt, so daß kein Regen eindringen kann. Bei den bessern Häusern werden diese Wände mit Moos und dergleichen ausgefüllt, während sie bei andern leer bleiben. Auch die sogenannten Brickhäuser haben nur außen eine dünne Backsteinlage, inwendig dagegen einen Bretter- oder Latten-Ueberzug wie die hölzernen. Die Brickhäuser sind gewöhnlich ohne Anstrich, die hölzernen dagegen haben einen solchen von weißer Oelfarbe, der ihnen ein sehr freundliches Aussehen verleiht, wozu auch noch die grünen Jalousieladen beitragen, die man hier an allen Häusern fast ausnahmlos findet. Die Dächer bestehen auch aus Brettern oder aus Blech.

In einem solchen Holzhause haben wir denn unser Winterquartier aufgeschlagen. Es ist eins von den 32 Holzhäusern, welche, in Form und Größe einander gleich, hier zwei Gassen nebeneinander bilden. Sie sind sämmtlich von Einem Spekulanten zu gleicher Zeit gebaut und von ihm vermiethet, wie das hier, eben auch wie in England, oft geschieht. Die beiden, einander gleichlaufenden Gassen sind hinten durch eine Bretter-

wand geschlossen, indem sie nämlich nicht eigentliche, der Stadt gehörende Straßen, sondern Privateigenthum d.s Besitzers sind. Sie heißen darum auch Courts, Höfe, Trainer Court und Plympton Court, zum Unterschied von Street und Place, Straße und Platz, welche Stadteigenthum sind. Diese beiden Courts liegen für sich, nach drei Seiten frei, nur nach der einen hin vom Gehöfte einer Tapetenfabrik begrenzt. Sie liegen ungefähr auf der Grenze der Städte Boston und Roxbury, gehören aber noch zu ersterer. Nach Roxbury hin ein weiter wüster, oft großentheils von Wasser bedeckter Raum; nach Boston zu ähnliche Strecken, Alles schon zu Straßen und Bauplätzen ausgeworfen, aber erst hie und da wirklich bebaut. Genug, die Umgebung ist keineswegs schön, doch aber frei, und da wir eins der vier hintersten Häuser haben, genießen wir aus unsern Giebelfenstern die freie Aussicht auf Roxbury, mit sechs Thürmen und bewaldeten Höhen dahinter. Unsere Courts sind so mitten in die Wüste gesetzt, daß sie noch durch kein Pflaster mit den schon ordentlich bebauten Straßen in Zusammenhang stehen. Hier sind aber glücklicherweise alle Besitzer von Häusern oder auch noch leeren Bauplätzen verpflichtet, Fußwege von Stein oder Holz an ihren Grundstücken entlang herzustellen. So laufen denn an den Häusern unserer Courts hölzerne, etwas über den Boden erhabene Fußwege hin, während die Mitte nackter Boden ist. Die Häuser unserer Courts gleichen denn einer Caserne von vier Gebäuden, deren jedes aber eine Anzahl Eingänge hat, immer zwei dicht nebeneinander, dann vier Fenster und wieder zwei Hausthüren, so daß immer zwei Fenster zur nächsten Thüre gehören. Eine Bezeichnung der Grenze zwischen zwei Häusern ist nicht vorhanden, und auch innerlich sind sie nur durch eine dünne Wand geschieden, so daß man das Gehen und Sprechen der Nachbarn hört. Zwei Häuser haben immer ein gemeinsames, damit verbundenes kleines Hintergebäude und jedes ein kleines Höfchen, welches letztere aber dem unserigen abgeht. Sie haben zwei ordentliche Stocke, Dachstuben und einen Keller. Die Keller sind aber nicht ausgegraben, sondern die Straßen sind aufge-

ohne zu große Anstrengung ein Stück tragen können, wozu sie an den Seiten mit Handhaben von Stricken versehen sein müssen. Kann man auf diese Weise seine Kisten gar selbst bewegen, so ist das ein außerordentlicher Gewinn, wie sich auch Jeder selbst ausmalen kann. Ist man zu solchem Selbstbewegen im Stande, so weise man alle unverschämt zudringlichen Anerbietungen der Träger in den Häfen hartnäckig von sich und helfe sich selber. Hartnäckigkeit ist dazu freilich im äußersten Maße erforderlich, da diese Menschen wenigstens den „gentleman" wie ganz unberechtigt ansehen, seine Sachen selbst zu tragen. Sie sehen den Auswanderer und überhaupt den Reisenden als sich verfallen an, gerade wie die Beduinen der Wüste, und zwacken ihm ab, soviel sie nur können, worin sie eine große Geschicklichkeit bewähren.

Siebenter Brief.

Boston, 4. Febr. 1854.

Da wir Abends in die Bay von Boston eingelaufen waren, hatten wir von dem schönen Anblicke, den sie gewähren soll, wenig oder nichts genossen. Nachdem sich unser Schiff mit Mühe und vieler Vorsicht an einem Wharf festgelegt hatte, gingen wir zum letzten Male auf demselben schlafen. Am andern Morgen konnten wir wegen des Nebels die Bay und den Hafen nicht ganz überblicken, und ich habe sie bis heute in der Nähe nicht wiedergesehen, da ich zunächst genug habe an Häfen, Schiffen und Meer, und die Jahreszeit nicht einladend ist. Es wurde trotz des anfänglichen Nebels indeß doch ein schöner Tag, an dem wir zum ersten Male den Boden der Vereinigten Staaten betraten. Ich machte mich mit meinen beiden ältesten Söhnen und dem Casseler Gefährten alsbald auf den Weg. Unser Schiff lag am Ufer von Ostboston (East-Boston), welches eine Insel ist, und wir mußten auf einer der Dampffähren

nach der eigentlichen Stadt hinübergehen. Diese amerikanischen Dampffähren sind wieder ganz anders gebaut als die in Liverpool. Letztere sind gewöhnliche Dampfboote mit einem offenen Verdeck, blos für Menschen eingerichtet; jene aber haben in der Mitte einen großen Raum für Wagen, und an den Seiten verdeckte Räume für die Menschen, den einen für Männer, den andern für Frauen, mit Sitzen und mit Oefen, und sind weit größer. Sehr eigenthümlich ist der Sitz des Steuermanns. Er befindet sich gerade in der Mitte, hoch über Wagen und Menschen, in einem thurmartigen Gebäude mit Fensteröffnungen nach allen Seiten. An das Land gestiegen, gingen wir in das nächste Kaffeehaus (oder wie es sonst bezeichnet sein mochte), um beim Frühstück uns im Adreßbuche (directory) nach deutschen Häusern umzusehen. Wir fanden einen großen Raum mit gedeckter Tafel und kleinen Tischen, und Alles ganz vortrefflich, denn nach dem Schiffsleben hat die erste Kneipe am Lande etwas ganz Paradiesisches, und die ordinärsten Speisen und Getränke werden fast zu Nektar und Ambrosia. Wir fanden im Adreßbuche nur Ein deutsches Kaffeehaus aufgeführt. Nach ihm richteten wir unsern Weg, bei der großen Entfernung sogleich einen Omnibus benutzend. Da wir aber in dem Hause innerhalb einer reichlichen Stunde keinerlei Beachtung gewinnen konnten, gingen wir wieder weg, und gelangten nun in das Logirhaus von Friedrich aus Gera (Pleasant-Street 112), auf welches uns ein im Fenster befindlicher gedruckter Zettel beim Vorübergehen aufmerksam machte. Der Wirth nahm uns freundlich auf, und wir mußten sogleich seine Gäste sein, als er meinen Namen hörte. Wir befanden uns zufällig im Versammlungshause der kleinen freien Gemeinde, die hier noch besteht, und erhielten nun die gewünschte Auskunft über die hiesigen deutschen Verhältnisse.

Noch denselben Abend wollten wir nach Neuyork weiter reisen, da wir aber zu spät kamen, mußten wir diesen Vorsatz aufgeben. In großen und fremden Städten, zumal mit fremder Sprache, braucht man zu allen Besorgungen eine unermeßliche Menge von Zeit; ein Tag ist vergangen und verlaufen

wie nichts, und man hat am Ende das noch nicht zu Stande gebracht, womit man in einigen Stunden fertig zu sein meinte. Ganz besonders ist das in den kurzen Tagen der Fall. Wir quartirten uns mit unsern Betten in ein enges Kämmerchen bei Herrn Friedrich ein, da alle seine Zimmer besetzt waren. Den andern Tag war Sonntag, und ich sprach auf Wunsch in der kleinen Versammlung der freien Gemeinde. Vorher schon traf ich mit einem früheren Mitgliede der Hallischen Gemeinde, Lithograph Engel, zusammen, den ich vergebens im Adreßbuche gesucht hatte, weil er in Roxbury wohnte, das mit Boston zusammenhängt. Er und andere Mitglieder der Gemeinde, sowie diese im Ganzen, haben uns viel Freundschaft erwiesen.

Wir waren ohne bestimmtes Ziel und bestimmten Plan hier angekommen, so daß uns nichts übrig zu bleiben schien, als daß wir an irgend einem Orte, wo sich einige Gelegenheit zu Thätigkeit und Erwerb darböte, überwinterten und erst die Verhältnisse näher kennen zu lernen suchten. Boston erschien dazu nicht unpassend; doch wollte ich zuvor Neuyork sehen und Deutsche dort sprechen. Ich machte mich deshalb am Abend des folgenden Montags in Begleitung meines Sohnes und Freund Engel's dahin auf. Wir fuhren mit der Providence-Eisenbahn bis Stonington, an der Küste des Staates Connecticut, und von da mit dem Dampfboote durch den Sund von Long-Island in den Hafen von Neuyork, wo wir nach Tagesanbruch eintrafen. Die Nachtreise verhinderte uns, etwas zu sehen, als hie und da Waldbäume und Wasserflächen. Der Eisenbahnwagen war geheizt. Die Sitze waren, für je zwei Personen, an beiden Seiten eines in der Mitte entlang laufenden Ganges, alle nach vorn sehend, aber auch umzukehren, angebracht. Die Gesellschaft war nicht die beste. Es entspann sich ein Streit, der zuletzt in eine Rauferei überging, als wir glücklicher Weise bald anhielten. Hinter uns schien eine Irländerin die Seekrankheit zu haben, was sie nicht einmal veranlaßte, sich zum Fenster hinauszulegen. Alles war in dem Wagen von Holz; es war die zweite Klasse. Das Dampfschiff, das wir wohl zwischen 8 und 9 Uhr Abends bestiegen,

war uns eine ganz neue Erscheinung. Obgleich es auf der See ging, war es doch, da der Long-Island-Sund nicht offenes Meer ist, mehr wie ein Flußdampfboot gebaut, nämlich sehr flach und ohne hohen Bord. Es war sehr groß. Das Deck war wieder ganz verdeckt, und wie ein langer Saal, in welchem Güter und Menschen sich befanden. Ueber denselben befanden sich dann noch Schlafkammern und ein Salon zwischen ihnen. Unter demselben war der sehr lange und breite Eßsaal mit Kojen an den Seiten, in deren dreien wir Platz nahmen. Sämmtliche Aufwartung, von nicht geringer Zahl, bestand aus Negern. Diese Leute in ihren weißen Jacken und Schürzen fielen uns sehr auf. Schon in Liverpool sieht man häufig Neger, meist Matrosen, ebenso in Halifax und Boston; ihre Erscheinung in diesem Aufzuge war uns aber dennoch neu. Angenehm ist zwar die Erscheinung der Neger eben nicht; man sieht ihnen aber sehr bestimmt an, daß sie Menschen sind, und daß kein anderer Mensch irgend ein Recht hat, sie zur käuflichen Waare zu machen. Diese Dampfboote (wir machten nachher denselben Weg zurück in einem andern ähnlichen) sind sehr groß und gut eingerichtet.

Als wir uns Neuyork naheten, wurden wir durch ein donnerähnliches Getöse, das ein Neger durch Schlagen einer großen dünnen Metallplatte hervorbrachte, zum Aufstehen ermahnt. Wir legten dann ganz nahe an der Batterie, der parkartigen Spitze von Neuyork, an. In Boston hatten wir uns, als wir an's Land gingen, ziemlich vergeblich nach den Rowdies und Loafers, dem Schrecken der Einwanderer, umgesehen. Nur ein Kerl hatte uns unter dem lügnerischen Vorgeben, daß er beim Ausladen unserer Sachen geholfen, einen Dollar abzuschwindeln versucht, war aber, da wir ihn abwiesen, mit frechem Gelächter abgezogen. In Neuyork, dem Hauptsitze dieses Gelichters, machten wir uns denn ebenfalls auf dasselbe gefaßt, und diesmal nicht ganz vergeblich. Als wir das Schiff, welches dicht am Ufer stand, verlassen wollten, sahen wir vor der übergelegten Brücke eine dichtgedrängte Masse verzweifelter Gesichter stehen, welche aussahen, als wäre ohne irgend welchen Zoll

nicht durch sie hindurchzukommen. Wir stutzten in der That einen Augenblick; sogleich aber empfindend, daß uns Zaghaftigkeit in ihre Hände liefern werde, schritten wir mit vorgehaltenem Kopfe durch die enge Gasse hindurch, die sie uns je nach unserm Vordringen allmälig öffneten, während sie uns allerlei Zettel mit den Fäusten dicht vor die Augen und Nasen hielten und mit grimmigem und drohendem Eifer uns ihre Anerbietungen in die Ohren schrien. Mit einem stets wiederholten „no! no!" schritten wir hindurch, und gelangten glücklich in die Stadt, ohne andere Unbill als einen Stoß, den mein Sohn an die Stirn erhielt. Die Mienen und das Gebrüll der Kerls schien allerdings darauf abgesehen, zu terrorisiren, und ein ängstlicher Mensch wird ihnen in die Klauen fallen; vor dem fest Zuschreitenden weichen sie aber doch zurück. Die Lumpe pflegen überhaupt desto dreister zu sein, je weniger Muth sie wahrnehmen; und desto zurückhaltender, je mehr davon sich zeigt.

Wir gingen nach dem Hotel Constanz in der William-Street, von einem ehemaligen badischen Officier, Namens Weber, gehalten, das uns als ein Sammelpunkt von Deutschen genannt worden war. Hier trafen wir sofort den ehemaligen Rechtsanwalt Böhme aus Merseburg, mir von der Universität her befreundet, und Eduard Pelz (Treumund Welp) aus Schlesien, der früher in Neuyork die „Hummel" herausgab und neuerlich die dortigen Einwanderungsverhältnisse in der Rudolstädter „Allgem. Auswanderungszeitung" einer scharfen Beurtheilung unterworfen, auch ein kleines Schriftchen, „Compaß für Auswanderer", hat drucken lassen. Böhme ist bei einer andern, Amerika betreffenden literarischen Erscheinung in Deutschland hauptsächlich betheiligt. Der Zusammenfluß von Deutschen in diesem Hause war sehr lebhaft. Das Urtheil über Amerika zeigte sich unter ihnen getheilt. Einer sehr scharfen und schneidenden Kritik stand auch Anerkennung allerdings entgegen, doch war sie weit mäßiger und zurückhaltender als jene. Freundliche Bilder und Hoffnungen wurden hier im neuen Ankömmlinge eben nicht erweckt. Auch die Stadt macht einen solchen

Eindruck nicht. Sie ist groß und sehr belebt, erschien uns aber lärmend, wüst und schmutzig, besonders wenn wir sie mit dem stillern, freundlichen und reinlichen Boston verglichen. Drei und ein halber Tag war indeß für einen Aufenthalt in Neuyork sehr wenig. Brooklyn, drüben auf Long-Island, macht dagegen einen recht guten Eindruck. Sonst sind wir nur noch in nördlicher Richtung, da, wo die Stadt sich ins Land verliert, herausgekommen, indem wir mit einem Verwandten einen Ausflug nach der sogenannten High bridge (Hohen Brücke) machten, einer Stelle, wo die Neuyorker Wasserleitung über ein Thal und einen Fluß setzt. In Hoboken war ich nur Abends. Dr. Löwe aus Calbe a. d. S., welcher als Arzt in Neuyork practicirt; Maler Kaufmann aus Halle und Dresden, der seine Bilder über die Geschichte der „Gottesidee" in Oel ausgeführt und in einem Saale aufgestellt hat, und eben im Begriffe stand, mit einem andern deutschen Maler eine Kunstakademie (Lehranstalt) zu begründen; Dr. Barthelmeß aus Nürnberg, der mit Dr. Bauer aus Preußen in Brooklyn ein orthopädisches Institut gegründet hat; Kapp aus Preußen, der ein Commissionsgeschäft besitzt; — gehören namentlich zu den Deutschen, die ich hier gesprochen habe. Am 17. December Morgens gegen 5 Uhr trafen wir auf demselben Wege wieder in Boston ein. Da sich kein Grund zeigte, Neuyork vorzuziehen, wurde beschlossen, den Winter über in Boston zu bleiben.

Achter Brief.

Boston, 5. Febr. 1851.

Nach meiner Rückkehr nach Boston mietheten wir uns ein Häuschen zur Ueberwinterung. Hier, wie in England, ist es leicht für eine Familie, ein besonderes Haus zu miethen, weil die meisten Häuser nur für eine Familie eingerichtet sind. So ein Haus hat gewöhnlich drei Fenster Front und zwei bis drei

Stock. Größere Tiefe und Küche und Zubehör im Keller, sowie solidere Bauart, ist dann das einzige, was die bessern und theuerern Wohnungen von den geringern unterscheidet. Hier in Amerika hat man nun bekanntlich außer den Backsteinhäusern (Brickhäusern) auch noch die Holzhäuser (Framehäuser), deren es auch in Boston, selbst in den größten Straßen vermischt mit jenen, in Menge giebt. Die Stadt Roxbury, welche mit Boston zusammenhängt, besteht fast einzig aus Holzhäusern, obgleich viele wohlhabende und reiche Leute hier wohnen. Diese Holzhäuser können leichter und fester gebaut, und also im Winter kälter oder wärmer sein, obgleich sie äußerlich ungefähr gleich aussehen. Sie bestehen aus einem Gerippe sehr dünner geschnittener Balken, daher eben frame-houses (Rahmenhäuser) genannt. Innerlich werden darauf Bretter geschlagen und darauf wieder Latten, welche dann mit einer dünnen Kalk- und Sandschicht beworfen werden, worauf dann Tapeten kommen. Bei der leichtern Sorte fehlen die Bretter. Außen kommt ebenfalls eine Bretterlage und darüber wird eine andere dachförmig aufgelegt, so daß kein Regen eindringen kann. Bei den bessern Häusern werden diese Wände mit Moos und dergleichen ausgefüllt, während sie bei andern leer bleiben. Auch die sogenannten Brickhäuser haben nur außen eine dünne Backsteinlage, inwendig dagegen einen Bretter- oder Latten-Ueberzug wie die hölzernen. Die Brickhäuser sind gewöhnlich ohne Anstrich, die hölzernen dagegen haben einen solchen von weißer Oelfarbe, der ihnen ein sehr freundliches Aussehen verleiht, wozu auch noch die grünen Jalousieladen beitragen, die man hier an allen Häusern fast ausnahmlos findet. Die Dächer bestehen auch aus Brettern oder aus Blech.

In einem solchen Holzhause haben wir denn unser Winterquartier aufgeschlagen. Es ist eins von den 32 Holzhäusern, welche, in Form und Größe einander gleich, hier zwei Gassen nebeneinander bilden. Sie sind sämmtlich von Einem Spekulanten zu gleicher Zeit gebaut und von ihm vermiethet, wie das hier, eben auch wie in England, oft geschieht. Die beiden, einander gleichlaufenden Gassen sind hinten durch eine Bretter-

wand geschlossen, indem sie nämlich nicht eigentliche, der Stadt gehörende Straßen, sondern Privateigenthum d.s Besitzers sind. Sie heißen darum auch Courts, Höfe, Trainer Court und Plympton Court, zum Unterschied von Street und Place, Straße und Platz, welche Stadteigenthum sind. Diese beiden Courts liegen für sich, nach drei Seiten frei, nur nach der einen hin vom Gehöfte einer Tapetenfabrik begrenzt. Sie liegen ungefähr auf der Grenze der Städte Boston und Roxbury, gehören aber noch zu ersterer. Nach Roxbury hin ein weiter wüster, oft großentheils von Wasser bedeckter Raum; nach Boston zu ähnliche Strecken, Alles schon zu Straßen und Bauplätzen ausgeworfen, aber erst hie und da wirklich bebaut. Genug, die Umgebung ist keineswegs schön, doch aber frei, und da wir eins der vier hintersten Häuser haben, genießen wir aus unsern Giebelfenstern die freie Aussicht auf Roxbury, mit sechs Thürmen und bewaldeten Höhen dahinter. Unsere Courts sind so mitten in die Wüste gesetzt, daß sie noch durch kein Pflaster mit den schon ordentlich bebauten Straßen in Zusammenhang stehen. Hier sind aber glücklicherweise alle Besitzer von Häusern oder auch noch leeren Bauplätzen verpflichtet, Fußwege von Stein oder Holz an ihren Grundstücken entlang herzustellen. So laufen denn an den Häusern unserer Courts hölzerne, etwas über den Boden erhabene Fußwege hin, während die Mitte nackter Boden ist. Die Häuser unserer Courts gleichen denn einer Caserne von vier Gebäuden, deren jedes aber eine Anzahl Eingänge hat, immer zwei dicht nebeneinander, dann vier Fenster und wieder zwei Hausthüren, so daß immer zwei Fenster zur nächsten Thüre gehören. Eine Bezeichnung der Grenze zwischen zwei Häusern ist nicht vorhanden, und auch innerlich sind sie nur durch eine dünne Wand geschieden, so daß man das Gehen und Sprechen der Nachbarn hört. Zwei Häuser haben immer ein gemeinsames, damit verbundenes kleines Hintergebäude und jedes ein kleines Höfchen, welches letztere aber dem unserigen abgeht. Sie haben zwei ordentliche Stocke, Dachstuben und einen Keller. Die Keller sind aber nicht a u s g e g r a b e n, sondern die Straßen sind a u f g e-

füllt, so daß die Keller auf dem ursprünglichen Grund und Boden erbaut sind. So ist es in unserer Stadtgegend überall, weil dieselbe ehemals, wenigstens zur Zeit der Fluth, vom Meere bedeckt war. Die Keller sind nicht gewölbt, sondern an den Seiten von Mauern gebildet, und oben durch den Fußboden des untersten Stockes verdeckt. Unser Haus hat auf ebner Erde vorn heraus eine Stube, hinten heraus eine Küche, und dahinter noch ein Kämmerchen, — eine Treppe hoch zwei Stuben und eine Kammer, — zwei Treppen hoch unter dem Dache zwei Stuben. Die Vorräume mit den Treppen sind hier überall, wie auch in England, sehr schmal, und die beiden obern empfangen ihr Licht durch ein Fenster im Dache von oben, der untere durch lange schmale Fenster, welche an beiden Seiten der Hausthür von oben bis unten reichen. So sind die Hausthüren hier fast überall eingerichtet, ein Zeichen, wie wenig man Einbruch zu fürchten hat. Dazu kommt, daß die winzigen messingenen Hausschlüssel gegossen und darum in der ganzen Stadt nur in einigen wenigen verschiedenen Sorten vorhanden sind. Ebenso kann man die Läden von außen so bequem öffnen wie von innen, und die Sicherung der Fenster besteht nur in einer Vorrichtung, welche das Aufschieben derselben so lange verhindert, als man nicht eine Scheibe eingedrückt hat.

Die Fenster haben hier eine von der deutschen ganz abweichende Form, die man schon in England ganz allgemein findet, so daß ich seit Deutschland kein deutsches Fenster gesehen habe. Jedes Fenster besteht nämlich nur aus zwei Theilen, einer obern und einer untern Hälfte. Die obere steht nach außen etwas über die untere vor, und beide können nun, die obere nach unten, die untere nach oben, geschoben werden. Will man die obere Hälfte des Fensters offen haben, so schiebt man den obern Theil herunter, mehr oder weniger oder ganz, wie eben das Bedürfniß ist; will man die untere offen haben, so schiebt man den untern eben so beliebig hoch hinauf. Der obere Theil läuft dabei außen, der untere innen. Man kann also auch beide zugleich, in entgegengesetzter Richtung, schieben, so daß sie in der Mitte einander decken, und dagegen oben und unten ein Theil

des Fensters offen ist. Beide Theile werden durch Gewichte, welche im Innern der Fensterpfosten laufen, oben erhalten, wenn sie oben stehen. Diese Fenster erscheinen unserer Gewöhnung anfangs weniger freundlich, zeigen aber beim Gebrauche große Vortheile. Besonders halten sie den Regen weit besser ab als die deutschen. Nur an den Seiten wäre ein Eindringen möglich, aber auch hier sehr schwer. Der ärgste Schlagregen wird meistentheils ablaufen, ohne daß ein Tropfen hereinkommt. Ich habe bis jetzt nur einmal eine kleine Spur davon wahrgenommen, und das in unserm schlechten Hause. Wie sind in Deutschland die Leute mit Lappen und Handtüchern auf den Beinen, wenn ein tüchtiger Schlagregen kommt, und doch läuft das Wasser dabei an den Wänden herunter und in den Stuben entlang. Dieser Vortheil ist ein sehr großer. Auch sind diese Fenster weit weniger zugig. In unserm Hause haben wir noch nie Zug bemerkt, obgleich es an drei Seiten frei steht und es an Wind hier nicht fehlt. Auch für das Lüften soll darin ein großer Vortheil liegen, daß oben und unten geöffnet und dadurch ein Luftstrom verursacht werden kann. Und dabei hindern keine Rouleaux und Vorhänge das Oeffnen des obern Theils, weil ja die Fenster nicht aufgeklappt werden. Genug, ich muß dieser Fensterart entschieden den Vorzug vor der deutschen geben. Ob sie vielleicht in großen Anstalten dort auch vorkommt, ist mir nicht bekannt; ich erinnere mich nicht, sie je gesehen zu haben. Man sollte sie dort einführen; an das Aussehen gewöhnt man sich sehr bald, so daß man es durchaus nicht schlechter findet.

Solcher Art ist also unsere Wohnung. Doch ich muß meinen Freunden noch die Zustände darin etwas schildern, damit sie sich von unserm Leben in diesem Häuschen eine bestimmtere Vorstellung machen können, und sehen, wie es auch in einer großen Stadt dem Einwanderer für's Erste ganz ähnlich ergehen kann, als wenn er in einem Blockhause im Urwalde eines nördlichen Staates wohnte. Man kann in einer solchen Stadt höchst bequem und angenehm wohnen, wenn man die Kosten nicht zu scheuen hat; der Einwanderer ist aber in der

Regel nicht so gestellt. Wir zahlen monatlich 9 Dollar Miethe in unserm schlechten Hause in schlechter Gegend. Um das Doppelte hätten wir gewiß für unsere Ansprüche eine ganz hübsche Wohnung; ganz gute Häuser mitten in der Stadt kosten freilich jährlich 6—700 Dollars. Unser Haus ist aber auch für seinen Preis ohne Zweifel in ganz besonderm Maße kalt; es stand in den beiden Courts allein leer, wahrscheinlich besonders aus diesem Grunde. Ist man aber fremd und kennt die Art der Dinge noch nicht, kann auch nicht lange warten mit seiner Wahl, so bekommt man zuerst meist nicht das Beste. Abgesehen von der Kälte und einigen kleinen Vernachlässigungen ist übrigens unser Haus hübsch und freundlich.

Unsere ganzen Möbeln bestehen in zwölf gewöhnlichen Holzstühlen (common chairs genannt, das Stück 40 Cents), die indeß viel hübscher und bequemer sind, als man Holzstühle in Deutschland zu finden pflegt, — zwei hölzernen Stühlen mit halbkreisförmiger Lehne, wie man sie jetzt in Deutschland in öffentlichen Gärten hat, nur ebenfalls hübscher und bequemer (1 Dollar das Stück), — zwei Klapptischchen (à 1 Dollar 63 Cent), — drei eisernen Oefen, einem Kochofen und zwei kleinen Kanonenöfen, die man hier mitbringen muß, — und unserm mitgebrachten Pianoforte. Außerdem stehen in der untern Stube, in einer obern und in der Schlafstube, sowie in der Küche und dem Kämmerchen dahinter, unsere Kisten vertheilt als Tische und Schränke, wovon die in der untern Stube mit Wachstuch und grünem Zeuge überkleidet ist. Das ist Alles.

Nun entwickelt unser Haus, — das ist das Schlimmste, — eine wahrhaft barbarische Kälte. Der Fußboden, welcher die untere Wohnstube vom Keller trennt, besteht aus einer einfachen Lage von Dielen; und in dem Keller darunter friert es etwa eben so gut wie auf der Straße, meine Kinder glandern auf dem Eise, das sich darin auf Wasser gebildet hat, welches aus der gesprungenen Leitung ausgeflossen ist. Hier werden nämlich alle Häuser durch eine große Wasserleitung mit Bedarf versorgt, deren eiserne Röhren unterirdisch durch die ganze Stadt laufen, und durch die Keller in die Küchen gehen, wo

man über einem Goßkasten, der zugleich mit Ablauf versehen ist, sein Wasser beliebig zapft. In unserm kalten Keller friert aber die Röhre ein, und ist überdem durch den Frost gesprungen, so daß wir mühsamer das Wasser an einem andern Hahne zapfen müssen, wo die Röhre in den Keller tritt, wozu aber in der Regel auch erst heißes Wasser aufgegossen werden muß, um den Eisverschluß aufzuthauen. Obgleich die untere Stube durch den Kochofen den Tag über bis spät Abends stark geheizt ist, so finden wir doch an jedem Morgen bei irgend starker Kälte das darin geborgene Wasser mit einer guten Eisrinde bedeckt. Erst durch einige Stunden Heizung ist leidliche Wärme zu erzielen. Nachdem bereits vor einer halben Stunde Kaffee gekocht war, hat sich zwei Schritte vom Ofen Wasser, das auf die Dielen gegossen wurde, da in eine Eisrinde verwandelt. Noch gegen Mittag haben wir auf den Dielen Eis gefunden. Wenn das Wasser im Theekessel Morgens schon siedet, können wir noch den ganzen Ofen und den Theekessel selbst durch unsern sichtbaren Hauch in eine Wolke hüllen und mit unserm Hauche die Wasserdämpfe wegblasen. Daß Alles, was dazu fähig ist, hier erfriert, versteht sich von selbst. Kartoffeln, Aepfel und dergleichen können wir nur durch Einhüllen in Kleider und wollene Decken schützen, und selbst das ist nicht immer gelungen. Unser Lampenöl, welches aus ausgepreßtem Schweinefett besteht, ist fast immer erstarrt. Das Brod ist oft gefroren. Fleisch haben wir am Morgen zersägt, um es in den Topf zu bringen. In der größern Dachstube, wo wir schlafen, ist es am wärmsten im ganzen Hause, weil sie nur ein Fenster hat und zehn schlafende Menschen wohl schon für eine schwache Heizung gelten können. Dennoch ist, selbst nachdem wir Abends geheizt hatten, am Morgen das Wasser in einem Glase in einen Eisklumpen verwandelt gewesen. Den Tag über und in der Nacht zwingen wir nun wohl die Kälte durch die stark heizenden Oefen und die Betten; an kalten Morgen aber gilt es ein paar Stunden Kampf, ehe der Sieg nur einigermaßen sich auf unsere Seite neigt. Unsere beiden ältesten Söhne gehen zuerst in's Treffen, und wir Andern folgen erst allmälig nach,

wenn der Hauptschlag geschehen ist. Wir nehmen dann gelegentlich noch zitternd unser Frühstück ein und stehen bald wieder auf, um uns Bewegung zu machen. An strengen Tagen setzt man sich denn öfters an den Ofen, um sich einmal wieder auszuwärmen. Glücklicherweise halten bisher die höheren Kältegrade immer nicht lange an, obgleich sie schon mehrmals eingetreten sind.

Solch ein Leben wird Manchem unserer Freunde gewiß schrecklich erscheinen. Auf die Länge wäre es auch in der That wenig erfreulich, und wir könnten dann wohl die Grönländer beneiden, die es in ihren Stein- und Erdhütten ganz warm haben. Für diesmal tragen wir indeß die Beschwerden und Zufälle mit Humor und auch das Aergste hat bisher immer mit allgemeiner Heiterkeit geendet. Auch haben wir noch keine sonderliche Erkältung, und wäre es nur Husten oder Schnupfen oder Zahnschmerzen, davon getragen, woran wir in Deutschland viel mehr gelitten haben als bisher in Amerika. Die Reise mit ihren Entbehrungen und Beschwerden mag uns wohl abgehärtet haben.

Das Klima ist hier allerdings sehr wechselnd. Wir haben schon oft sehr strenge Kälte gehabt, die aber immer wieder von Thauwetter unterbrochen wird, das denn seinerseits bald wieder strengem Froste weichen muß. An einem Morgen hatten wir vor Sonnenaufgang 16½ Grad Reaumur unter Null, und Mittags nur ½ Grad. An einem Nachmittage kam ich von einem ganz langsamen Spaziergange, wobei ich ohne Ueberzieher, mit leichter Weste und mit offenem Rocke gegangen war, stark schwitzend nach Hause; am folgenden Tage kam ich zu derselben Zeit von einem sehr schnellen Gange in dickster Winterkleidung mit von Eis starrendem Barte zurück. Schnee ist schon mehrmals in bedeutenden Massen gefallen, und eben so oft nach einigen Tagen wieder weggethaut, was dann oft reißend schnell geschieht. In der Nacht vor dem 29. December hatten wir einen sehr heftigen Schneesturm, welcher auch den Tag über anhielt. Wir haben so ein Wetter und eine solche Masse von Schnee in Deutschland schwerlich je erlebt. Deutsche,

die schon zehn Jahr und länger hier sind, hatten übrigens dergleichen auch noch nicht gesehen. Es scheiterten dabei viele Schiffe an der Küste. Der Himmel ist, seitdem wir hier sind, bei weitem meistentheils heiter, und die Luft trocken, im geraden Gegensatze zu England. Im Sommer soll es hier sehr heiß und staubig und darum sehr unangenehm sein. Die Blüthenzeit fällt Ende Mai und Anfang Juni, also sehr spät. Ueberhaupt ist das Klima ohne Zweifel im Ganzen nicht günstig.

Neunter Brief.

Boston, 6. Febr. 1854.

Ich will Euch doch auch eine kurze Beschreibung der Stadt Boston, ihres Aussehens und ihrer Lage geben. Die eigentliche Stadt Boston liegt auf einer Halbinsel, welche sich in die Bay hinein erstreckt, und deren linke Seite mehr nach der Land-, deren rechte mehr nach der Seeseite gekehrt ist. Wie man hier sagt, ist die Halbinsel früher völlig Insel gewesen, indem ihr schmälerer Theil, der sie mit dem Festlande verbindet, unter Wasser stand. Jedenfalls hat er bei der Fluth größtentheils, und vielleicht auch ganz, unter Wasser gestanden. Abdämmungen der Bay und Aufschüttungen haben ihn trocken gelegt. Noch jetzt wird hieran gearbeitet, indem da, wo noch keine oder wenige Häuser stehen, doch bereits die ausgelegten Straßen als Dämme vorhanden sind, zwischen denen dann noch Tiefen liegen, in welchen sich Regen und Thauwasser zu Lachen und Teichen sammelt. Das ist die Gegend, in welcher unsre Wohnung liegt. Der ältere Theil der Stadt liegt vorn auf der Halbinsel, wo sie sich zu einer ziemlichen Höhe erhebt. Dort ist denn der Haupttheil des Hafens, der meiste Verkehr, dort sind die öffentlichen Gebäude, dort liegt die eigentliche Stadt. Nach allen Seiten hin, ausgenommen nach der Oeffnung der Bay in's Meer, liegen nun aber auf dem Festlande

oder Inseln noch andere Städte und Ortschaften, welche mit Boston durch Straßen oder Brücken oder Dampffähren zusammenhängen und im weitern Sinne dazu gehören. Da wo die Halbinsel mit dem Festlande sich verbindet, liegt Roxbury. Dann jenseit der Bay Brookline, Cambridge, Charlestown, Chelsea, Ostboston, Südboston, Dorchester. Diese Orte bilden einen zusammenhängenden Kranz um die ganze Bay herum, ausgenommen eben nur ihre Oeffnung nach der See. Boston allein hat etwa 150,000 Einwohner, mit diesen Orten zusammen aber gegen das Doppelte. Die eigentliche Stadt auf dem Kopfe der Halbinsel ist gedrängt und zum Theil eng gebaut, mit krummen Straßen; doch hat sie einen sehr schön gelegenen Park, die Common und den Public Garden, sowie Bäume in mehreren Straßen. Die sehr lange Washingtonstraße, welche Roxbury mit Boston verbindet, ist auf dem sogenannten Neck (Nacken, dem schmälern Landstrich zwischen dem Kopfe der Halbinsel und dem Festlande) sehr breit und mit schönen Bäumen besetzt. Jene andern Städte sind aber meist sehr weitläuftig gebaut, haben häufig Bäume an den Straßen und viele Gärten, ja sie bestehen zum Theil fast ganz aus Gärten mit Wohnhäusern darin, so namentlich Roxbury, Brookline, Cambridge. Diese Gartenstädte müssen im Sommer sehr schön sein, ganz besonders der hintere Theil von Roxbury, der aus lauter Gartenwohnungen auf und an Bergen besteht, zwischen denen sich Thäler hinziehen. Ich besuchte diese Gegend im tiefsten Schnee, so daß ich endlich nicht weiter konnte, und war trotz der Jahreszeit entzückt davon. Im Sommer muß es hier wunderschön sein. Die Wohnungen, die von sehr verschiedener Größe sind, sind alle von Holz außerordentlich freundlich gebaut, meist mit Säulengängen gegen die Sonnenstrahlen versehen, zwischen Wald- und Obstbäumen, an Felsen, auf Terrassen, höher oder tiefer gelegen. Das sind in Wahrheit Normalwohnungen für Menschen, und eine zu besitzen, muß das Leben sehr verschönern. Man hat von diesen, ursprünglich wohl ganz bewaldeten Höhen zugleich herrliche Aussichten über Boston und seine Umgebung, mit Bay und See. Westlich

daran schließt sich Brookline, und daran wieder Cambridge, Alles wie eine zusammenhängende Gartenstadt. Brookline liegt ebenfalls bergig, Cambridge dann mehr eben. In diesen Orten wohnen viele Leute, die in Boston ihre Geschäfte haben, und in Cambridge ist eine Universität. Weiter von der Bay ab in's Land hinein findet man noch immer lauter eingehegte Grundstücke mit Wald, Grasflecken, Obst, Beeten und wenig Acker, und mit Wohnhäusern, fast Alles bergig gelegen. Große Fruchtbarkeit aber hat das Land nicht. Die Felsen sind Granit, die Waldbäume größtentheils Zedern und Kiefern, doch auch Laubholz. Aepfelbäume findet man aber viel und sehr groß.

Das eigentliche Boston ist zwar eng und krumm, aber dabei gut und freundlich gebaut, größtentheils aus Brickhäusern, zum Theil aber auch aus Holzhäusern bestehend. Die Straßen sind sehr reinlich, überall mit breiten Fußwegen von Backstein oder sehr großen Platten von Bruchstein versehen. Der Verkehr auf ihnen ist sehr lebhaft, geht aber sehr still vor sich. Man hört fast nie Schreien und selten lautes Sprechen. Alles geht seinen Weg und besieht sich nur im Vorübergehen. In den innern Theilen der wohl drei Viertelstunden langen Washingtonstraße begegnen Einem in den entsprechenden Stunden ganze Colonnen von Frauen, welche ausgehen, um Läden und Menschen zu sehen, und wahrscheinlich auch sich sehen zu lassen. Man sieht da manches schalkhafte Lächeln, aber Alles still, gesetzt und anständig. Man möchte sagen, Boston ist eine christlich anständige Stadt. Keine deutsche Polizei kann es sich darin besser wünschen, als sie hier finden würde, hier in der Republik, ja sogar der Cradle of liberty, der Wiege der Freiheit, wie die Bostoner ihre Stadt, und wohl die Bürger von ganz Massachusets ihren Staat nennen. Freilich ist es vielleicht nicht ganz unwahr, daß hier die Freiheit noch in der Wiege liegt, und es erst noch zu hoffen steht, daß sie wie Herkules die sich herbeischleichende Schlange zerdrücken werde.

Kirchen gibt es in dem eigentlichen Boston 101. Diese sind alle durch freie Vereinigung erbaut. Sie erreichen freilich an Größe die europäischen Dome nicht, auch nicht die Kirchen

einer Stadt wie Halle, haben auch nur zum geringen Theile Thürme. Meist sind sie in gothischem Style, zum Theil mit sehr geflissentlicher Nachahmung alterthümlichen Aussehens, erbaut; doch findet man auch antiken Styl sehr häufig, und oft einen gemischten. Zum Theil sind sie von Holz. In Roxbury sehe ich sieben Kirchen mit Thürmen, wovon nur eine von Stein zu sein scheint, während die sechs andern ganz und gar, Kirche und Thurm, in der bei Gelegenheit der Wohnhäuser beschriebenen Weise von Holz gebaut sind, wo denn auch die grünen Jalousien nicht fehlen. Der Sonntag ist hier amerikanisch und englisch still und todt. Neuengland, die alten nordöstlichen Staaten der Union umfassend, ist bekanntlich vorzugsweise kirchlich. Sonntags sieht man auf den Straßen wenig mehr als Kirchgänger. Ein Theil geht zur Kirche, ein anderer kommt heraus, und zwar dann in langen Schaaren. Viel Andacht ist indeß nicht eben auf den Gesichtern zu bemerken. Das Kirchengehen ist großentheils nur Gewohnheit und Rücksicht. Was soll man denn auch den ganzen langen Tag, wo man keine Geschäfte machen kann, zu Hause vornehmen! Nur auf dem Sopha liegen, ist gar zu wenig, in der Kirche und auf dem Wege sieht man doch und wird gesehen. Es soll sehr viel Heuchelei in dem hiesigen Kirchenwesen stecken. Freude, außer ganz stille und zurückgezogene, kann hier am Sonntage nicht genossen werden. Keine Musik, kein Theater, keine Schauausstellungen, keine offenen Kaffee- und sonstige Vergnügungshäuser oder Gärten, kein Tanz. Der ächte Yankee überschlüge sich, wenn er solche Ideen hörte. Es ist natürlich Alles auch gesetzlich verboten. Wie ließe es sich auch rechtfertigen, wenn so etwas am Sonntage vorgenommen würde. Freilich an andern Tagen wird auch nicht viel davon vorgenommen. Daß es hier irgendwo einen hübschgelegenen Kaffeegarten gäbe, wozu passende Stellen in Menge vorhanden wären, bezweifle ich sehr stark; ich habe davon noch nichts gehört und gesehen, ja ich bin bis diesen Augenblick noch gar nicht auf diesen Einfall gekommen, weil das ganze Aussehen des hiesigen Lebens den Gedanken daran schon abschneidet. Wo wäre eine

deutsche Stadt, die so etwas nicht böte! Auch die kleinste hat doch wohl wenigstens ihr Schießhaus auf einem Anger oder einer Höhe; und die bedeutendern laden überall durch Anlagen der Art zum heitern Genusse in freier Luft und Gegend ein. Hier ist mir das bereits wie eine ferne Erinnerung aus einem frühern Dasein. Ich bin namentlich in den letzten Jahren äußerst selten in einen solchen Garten und ein solches Haus gekommen; aber doch zuweilen einmal, und ich sah doch Andere dort fröhlich. Hier sehe ich Niemand fröhlich. Geschäfte in der Woche, Kirchengehen am Sonntag, weiter sehe ich nichts. Viele wohnen freilich für ihre Person in den hübschen Landhäusern; für die Menge aber und für gemeinsame Freude ist nichts vorhanden. Die Austerkeller, die Oyster sellers, dürfen jetzt von Sonntag Nachmittag 4 Uhr an offen sein, und auch das ist erst ein ganz neuerlich gemachtes Zugeständniß. In den andern Lokalen, wo man etwas bekommen kann, ist das am Sonntage nur verstohlen möglich. Freilich in Bezug auf geistige Getränke auch in der Woche nur verstohlen. Wir haben ja hier das Temperenzgesetz (das Maine liquor law), welches das Ausschenken aller Spirituosen, Wein und starkes Bier eingeschlossen, verbietet. Nur die Apotheken dürfen dergleichen verkaufen, natürlich nur zu medicinischen und gewerblichen Zwecken. Aber freilich vom Gesetzgeben bis zum Gesetzdurchführen ist noch eine weite Strecke. Man bekommt trotz des Gesetzes hier in allen öffentlichen Häusern jene verbotenen Getränke ganz nach Belieben, zu sofortigem Genuß oder zum häuslichen Gebrauch. Nur muß der Wirth darauf halten, daß in Folge des Genusses es nicht etwa zu laut in seinem Hause wird. Geschieht das, so beklagen sich gelegentlich die Nachbarn, oder Mißgünstige machen Anzeige, und der Wirth kommt für das verbotene Ausschenken in's Gefängniß oder verliert seine Concession. Bleibt es aber still und ohne Anzeige, wie denn gewöhnlich, so hat es nichts zu sagen. So ist denn die ganze Sache thatsächlich nichts, als eine große Heuchelei, durch welche wohl öffentlicher Lärm verhütet, aber im Innern nichts gebessert wird. Das Trinken soll, wie ich von Sachkun-

digen gehört habe, hier in der Stille der eignen Wohnung von
nicht Wenigen sehr stark getrieben werden, und das delirium
tremens gar nicht selten sein. Natürlich! wenn die Leute keine
andere Freude haben dürfen, und sie namentlich Sonntags
nirgends finden, so saufen sie oder treiben andern Unfug.
Auch die sechs oder sieben Eisenbahnen, welche von hier aus-
laufen, kann der von der Wochenarbeit ermüdete und verdü-
sterte Mensch nicht benutzen, um sich durch einen Ausflug zu
erholen und zu erheitern, denn Sonntags gehen keine Züge.
Sonntags kann er nicht einmal mit sonstiger Bequemlichkeit
und Schnelle aus einem Theile der Stadt in einen andern ge-
langen, denn Sonntags gehen keine Omnibus, außer zu Kir-
chenfahrten, während in der Woche die Hauptstraßen gar nicht
leer von ihnen werden. Der Mensch soll durchaus nur in die
Kirche gehen oder zu Hause sitzen. Diese Sonntage sind außer-
ordentlich langweilig, wie denn das ganze hiesige Leben einen
[illegible] Anstrich hat. Eine Ruhe und Ordnung, wie hier
[illegible] ist wahrhaft traurig; sie scheint mir ein ärgeres Phi-
[illegible] zu sein, als man irgendwo in Deutschland findet, und
[illegible] auch eine ärgere Despotie, da sie von der Aristokratie
[illegible] welche in ihren Häusern Alles in Fülle hat und für
[illegible]keit zu vornehm ist.

[illegible] Urtheil über den Charakter der Amerikaner zu fällen,
[illegible] noch nicht, da ich noch mit Wenigen in nähere
[illegible] gekommen bin. Auf der Straße laufen sie eben
[illegible] herum. Der Deutsche macht sich meist eine
[illegible] Vorstellung von dem Amerikaner; er denkt, der
[illegible] anders aussehen als ein Deutscher, namentlich müsse
[illegible] mannhaft und republikanisch einherschreiten.
[illegible] aber hier nicht gerade viel, ich bemerke keinen
[illegible] Unterschied. Nach Gesichtszügen und Gestalt
[illegible] möglichen Formen durch einander. Das recht
[illegible] läßt sich allerdings erkennen. Ein mir be-
[illegible] amerikanischer Geistlicher sagte, er könne Amerikaner,
[illegible] Irländer mit Sicherheit unterscheiden. Lange
[illegible] das wohl ermöglichen, obgleich auch schon

kürzere in vielen Fällen unzweifelhaft leitet. Die Leute sind hier im Ganzen weit mehr schlank als breit, und sehen durchschnittlich nicht eben kräftig aus. Die Tracht unterscheidet sich von der heimischen wenig. Graue Shawls statt der Ueberzieher und sogenannte Kossuthhüte, — von schwarzer Farbe, weich und glanzlos mit etwas großen, an den Seiten in die Höhe gebogenen Krämpen — werden von den Männern häufig getragen. Die Frauen tragen jetzt im ärgsten Winter fast lauter kurze Mäntelchen, die nur bis an die Hüften gehen. Der Schnee wird hier sehr stark zum Schlittenfahren benutzt, was eine Leidenschaft der Bostoner zu sein scheint. Sie jagen mit äußerst leichten Schlitten und sehr schnellen Pferden fast immer im Wettlauf durch die Straßen. Ein Yankee kann, wie es scheint, es schwer über sich gewinnen, einem Andern den Vorsprung zu lassen. Die Schlitten, welche in derselben Richtung fahren, sind fast immer im Wettlauf begriffen. Merkt Einer, daß ein Anderer hinter ihm ihn allmälig zu überholen droht, so läßt es ihm keine Ruhe; immer drauf, immer drauf! — nur den Rivalen nicht vorlassen! Und sieht dieser als solcher sich erkannt und bekämpft, so strengt er nun seinerseits alle Kräfte an, um dennoch vorzukommen. Endlich, wenn beide ganz nahe bei einander sind und es das Aeußerste gilt, bricht der Wetteifer Beider in ein grimmiges, durch die Zähne gestoßenes Geschrei aus, wobei die Gesichter an den vorgereckten Köpfen einen Ausdruck von Wuth zeigen, der eben nicht angenehm ist. Besonders oft sieht man diese Wettfahrten auf dem breiten Theile der Washingtonstraße, dem Neck, wo Raum die Fülle dazu vorhanden ist. Hier ist es oft sehr schwer, von einer Seite zur andern zu gelangen, weil sechs und mehr Schlitten neben und durch einander fahren. Als ich einmal, nachdem ich einen günstigen Augenblick abgewartet zu haben meinte, an einer gerade sehr lebhaften Stelle hinüberging, mußte ich doch endlich stehen bleiben und entging dem Ueberfahren nur durch Anhalten eines Schlittens. Der Inhaber desselben schien aber über den Störer des Wettlaufes sehr ergrimmt. Diese Wettfahrten sind ein wahrer Fanatismus. Er macht nicht gerade

den besten Eindruck bei erwachsenen Leuten; indeß ist es doch einmal etwas Leidenschaft an den sonst so trocken und gleichgültig erscheinenden Menschen zu sehen. Freilich dieselbe Leidenschaft fehlt wohl zu andern Zeiten auch nicht, nur daß sie nicht gerade in Geschrei ausbricht. Es ist nichts als die Concurrenz, was sich hier beim Schlittenfahren geltend macht, während sie überhaupt die Seele des hiesigen Lebens ist, und im alltäglichen Geschäft ihren Haupttummelplatz hat. Diese Schlittenfahrten kommen aus demselben Geiste mit den Wettfahrten der Dampfschiffe auf dem Ohio und Mississippi, wobei so manches Schiff mit Menschen verloren geht.

In das häusliche Leben der Amerikaner habe ich noch wenig zu blicken vermocht, doch habe ich einige wohlhäbige Hauseinrichtungen bei Amerikanern und in amerikanischer Weise lebenden Deutschen zu sehen Gelegenheit gehabt. Solche Häuser haben etwas ganz Behagliches. Sie sind überall, Stuben, Flure und Treppen, mit Teppichen ausgelegt, welche, wie es scheint, in der That nur bei wirklich Armen fehlen. Ferner haben sie Luftheizung durch alle Räume, so daß Treppen und Flure ohngefähr dieselbe Wärme haben wie die Stuben, und bei mäßiger Kälte die Stubenthüren offen stehen. Unten pflegt ein großes Zimmer zu sein, das die ganze Tiefe des Hauses einnimmt und nach Straße und Hof oder Garten je zwei Fenster hat. Es ist das Zimmer zum Empfang von Fremden, das parlour, Sprechzimmer. Die Flure und Treppen sind nur schmale Gänge. Man findet gute Möbeln, Sophas, den nie fehlenden Schaukelstuhl, rocking chair, oft in mehreren Exemplaren, Pianofortes, Bilder, aber wenig Spiegel. Diese sind vielleicht nur in den Zimmern der Frauen und den Ankleidezimmern vorhanden. In Deutschland gälte eine Stube ohne Spiegel gar nicht für voll. Ich weiß nicht, ob die Amerikaner weniger eitel sind, finde aber diesen Mangel jedenfalls sehr lobenswerth. Wozu diese Menge von Schau- oder Selbstbeschaugläsern (looking glasses), die nichts als das eigene Bild wiederspiegeln! Reicht es denn nicht aus, wenn sie da angebracht sind, wo man sich wäscht und anzieht? In Deutschland

sind sie eins der hervorragendsten Möbel, und so ein großer Spiegel mit einem Schränkchen zur Basis, am Pfeiler zwischen zwei Fenstern, gleicht auf's Haar einem Altare mit einem Heiligenbilde, nur daß der Heilige immer der Mensch selbst ist, der ihm gerade seine Verehrung weiht. Freilich ist das auch in andern Fällen meist nicht anders; indeß da ohne Bewußtsein, dort mit demselben. Einige Male bin ich auch in solche Häuser zum Abendthee eingeladen gewesen. Man kommt um Sechs und bleibt bis Acht oder Neun. Diese Abendessen, bei denen man sich übrigens ordentlich zu Tische setzt, sind wirklich nur Thee mit Butter, Brod, Kuchen und Eingemachtem; Fleisch gibt es nicht, und ebensowenig Wein oder irgend ein geistiges Getränk. Das scheint bei Wohlhabenden und Reichen allgemeine Sitte zu sein, während in Deutschland nur die Damen bei ihren Thees mit solchen Dingen sich allenfalls begnügen. Ich hatte früher gehört, daß die Amerikaner bei allen Mahlzeiten vorzugsweise Fleisch äßen, hatte es auch in dem Boardinghause bei Friedrich so gefunden, und war deshalb von dieser fast weiblichen Frugalität sehr überrascht. Bei den mit dem Körper arbeitenden Klassen mag es anders sein, wenn der Erwerb dazu reicht. Uebrigens wartete in den amerikanischen Häusern bei diesen Thees ein weißes Dienstmädchen oder ein Neger in bester europäischer Form hinter den Stühlen auf, und brachte Jedem seine Tasse Thee, welche die wenigen Personen in größerer Bequemlichkeit unmittelbar aus den Händen der Hausfrau hätten empfangen können. Ich wurde von diesem Menschenmißbrauche auch hier in der „glorreichen" Republik sehr angewidert. Und meine lieben Freunde in Deutschland mögen ja nicht etwa denken, daß diese Dienstleute sich nachher mit an den republikanischen Tisch gesetzt hätten. Das wird wohl bei den Farmern geschehen, wie bei den Bauern in Deutschland; in den Städten aber geschieht es hier wohl so wenig wie drüben. Man denkt überhaupt in Deutschland, hier habe man eigentlich, weil sie zu theuer seien, nur selten Dienstboten; ich habe aber in den hier in Rede stehenden Häusern überall zwei gefunden. Den Deutschen darunter muß ich zur Ehre nachsagen, daß da

jenes Aufwarten nicht stattfand, obgleich es an den Mitteln dazu nicht fehlt.

Auch einem Leichenbegängnisse habe ich hier in Roxbury beigewohnt. Es war eine deutsche Familie, und Freunde des Hauses hatten mich im Einverständniß mit derselben gebeten, im Hause und am Grabe etwas zu sprechen. Der Verstorbene war Goldarbeiter gewesen. Die Begleitung geschah in zwölf oder dreizehn Kutschen und Schlitten, darunter ein großer und ein kleinerer Omnibus mit ihren bunten Farben und Bildern. Der Begräbnißplatz war sehr entfernt; wir fuhren zurück, wobei es ganz schnell und bergab ging, fast eine halbe Stunde. Er umfaßte einen großen Theil eines bewaldeten Berges, und war noch sehr neu; Besitzthum und Unternehmen einer Aktiengesellschaft, also ebenfalls — Geschäft. Ein Plätzchen dort für das schmale Grab kostet sieben Dollars, ein Wagen zur Leichenbegleitung, gleichviel ob der Begräbnißplatz nahe oder fern ist, drei Dollars. Ganz abweichend von deutscher Sitte ist die Gestalt der Särge, — kein schwarz oder weiß oder braun angestrichener Sarkophag in der in Deutschland allgemein gebräuchlichen Form, sondern ein schmaler und niedriger braunpolirter glatter Kasten, der von unten nach oben sich allerdings etwas erweitert, aber nicht ebenso wieder abnimmt, sondern in der größten Breite und Länge einen flachen Deckel hat. Von oben gesehen hat er nicht eine geradlinige rechtwinkelige Form, sondern, dem Körper angepaßt, ausgebogene Seiten, so daß er an den Armen am breitesten, an den Füßen am schmalsten ist. Mitten auf dem Deckel befand sich eine Silberplatte mit Namen, Todestag und Alter des Verstorbenen, was Alles englisch gegeben, und deshalb in Betreff des Vor- und Zunamens ganz falsch war. Das Fremdartigste indeß war, daß sich über dem Gesicht der Leiche ein Glasfenster befand, durch welches der ganze Kopf und Hals zur Schau gelegt wurde. Es befand sich darüber eine Klappe von Holz, welche beim Versenken geschlossen wurde, im Trauerhause aber und am Grabe geöffnet war. Die Begleiter traten an beiden Orten hinzu, um den Verstorbenen „noch einmal zu sehen.“ Ich sprach darüber, daß die Leiche

nicht der Mensch sei und daß man den Menschen nicht begrabe; daß man also in ihr denselben nicht sehe, da er ja ein Lebendiger gewesen, sondern ihn nur in der Erinnerung noch sehen könne. Ist mir schon das nochmalige letzte Oeffnen des Sarges in Deutschland zuwider gewesen, so war es dieses Guckfenster noch viel mehr. Der polirte Kasten, der mir mehr aussah, als wenn er ein Instrument enthielte, und den ich anfangs gar nicht beachtet hatte, stand in der Stube an der Wand auf einem ganz mäßigen Tische, der nicht halb so lang war. Auf dem Begräbnißplatze wurde er vom Leichenwagen durch zwei Männer auf einer Bahre ganz leicht zum Grabe getragen und auch nur von diesen Beiden an zwei Stricken, die sie oben zusammennahmen, in das Grab, das ich wegen seiner Schmalheit auch erst mit den Augen suchen mußte, hinabgesenkt. Der Leichenwagen war schwarz, ohne alle Decken oder sonstige Zierden, und im Verhältniß klein.

Zehnter Brief.

Boston, 8. Februar 1854.

Eine neue Entdeckung habe ich für meine Person hier gemacht, die gewiß auch meinen Freunden in Deutschland neu sein wird. Sie ist die, daß die religiöse Befreiung, die man den Amerikanern meist noch ganz fremd achtet, hier schon viel weiter gediehen ist, als ich glaubte. Die Wirksamkeit Theodor Parker's kannte ich freilich schon, da ich früher sogar einige Briefe mit ihm gewechselt habe; aber ich glaubte, er stände fast ganz allein, wenn auch nicht ohne Gemeinde, so doch ohne Mitarbeiter und Kämpfer. Dem ist aber nicht so. Ich habe ein hier in Boston erscheinendes Blatt kennen gelernt, welches in jener Beziehung in erster Reihe zu stehen scheint. Es ist der „Liberator“, herausgegeben von Wm. Lloyd Garrison, eigent-

oder Inseln noch andere Städte und Ortschaften, welche mit Boston durch Straßen oder Brücken oder Dampffähren zusammenhängen und im weitern Sinne dazu gehören. Da wo die Halbinsel mit dem Festlande sich verbindet, liegt Roxbury. Dann jenseit der Bay Brookline, Cambridge, Charlestown, Chelsea, Ostboston, Südboston, Dorchester. Diese Orte bilden einen zusammenhängenden Kranz um die ganze Bay herum, ausgenommen eben nur ihre Oeffnung nach der See. Boston allein hat etwa 150,000 Einwohner, mit diesen Orten zusammen aber gegen das Doppelte. Die eigentliche Stadt auf dem Kopfe der Halbinsel ist gedrängt und zum Theil eng gebaut, mit krummen Straßen; doch hat sie einen sehr schön gelegenen Park, die Common und den Public Garden, sowie Bäume in mehreren Straßen. Die sehr lange Washingtonstraße, welche Roxbury mit Boston verbindet, ist auf dem sogenannten Neck (Nacken, dem schmälern Landstrich zwischen dem Kopfe der Halbinsel und dem Festlande) sehr breit und mit schönen Bäumen besetzt. Jene andern Städte sind aber meist sehr weitläuftig gebaut, haben häufig Bäume an den Straßen und viele Gärten, ja sie bestehen zum Theil fast ganz aus Gärten mit Wohnhäusern darin, so namentlich Roxbury, Brookline, Cambridge. Diese Gartenstädte müssen im Sommer sehr schön sein, ganz besonders der hintere Theil von Roxbury, der aus lauter Gartenwohnungen auf und an Bergen besteht, zwischen denen sich Thäler hinziehen. Ich besuchte diese Gegend im tiefsten Schnee, so daß ich endlich nicht weiter konnte, und war trotz der Jahreszeit entzückt davon. Im Sommer muß es hier wunderschön sein. Die Wohnungen, die von sehr verschiedener Größe sind, sind alle von Holz außerordentlich freundlich gebaut, meist mit Säulengängen gegen die Sonnenstrahlen versehen, zwischen Wald- und Obstbäumen, an Felsen, auf Terrassen, höher oder tiefer gelegen. Das sind in Wahrheit Normalwohnungen für Menschen, und eine zu besitzen, muß das Leben sehr verschönern. Man hat von diesen, ursprünglich wohl ganz bewaldeten Höhen zugleich herrliche Aussichten über Boston und seine Umgebung, mit Bay und See. Westlich

daran schließt sich Brookline, und daran wieder Cambridge, Alles wie eine zusammenhängende Gartenstadt. Brookline liegt ebenfalls bergig, Cambridge dann mehr eben. In diesen Orten wohnen viele Leute, die in Boston ihre Geschäfte haben, und in Cambridge ist eine Universität. Weiter von der Bay ab in's Land hinein findet man noch immer lauter eingehegte Grundstücke mit Wald, Grasflecken, Obst, Beeten und wenig Acker, und mit Wohnhäusern, fast Alles bergig gelegen. Große Fruchtbarkeit aber hat das Land nicht. Die Felsen sind Granit, die Waldbäume größtentheils Zedern und Kiefern, doch auch Laubholz. Aepfelbäume findet man aber viel und sehr groß.

Das eigentliche Boston ist zwar eng und krumm, aber dabei gut und freundlich gebaut, größtentheils aus Brickhäusern, zum Theil aber auch aus Holzhäusern bestehend. Die Straßen sind sehr reinlich, überall mit breiten Fußwegen von Backstein oder sehr großen Platten von Bruchstein versehen. Der Verkehr auf ihnen ist sehr lebhaft, geht aber sehr still vor sich. Man hört fast nie Schreien und selten lautes Sprechen. Alles geht seinen Weg und besieht sich nur im Vorübergehen. In den innern Theilen der wohl drei Viertelstunden langen Washingtonstraße begegnen Einem in den entsprechenden Stunden ganze Colonnen von Frauen, welche ausgehen, um Läden und Menschen zu sehen, und wahrscheinlich auch sich sehen zu lassen. Man sieht da manches schalkhafte Lächeln, aber Alles still, gesetzt und anständig. Man möchte sagen, Boston ist eine christlich anständige Stadt. Keine deutsche Polizei kann es sich darin besser wünschen, als sie hier finden würde, hier in der Republik, ja sogar der Cradle of liberty, der Wiege der Freiheit, wie die Bostoner ihre Stadt, und wohl die Bürger von ganz Massachusets ihren Staat nennen. Freilich ist es vielleicht nicht ganz unwahr, daß hier die Freiheit noch in der Wiege liegt, und es erst noch zu hoffen steht, daß sie wie Herkules die sich herbeischleichende Schlange zerdrücken werde.

Kirchen gibt es in dem eigentlichen Boston 101. Diese sind alle durch freie Vereinigung erbaut. Sie erreichen freilich an Größe die europäischen Dome nicht, auch nicht die Kirchen

einer Stadt wie Halle, haben auch nur zum geringern Theile Thürme. Meist sind sie in gothischem Style, zum Theil mit sehr geflissentlicher Nachahmung alterthümlichen Aussehens, erbaut; doch findet man auch antiken Styl sehr häufig, und oft einen gemischten. Zum Theil sind sie von Holz. In Roxbury sehe ich sieben Kirchen mit Thürmen, wovon nur eine von Stein zu sein scheint, während die sechs andern ganz und gar, Kirche und Thurm, in der bei Gelegenheit der Wohnhäuser beschriebenen Weise von Holz gebaut sind, wo denn auch die grünen Jalousien nicht fehlen. Der Sonntag ist hier amerikanisch und englisch still und todt. Neuengland, die alten nordöstlichen Staaten der Union umfassend, ist bekanntlich vorzugsweise kirchlich. Sonntags sieht man auf den Straßen wenig mehr als Kirchgänger. Ein Theil geht zur Kirche, ein anderer kommt heraus, und zwar dann in langen Schaaren. Viel Andacht ist indeß nicht eben auf den Gesichtern zu bemerken. Das Kirchengehen ist großentheils nur Gewohnheit und Rücksicht. Was soll man denn auch den ganzen langen Tag, wo man keine Geschäfte machen kann, zu Hause vornehmen! Nur auf dem Sopha liegen, ist gar zu wenig, in der Kirche und auf dem Wege sieht man doch und wird gesehen. Es soll sehr viel Heuchelei in dem hiesigen Kirchenwesen stecken. Freude, außer ganz stille und zurückgezogene, kann hier am Sonntage nicht genossen werden. Keine Musik, kein Theater, keine Schauausstellungen, keine offenen Kaffee= und sonstige Vergnügungshäuser oder Gärten, kein Tanz. Der ächte Yankee überschlüge sich, wenn er solche Ideen hörte. Es ist natürlich Alles auch gesetzlich verboten. Wie ließe es sich auch rechtfertigen, wenn so etwas am Sonntage vorgenommen würde. Freilich an andern Tagen wird auch nicht viel davon vorgenommen. Daß es hier irgendwo einen hübschgelegenen Kaffeegarten gäbe, wozu passende Stellen in Menge vorhanden wären, bezweifle ich sehr stark; ich habe davon noch nichts gehört und gesehen, ja ich bin bis diesen Augenblick noch gar nicht auf diesen Einfall gekommen, weil das ganze Aussehen des hiesigen Lebens den Gedanken daran schon abschneidet. Wo wäre eine

deutsche Stadt, die so etwas nicht böte! Auch die kleinste hat doch wohl wenigstens ihr Schießhaus auf einem Anger oder einer Höhe; und die bedeutendern laden überall durch Anlagen der Art zum heitern Genusse in freier Luft und Gegend ein. Hier ist mir das bereits wie eine ferne Erinnerung aus einem frühern Dasein. Ich bin namentlich in den letzten Jahren äußerst selten in einen solchen Garten und ein solches Haus gekommen; aber doch zuweilen einmal, und ich sah doch Andere dort fröhlich. Hier sehe ich Niemand fröhlich. Geschäfte in der Woche, Kirchengehen am Sonntag, weiter sehe ich nichts. Viele wohnen freilich für ihre Person in den hübschen Landhäusern; für die Menge aber und für gemeinsame Freude ist nichts vorhanden. Die Austerkeller, die Oyster sellers, dürfen jetzt von Sonntag Nachmittag 4 Uhr an offen sein, und auch das ist erst ein ganz neuerlich gemachtes Zugeständniß. In den andern Lokalen, wo man etwas bekommen kann, ist das am Sonntage nur verstohlen möglich. Freilich in Bezug auf geistige Getränke auch in der Woche nur verstohlen. Wir haben ja hier das Temperenzgesetz (das Maine liquor law), welches das Ausschenken aller Spirituosen, Wein und starkes Bier eingeschlossen, verbietet. Nur die Apotheken dürfen dergleichen verkaufen, natürlich nur zu medicinischen und gewerblichen Zwecken. Aber freilich vom Gesetzgeben bis zum Gesetzdurchführen ist noch eine weite Strecke. Man bekommt trotz des Gesetzes hier in allen öffentlichen Häusern jene verbotenen Getränke ganz nach Belieben, zu sofortigem Genuß oder zum häuslichen Gebrauch. Nur muß der Wirth darauf halten, daß in Folge des Genusses es nicht etwa zu laut in seinem Hause wird. Geschieht das, so beklagen sich gelegentlich die Nachbarn, oder Mißgünstige machen Anzeige, und der Wirth kommt für das verbotene Ausschenken in's Gefängniß oder verliert seine Concession. Bleibt es aber still und ohne Anzeige, wie denn gewöhnlich, so hat es nichts zu sagen. So ist denn die ganze Sache thatsächlich nichts, als eine große Heuchelei, durch welche wohl öffentlicher Lärm verhütet, aber im Innern nichts gebessert wird. Das Trinken soll, wie ich von Sachkun-

digen gehört habe, hier in der Stille der eignen Wohnung von nicht Wenigen sehr stark getrieben werden, und das delirium tremens gar nicht selten sein. Natürlich! wenn die Leute keine andere Freude haben dürfen, und sie namentlich Sonntags nirgends finden, so saufen sie oder treiben andern Unfug. Auch die sechs oder sieben Eisenbahnen, welche von hier auslaufen, kann der von der Wochenarbeit ermüdete und verdüsterte Mensch nicht benutzen, um sich durch einen Ausflug zu erholen und zu erheitern, denn Sonntags gehen keine Züge. Sonntags kann er nicht einmal mit sonstiger Bequemlichkeit und Schnelle aus einem Theile der Stadt in einen andern gelangen, denn Sonntags gehen keine Omnibus, außer zu Kirchenfahrten, während in der Woche die Hauptstraßen gar nicht leer von ihnen werden. Der Mensch soll durchaus nur in die Kirche gehen oder zu Hause sitzen. Diese Sonntage sind außerordentlich langweilig, wie denn das ganze hiesige Leben einen solchen Anstrich hat. Eine Ruhe und Ordnung, wie hier herrscht, ist wahrhaft traurig; sie scheint mir ein ärgeres Philisterthum zu sein, als man irgendwo in Deutschland findet, und zum Theil auch eine ärgere Despotie, da sie von der Aristokratie ausgeht, welche in ihren Häusern Alles in Fülle hat und für die Oeffentlichkeit zu vornehm ist.

Ein Urtheil über den Charakter der Amerikaner zu fällen, getraue ich mich noch nicht, da ich noch mit Wenigen in nähere Berührung gekommen bin. Auf der Straße laufen sie eben wie andere Leute herum. Der Deutsche macht sich meist eine ganz besondere Vorstellung von dem Amerikaner; er denkt, der müsse ganz anders aussehen als ein Deutscher, namentlich müsse er ganz besonders mannhaft und republikanisch einherschreiten. Davon sehe ich aber hier nicht gerade viel, ich bemerke keinen augenfälligen Unterschied. Nach Gesichtszügen und Gestalt sieht man alle möglichen Formen durch einander. Das recht ächte Yankeegesicht läßt sich allerdings erkennen. Ein mir befreundeter amerikanischer Geistlicher sagte, er könne Amerikaner, Deutsche und Irländer mit Sicherheit unterscheiden. Lange Beobachtung mag das wohl ermöglichen, obgleich auch schon

kürzere in vielen Fällen unzweifelhaft leitet. Die Leute sind hier im Ganzen weit mehr schlank als breit, und sehen durchschnittlich nicht eben kräftig aus. Die Tracht unterscheidet sich von der heimischen wenig. Graue Shawls statt der Ueberzieher und sogenannte Kossuthhüte, — von schwarzer Farbe, weich und glanzlos mit etwas großen, an den Seiten in die Höhe gebogenen Krämpen — werden von den Männern häufig getragen. Die Frauen tragen jetzt im ärgsten Winter fast lauter kurze Mäntelchen, die nur bis an die Hüften gehen. Der Schnee wird hier sehr stark zum Schlittenfahren benutzt, was eine Leidenschaft der Bostoner zu sein scheint. Sie jagen mit äußerst leichten Schlitten und sehr schnellen Pferden fast immer im Wettlauf durch die Straßen. Ein Yankee kann, wie es scheint, es schwer über sich gewinnen, einem Andern den Vorsprung zu lassen. Die Schlitten, welche in derselben Richtung fahren, sind fast immer im Wettlauf begriffen. Merkt Einer, daß ein Anderer hinter ihm ihn allmälig zu überholen droht, so läßt es ihm keine Ruhe; immer drauf, immer drauf! — nur den Rivalen nicht vorlassen! Und sieht dieser als solcher sich erkannt und bekämpft, so strengt er nun seinerseits alle Kräfte an, um dennoch vorzukommen. Endlich, wenn beide ganz nahe bei einander sind und es das Aeußerste gilt, bricht der Wetteifer Beider in ein grimmiges, durch die Zähne gestoßenes Geschrei aus, wobei die Gesichter an den vorgereckten Köpfen einen Ausdruck von Wuth zeigen, der eben nicht angenehm ist. Besonders oft sieht man diese Wettfahrten auf dem breiten Theile der Washingtonstraße, dem Neck, wo Raum die Fülle dazu vorhanden ist. Hier ist es oft sehr schwer, von einer Seite zur andern zu gelangen, weil sechs und mehr Schlitten neben und durch einander fahren. Als ich einmal, nachdem ich einen günstigen Augenblick abgewartet zu haben meinte, an einer gerade sehr lebhaften Stelle hinüberging, mußte ich doch endlich stehen bleiben und entging dem Ueberfahren nur durch Anhalten eines Schlittens. Der Inhaber desselben schien aber über den Störer des Wettlaufes sehr ergrimmt. Diese Wettfahrten sind ein wahrer Fanatismus. Er macht nicht gerade

den besten Eindruck bei erwachsenen Leuten; indeß ist es doch einmal etwas Leidenschaft an den sonst so trocken und gleichgültig erscheinenden Menschen zu sehen. Freilich dieselbe Leidenschaft fehlt wohl zu andern Zeiten auch nicht, nur daß sie nicht gerade in Geschrei ausbricht. Es ist nichts als die Concurrenz, was sich hier beim Schlittenfahren geltend macht, während sie überhaupt die Seele des hiesigen Lebens ist, und im alltäglichen Geschäft ihren Haupttummelplatz hat. Diese Schlittenfahrten kommen aus demselben Geiste mit den Wettfahrten der Dampfschiffe auf dem Ohio und Mississippi, wobei so manches Schiff mit Menschen verloren geht.

In das häusliche Leben der Amerikaner habe ich noch wenig zu blicken vermocht, doch habe ich einige wohlhäbige Hauseinrichtungen bei Amerikanern und in amerikanischer Weise lebenden Deutschen zu sehen Gelegenheit gehabt. Solche Häuser haben etwas ganz Behagliches. Sie sind überall, Stuben, Flure und Treppen, mit Teppichen ausgelegt, welche, wie es scheint, in der That nur bei wirklich Armen fehlen. Ferner haben sie Luftheizung durch alle Räume, so daß Treppen und Flure ohngefähr dieselbe Wärme haben wie die Stuben, und bei mäßiger Kälte die Stubenthüren offen stehen. Unten pflegt ein großes Zimmer zu sein, das die ganze Tiefe des Hauses einnimmt und nach Straße und Hof oder Garten je zwei Fenster hat. Es ist das Zimmer zum Empfang von Fremden, das parlour, Sprechzimmer. Die Flure und Treppen sind nur schmale Gänge. Man findet gute Möbeln, Sophas, den nie fehlenden Schaukelstuhl, rocking chair, oft in mehreren Exemplaren, Pianofortes, Bilder, aber wenig Spiegel. Diese sind vielleicht nur in den Zimmern der Frauen und den Ankleidezimmern vorhanden. In Deutschland gälte eine Stube ohne Spiegel gar nicht für voll. Ich weiß nicht, ob die Amerikaner weniger eitel sind, finde aber diesen Mangel jedenfalls sehr lobenswerth. Wozu diese Menge von Schau- oder Selbstbeschaugläsern (looking glasses), die nichts als das eigene Bild wiederspiegeln! Reicht es denn nicht aus, wenn sie da angebracht sind, wo man sich wäscht und anzieht? In Deutschland

sind sie eins der hervorragendsten Möbel, und so ein großer Spiegel mit einem Schränkchen zur Basis, am Pfeiler zwischen zwei Fenstern, gleicht auf's Haar einem Altare mit einem Heiligenbilde, nur daß der Heilige immer der Mensch selbst ist, der ihm gerade seine Verehrung weiht. Freilich ist das auch in andern Fällen meist nicht anders; indeß da ohne Bewußtsein, dort mit demselben. Einige Male bin ich auch in solche Häuser zum Abendthee eingeladen gewesen. Man kommt um Sechs und bleibt bis Acht oder Neun. Diese Abendessen, bei denen man sich übrigens ordentlich zu Tische setzt, sind wirklich nur Thee mit Butter, Brod, Kuchen und Eingemachtem; Fleisch gibt es nicht, und ebensowenig Wein oder irgend ein geistiges Getränk. Das scheint bei Wohlhabenden und Reichen allgemeine Sitte zu sein, während in Deutschland nur die Damen bei ihren Thees mit solchen Dingen sich allenfalls begnügen. Ich hatte früher gehört, daß die Amerikaner bei allen Mahlzeiten vorzugsweise Fleisch äßen, hatte es auch in dem Boardinghause bei Friedrich so gefunden, und war deshalb von dieser fast weiblichen Frugalität sehr überrascht. Bei den mit dem Körper arbeitenden Klassen mag es anders sein, wenn der Erwerb dazu reicht. Uebrigens wartete in den amerikanischen Häusern bei diesen Thees ein weißes Dienstmädchen oder ein Neger in bester europäischer Form hinter den Stühlen auf, und brachte Jedem seine Tasse Thee, welche die wenigen Personen in größerer Bequemlichkeit unmittelbar aus den Händen der Hausfrau hätten empfangen können. Ich wurde von diesem Menschenmißbrauche auch hier in der „glorreichen" Republik sehr angewidert. Und meine lieben Freunde in Deutschland mögen ja nicht etwa denken, daß diese Dienstleute sich nachher mit an den republikanischen Tisch gesetzt hätten. Das wird wohl bei den Farmern geschehen, wie bei den Bauern in Deutschland; in den Städten aber geschieht es hier wohl so wenig wie drüben. Man denkt überhaupt in Deutschland, hier habe man eigentlich, weil sie zu theuer seien, nur selten Dienstboten; ich habe aber in den hier in Rede stehenden Häusern überall zwei gefunden. Den Deutschen darunter muß ich zur Ehre nachsagen, daß da

jenes Aufwarten nicht stattfand, obgleich es an den Mitteln dazu nicht fehlt.

Auch einem Leichenbegängnisse habe ich hier in Roxbury beigewohnt. Es war eine deutsche Familie, und Freunde des Hauses hatten mich im Einverständniß mit derselben gebeten, im Hause und am Grabe etwas zu sprechen. Der Verstorbene war Goldarbeiter gewesen. Die Begleitung geschah in zwölf oder dreizehn Kutschen und Schlitten, darunter ein großer und ein kleinerer Omnibus mit ihren bunten Farben und Bildern. Der Begräbnißplatz war sehr entfernt; wir fuhren zurück, wobei es ganz schnell und bergab ging, fast eine halbe Stunde. Er umfaßte einen großen Theil eines bewaldeten Berges, und war noch sehr neu; Besitzthum und Unternehmen einer Aktiengesellschaft, also ebenfalls — Geschäft. Ein Plätzchen dort für das schmale Grab kostet sieben Dollars, ein Wagen zur Leichenbegleitung, gleichviel ob der Begräbnißplatz nahe oder fern ist, drei Dollars. Ganz abweichend von deutscher Sitte ist die Gestalt der Särge, — kein schwarz oder weiß oder braun angestrichener Sarkophag in der in Deutschland allgemein gebräuchlichen Form, sondern ein schmaler und niedriger braunpolirter glatter Kasten, der von unten nach oben sich allerdings etwas erweitert, aber nicht ebenso wieder abnimmt, sondern in der größten Breite und Länge einen flachen Deckel hat. Von oben gesehen hat er nicht eine geradlinige rechtwinkelige Form, sondern, dem Körper angepaßt, ausgebogene Seiten, so daß er an den Armen am breitesten, an den Füßen am schmalsten ist. Mitten auf dem Deckel befand sich eine Silberplatte mit Namen, Todestag und Alter des Verstorbenen, was Alles englisch gegeben, und deshalb in Betreff des Vor- und Zunamens ganz falsch war. Das Fremdartigste indeß war, daß sich über dem Gesicht der Leiche ein Glasfenster befand, durch welches der ganze Kopf und Hals zur Schau gelegt wurde. Es befand sich darüber eine Klappe von Holz, welche beim Versenken geschlossen wurde, im Trauerhause aber und am Grabe geöffnet war. Die Begleiter traten an beiden Orten hinzu, um den Verstorbenen „noch einmal zu sehen." Ich sprach darüber, daß die Leiche

nicht der Mensch sei und daß man den Menschen nicht begrabe; daß man also in ihr denselben nicht sehe, da er ja ein Lebendiger gewesen, sondern ihn nur in der Erinnerung noch sehen könne. Ist mir schon das nochmalige letzte Oeffnen des Sarges in Deutschland zuwider gewesen, so war es dieses Guckfenster noch viel mehr. Der polirte Kasten, der mir mehr aussah, als wenn er ein Instrument enthielte, und den ich anfangs gar nicht beachtet hatte, stand in der Stube an der Wand auf einem ganz mäßigen Tische, der nicht halb so lang war. Auf dem Begräbnißplatze wurde er vom Leichenwagen durch zwei Männer auf einer Bahre ganz leicht zum Grabe getragen und auch nur von diesen Beiden an zwei Stricken, die sie oben zusammennahmen, in das Grab, das ich wegen seiner Schmalheit auch erst mit den Augen suchen mußte, hinabgesenkt. Der Leichenwagen war schwarz, ohne alle Decken oder sonstige Zierden, und im Verhältniß klein.

Zehnter Brief.

Boston, 8. Februar 1854.

Eine neue Entdeckung habe ich für meine Person hier gemacht, die gewiß auch meinen Freunden in Deutschland neu sein wird. Sie ist die, daß die religiöse Befreiung, die man den Amerikanern meist noch ganz fremd achtet, hier schon viel weiter gediehen ist, als ich glaubte. Die Wirksamkeit Theodor Parker's kannte ich freilich schon, da ich früher sogar einige Briefe mit ihm gewechselt habe; aber ich glaubte, er stände fast ganz allein, wenn auch nicht ohne Gemeinde, so doch ohne Mitarbeiter und Kämpfer. Dem ist aber nicht so. Ich habe ein hier in Boston erscheinendes Blatt kennen gelernt, welches in jener Beziehung in erster Reihe zu stehen scheint. Es ist der „Liberator“, herausgegeben von Wm. Lloyd Garrison, eigent-

lich ein Antisklavereiblatt, dabei aber zugleich in religiöser Beziehung eine Denkweise vertretend, welche genau betrachtet, in der That nichts Anderes ist, als unser Humanismus in noch etwas weniger christlicher Form.

Dieses Anti-slavery-Blatt hat folgendes Bild an seiner Stirn. Links werden Sklaven im Verein mit Pferden versteigert und bereits Erstandene weggetrieben. Ein großer Ankündigungszettel macht auf die „slaves, horses and other cattle" (Sklaven, Pferde und anderes Vieh) aufmerksam. Es wird eben auf ein weinendes Kind, dessen Eltern verzweifelt dastehen, geboten. Im Hintergrunde sieht man das Capitol zu Washington, das große Staatsgebäude der Union, mit einer Fahne auf der Kuppel, welche die Inschrift „Slavery" (Sklaverei) führt. Rechts ist die Scene verwandelt. Das ebenfalls im Hintergrunde sichtbare Capitol trägt auf seiner Fahne die Inschrift „Freedom" (Freiheit). Weiter nach vorn geht eben ein großer Festzug mit fliegenden Fahnen, und unter dem Hutschwenken der Zuschauer, durch einen Triumphbogen, welcher die Inschrift „Emancipation" führt. Im Vordergrunde ist eine fröhliche Negerfamilie vor ihrer Hütte zu sehen, welche den Zug mit lebhafter Freude betrachtet. In der Mitte zwischen beiden Scenen steht in einer Strahlenglorie Jesus, umgeben von der Inschrift: „I come to break the bonds of the oppressor" (Ich komme, um zu zerbrechen die Ketten des Unterdrückers). Links reicht ihm ein kniender Sklave die gefesselten Hände zur Entfesselung; rechts liegt, wüthend und beschämt sich abwendend, ein Sklavenhalter, dem die Peitsche entfallen ist. Darunter befinden sich wieder die Worte: „Thou shalt love thy neighbour as thyself" (Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst). Ueber dem dann beginnenden Drucke steht, nicht mehr in Zusammenhang mit dem Bilde, als Motto: „Our Country is the World, our Countrymen are all Mankind" (Unser Vaterland ist die Welt, unsere Landsleute sind das ganze Menschengeschlecht). Der links vom Bilde übrigbleibende Raum ist für Angabe der Bedingungen und sonstigen Ordnung des Blattes benutzt. Der auf der rechten Seite befindliche aber enthält

noch folgende inhaltschwere Worte: „No Union with Slaveholders“ (Keine Vereinigung, oder „Union“, mit Sklavenhaltern)! „The U. S. constitution is a covenant with death and an agreement with hell“ (Die Constitution der Vereinigten Staaten ist eine Uebereinkunft mit dem Tode und ein Vertrag mit der Hölle). Und dann folgt noch in kleiner Schrift folgende längere Stelle, die ich gleich deutsch gebe: „Ja! Es kann nicht geleugnet werden, die sklavenhaltenden Herren des Südens stellten, als Bedingung ihrer Beistimmung zur Constitution, drei besondere Vorbehalte auf, um den Fortbestand ihrer Herrschaft über die Sklaven zu sichern. Der erste war die Freiheit, auf zwanzig Jahre, den afrikanischen Sklavenhandel beizubehalten; der zweite war die Bestimmung über Auslieferung flüchtiger Sklaven — eine Verbindlichkeit, bestimmt verworfen durch die vom Sinai herab gegebenen Gesetze Gottes; und drittens die für die Principien der Volksvertretung verhängnißvolle Forderung einer Repräsentation für Sklaven — für Handelsartikel unter dem Namen von Personen, — in der That Vertretung des Unterdrückers für den Unterdrückten! — Eine so geordnete Regierung eine Demokratie zu nennen, ist ein Hohn gegen den Verstand des Menschengeschlechts. Sie ist doppelt befleckt durch das Gift der Reichen und der Sklaverei. Ihre Rückwirkung auf die Regierung der Nation ist die, daß sie im amerikanischen Congresse eine künstliche Majorität der Sklaven-Repräsentation über die des freien Volkes zu Wege bringt, und dadurch die Erhaltung, Ausbreitung und Verewigung der Sklaverei zum Lebensgeiste der Nationalregierung macht. John Quincy Adams.“ —

Aus dem Angeführten ist die radikale Richtung des Blattes gegen die Sklaverei zu ersehen. Es schont selbst die Union nicht, und setzt sie in ihrem Kampfe auf's Spiel. Die Verfassung der Vereinigten Staaten wegen ihrer Bestimmungen über die Sklaverei ein Teufelsbündniß zu nennen, ist doch in der That für republikanische Bürger derselben das Aeußerste. Wie nichtswürdig ist dagegen die schamlose Erklärung, welche kürzlich Mitchel in seinem neubegründeten „Citizen“ über

diesen Gegenstand abgegeben hat. Dieser irische Volksmann, der nach Vandiemensland deportirt war und nun aus seiner Gefangenschaft entsprungen ist, spricht sich über die Sklaverei so aus: „Wir sind keine Abolitionisten; nicht mehr Abolitionisten als Moses, oder Sokrates, oder Jesus Christus. Wir leugnen, daß es ein Verbrechen, oder ein Unrecht, oder eine Sünde sei, Sklaven zu halten, Sklaven zu kaufen, Sklaven zu verkaufen, Sklaven zu ihrer Arbeit anzuhalten durch Geißelhiebe oder andere nöthige Zwangsmittel. Wir, für unser Theil, wünschten, wir hätten eine gute Plantage, mit gesunden Negern wohl besetzt, in Alabama.“ So sagt der erst selbst der Sklaverei entronnene Volkstribun! Ein amerikanisches, nichtabolitionistisches Blatt macht zu diesen Worten die Bemerkung: „Wir hoffen nicht der Gottlosigkeit angeklagt zu werden, wenn wir sagen: in den oben angeführten Zeilen hat John Mitchel sich selbst in den Augen des amerikanischen Volkes für immer verurtheilt (damned himself for ever). Wir halten Sklaven, weil wir keine Hilfe dagegen kennen; hier aber ist ein Nachtreter (toady), welchen man einen Patrioten schimpft, den nach dem Privilegium des Sklavenhaltens gelüstet!“ Andere Blätter haben schon gesagt, es sei sehr zu beklagen, daß Herr Mitchel seiner Gefangenschaft entronnen sei. Sein Blatt soll indeß bereits Tausende von Abonnenten zählen. Er findet mit seiner Frechheit hier dennoch ein gutes Feld, und die Schaaren seiner verdummten Landsleute werden ihm sein Plantagengelüst schwerlich übel nehmen. Doch als in der, weiter unten zu erwähnenden Antisklaverei-Versammlung über diesen Mitchel gesprochen wurde, rief ein Irländer aus der Masse: „Ich danke Gott, daß ich kein Irländer mehr bin, sondern ein Amerikaner!“ Die Versammlung rief ihm stürmischen Beifall, und man hörte die Worte: Ah, good boy! good boy!

Zum Nachweis der freien religiösen Stellung des „Liberator“ will ich hier einige, in diesem Betracht hervorragende Artikel desselben deutsch mittheilen, den ersten von meinem Sohne Johannes, die andern von mir selbst übersetzt. Meine Freunde werden daran gewiß dasselbe Interesse nehmen, das

sie **mir** eingeflößt haben. Zuerst ein Artikel aus der letzten Nummer vorigen Jahrgangs, in seinen bedeutendsten Stellen.

Das Evangelium des Unglaubens. (The Gospel of infidelity.)

Boston, den 16. Dec. 1853.

An — — — —.

— Sie fragen: „Warum sind Wright und N. so empfindlich gegen das Wort Ungläubiger. Wenn H. C. Wright kein Ungläubiger ist, was ist er denn? Ich frage aufrichtig; denn wenn Jemand mich gefragt hätte, ob er einer wäre, so würde ich, ohne einen Augenblick zu zögern, geantwortet haben: ja, er ist einer!" Sie legen diese Fragen dem Herrn Garrison vor, „aufrichtig," ich zweifle nicht — und derselbe meint mit Recht, daß ich der Mann wäre, darauf zu antworten, was ich gern thue.

Wie sind Sie zu der Meinung gelangt, ich fühlte mich bei dem Wort „Ungläubiger" empfindlich berührt? Durch meine Reden und Schriften? Nimmermehr, denn dieser Name ist mir schon lange ganz gleichgültig; es hat mir auch längst keine Wichtigkeit mehr, wie in diesen Dingen über mich „die Welt urtheilt." Ein Name ist nichts, und namentlich einer wie Ungläubiger, der ebenso viele verschiedene Bedeutungen hat, als ihn Zungen aussprechen; denn wie ich nach Wahrheit und Gerechtigkeit strebe, wie sehr mich die Liebe des Geistes Christi durchdrungen hat, muß und wird mein Leben zeigen. Meine Sache muß es sein, daß mein Leben eine treue Offenbarung meines Gottes werde, so weit als das menschliche Leben das göttliche darzustellen vermag. Ich fühle in Wahrheit keinerlei Angst darüber, so weit mich die Sache betrifft, was für eine Bedeutung die Menschen diesem Namen geben, vorausgesetzt, daß ich die Wirklichkeit desselben mir aneignen kann. Jeder Name, obgleich ein Vorwurf in einer gewissen Zeit, und in der Meinung derer, welche ihn ertheilen, kann unter Umständen ehrenvoll und

begehrenswürdig gemacht werden. Ein Beispiel ist das Wort christlich. Was war es? was ist es? — — — — — — —
— — So habe ich, wenn der Ausdruck Ungläubiger mir beigelegt wurde, um den Grundsätzen oder Handlungen, an denen ich festhalte, einen Vorwurf zu machen und die Achtung zu benehmen, immer zu viel Selbstachtung gefühlt, um mich anders als durch mein Leben zu vertheidigen; und wenn ich gefühlt habe, daß der vorwurfsvolle Ausdruck mir mit Recht beigelegt wurde, habe ich gemeint, ich müsse zu gerecht sein, mich beleidigt zu fühlen, oder mich zu vertheidigen, ausgenommen durch eine Aenderung meines Lebens. So habe ich aufgehört, irgend eine Empfindlichkeit zu spüren, wenn ich „Ungläubiger" genannt worden bin. — — — Der Ausdruck „Ungläubiger" bezeichnet den Charakter eines Mannes in nicht höherem Grade als schlecht, als der Ausdruck Christ an und für sich ihn als gut bezeichnet.

Meinen Sie etwa mit dem Ausdruck „Ungläubiger,"*), daß ich meiner Fahne des Rechtes untreu wäre? Nein; das wird hoffentlich nicht Ihre Meinung sein. — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Sollten Sie meinen, daß ich zu der populären Religion der Nation im Gegensatze stehe und dafür verdammt bin? Dies können Sie nicht meinen; Sie müßten denn entschlossen sein, zu sagen, es sei schlecht, ungläubig und untreu, gegen eine populäre Vorstellung zu sein, welche durch Kirche und Staat geheiligt ist, und Sie müßten sich auf den katholischen Grundsatz stellen, daß die Ketzerei ein Verbrechen sei, daß die Ketzer keine Rechte haben, und mit dem Tode oder einer andern Strafe belegt werden müssen. Sie werden so nicht Jesus, die Apostel, die Märtyrer, und alle, welche für Wahrheit und Recht gegen die Menge und die Macht gekämpft haben, verwerfen wollen.
— — — — — — — — — — — — — — — —

*) „Infidel" bedeutet zugleich „ungläubig" und „untreu."

Meinen Sie, daß ich ein „Ungläubiger“ deßhalb sei, weil ich von Ihnen abweiche und keinen Glauben oder Verehrung für das habe, was Sie als geheiligte Wahrheit lieben? Nein; das kann nicht sein; denn dann würden Sie Jesus als den Fürsten der Ungläubigen brandmarken, denn er wich von Allen, die um ihn waren, in wesentlichen Dingen ab. — — — — — — — — — — — — — —

Meinen Sie mit „Ungläubig,“ daß ich die Idee der Unsterblichkeit verwürfe? Dann bin ich mir bewußt, daß Ihre Antwort unrichtig ist, und das sei genug. Wenn Sie meinen, daß ich die Lehre der vollständigen Inspiration verwerfe — — das ist wahr; aber meinen Sie, dies sei ein Vorwurf? Meinen Sie, es sei schlecht, eine Behauptung zu verwerfen, für deren Wahrheit Sie keinen Beweis kennen? — Jeder Mann und jede Frau muß und hat ein Recht das zu verwerfen, für dessen Wahrheit sie keinen Beweis finden. —

Wenn Sie mit dem Ausdrucke „Ungläubiger“ sagen wollen, daß ich die Bibel verwerfe, — — — — — — alle Sterbliche, Hohe und Niedre, Freie und Unfreie, derselben berauben wolle, so spricht mich mein Gewissen von Ihrer Anklage frei. Ich will die Bibel Niemandem nehmen. Ich bestreite nur, was ich in Bezug auf sie für Irrthum halte. Die Wahrheit allein wird bestehen. Der Irrthum muß fallen. Wenn meine Ansicht von diesem Buche die wahre ist, so wird sie obsiegen; wenn Ihre, so wird die Ihre obsiegen. Unterdessen prüfen Sie Alles und behalten das Beste.

Das Evangelium des Unglaubens! Ich schäme mich desselben nicht, wenn das Wort „ungläubig“ von Sklavenhaltern, kriegführenden Religiösen (warmaking religionists) gebraucht wird, — — — — — — — — — — — — Die Religion dieses Landes, welche jetzt das Evangelium Christi genannt wird, kommt mit Ketten, Fesseln, Peitschen, Bluthunden und Flinten, um menschliche Wesen zu Sklaven zu machen und zu verdummen; das Evangelium, welches diese Kirche das des Unglaubens nennt, kommt jenes Joch zu brechen

und den Unterdrückten zu befreien. Das Evangelium Christi, wie es diese Nation auffaßt, kommt, um schwer zu tragende Lasten aufzulegen; das Evangelium, welches diese ihre Geistlichkeit als Unglauben brandmarkt, sagt: „Nehmt mein Joch auf Euch und lernt von mir und findet Ruhe und Frieden." Das Evangelium Christi, wie es dies Volk und seine Geistlichkeit hingestellt haben, ist die Todtenglocke der Hoffnung von Millionen der Verthierten und Hülflosen; das Evangelium des Unglaubens bringt frohe Botschaft des Friedens und Wohlwollens für Alle, selbst für die verachteten Opfer der amerikanischen Sklaverei. Das Evangelium, welches Jene üben und doch nach Christus benennen, geht vorüber; das Evangelium, welches das des Unglaubens genannt wird, gießt Oel und Wein in die Wunden und haucht Hoffnung in die Herzen derer, welche unter Diebe und Räuber gefallen sind.

Gott verhüte denn also, daß ich mich des Evangeliums des Unglaubens schämen sollte, wenn es mir durch die Vertheidiger der Sklaverei und des Krieges zum Vorwurf gemacht wird! denn es ist das Evangelium der Liebe, welches Jesus lehrte und lebte. Ich kann mich ebenso wenig von seinem Geiste und von seinen wesentlichen Grundsätzen losmachen, als von meinem eigenen Leben.

Henry C. Wright.

In Bezug auf den religiösen Standpunkt des Blattes ist auch besonders bezeichnend folgender kleine Artikel:

„Gott.

„„Ich und mein Vater sind eins. Daß ihr wissen und glauben möget, daß der Vater ist in mir, und ich in ihm. Und wer mich sieht, sieht den, der mich gesandt hat. Wer mich gesehen hat, hat den Vater gesehen. Glaubet, daß ich im Vater bin, und der Vater in mir. An diesem Tage werdet ihr erkennen, daß ich in meinem Vater bin, und ihr in mir,

und ich in euch. Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben. Ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnt es jetzt nicht fassen.""

Da ich bei den Bemerkungen von C. K. W. u. H. B. S. interessirt bin, so wünsche ich eine oder zwei Fragen vorzulegen, welche dazu dienen mögen, die Wahrheit an den Tag zu bringen. Sie stimmen beide darin überein, daß „Vernunft und Gemeinverstand" die obersten Richter über die Wahrheit seien („reason and common sence" are the ultimate arbiters of Truth). Ist nicht der unterscheidende theologische Zug des Christenthums, als dafür erklärt durch Christus, der Satz, daß er selbst der Gottmensch oder Menschgott, und daß das ganze Geschlecht gottmenschlich sei (Divine Humanity of the race)?

Sind wir nicht wirklich und buchstäblich Miterben Christi?

Wenn C. K. W. u. H. B. S. von Gott als von einer Person sprechen, meinen sie da eine wirkliche Person, oder eine ideelle Person (a real person, or an ideal person)? Meinen sie eine Person in der gewöhnlichen Bedeutung, — das ist, mit einer begrenzten Form, enthalten in Zeit und Raum, — oder gebrauchen sie blos eine Wortform, ohne einen Begriff oder ein Bild zu haben, das damit übereinstimmte? Weder der Gemeinverstand noch die höchste Vernunft kann einen logischen oder eigenthümlichen Begriff von einer Person aufstellen, welche nicht durch Zeit und Raum bedingt oder in einer Form beschlossen wäre; und wenn über solche Fragen verhandelt wird, sollten die Worte eigentlich und nach ihrer wirklichen logischen Bedeutung genommen werden."

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

F. S. C.

Sogar einen ersten Anfang von Vereinigung im Geiste der freien Gemeinden und verwandter Gesellschaften finden wir bei den Amerikanern, worüber folgender Brief von Joseph Barker (Liberator 20. Jan. d. J.) Auskunft giebt.

Salem (Columbia Co. Ohio) 27. December 1853.

Mein lieber Freund!

Sie erinnern sich des Vorschlags, welcher, als Sie im October hier waren, bei der Versammlung in meinem Hause gemacht wurde, in Betreff der Bildung eines Vereins Freisinniger (Association of liberal people) zu gegenseitiger Förderung und geselliger Freude (for mutual improvement and social enjoyment). Der Verein wurde eine oder zwei Wochen nachher gebildet, und er ist nun acht oder zehn Wochen in Wirksamkeit gewesen. Anfangs kamen wir in unsern Häusern zusammen, aber sie zeigten sich bald zu klein. Einige Wochen später mietheten wir einen großen Raum. Der Verein zählt jetzt ohngefähr neunzig Personen. Wir versammeln uns wöchentlich einmal. Die Thüren werden halb sieben Uhr geöffnet. Die Mitglieder sprechen, lesen, lachen oder scherzen (talk, read, laugh, or play), bis ein Viertel nach Sieben. Dann beginnt die Sache. Dreiviertel auf Acht haben wir eine kurze Vorlesung (lecture), und nach der Vorlesung eine Verhandlung über Gedanken und Ausdruck derselben, bis Neun. Um Neun thun die Mitglieder was ihnen beliebt bis halb Elf. Einige tanzen, Andre singen, Andre scherzen; Einige unterhalten sich, Andre sitzen ruhig da, Andre lesen. Halb Elf gehen wir auseinander.

Die erste Vorlesung wurde von Caroline Grisell, die zweite von Josephine Griffing gehalten. Ich habe sie nicht gehört, aber einen günstigen Bericht darüber erhalten. Die nächste

war eine Vorlesung über Vergnügungen von mir selbst. Dann kam eine Ansprache (address) von George Sunter über das wahre Ende des Lebens, und eine andre an demselben Abend über Bücher und über das Lesen von mir selbst. Unsre letzte Vorlesung war von J. W. Walker über das Reale und Ideale. Ueber den Gegenstand dieser letztern gab es eine etwas längere Besprechung.

Im Allgemeinen zeigen die Mitglieder eine Langsamkeit, auf freie Discussion einzugehen. Sie scheinen zu fürchten, daß sie beleidigen oder sich selbst der Kritik aussetzen möchten. Aber wir hoffen, daß wir über diese Schwachheit wegkommen werden. Wenn Einige einen Anlauf genommen haben, werden Andre gewiß folgen.

Soweit sind denn unsre Versammlungen zufriedenstellend gewesen, die letzten mehr als die ersten.

Wir hoffen mit der Zeit ein Lesezimmer und eine Bibliothek zu haben, wo die Mitglieder die besten und lehrreichsten Bücher und Zeitschriften aus allen Theilen der Literatur und Wissenschaft vorfinden. Wir haben ein Eintrittsgeld und eine monatliche Unterzeichnung zur Bestreitung der Ausgaben. Jedes Mitglied kann einen Freund einführen, aber der Mangel an Raum zwingt uns, von solchen Besuchern zehn Cents für Einlaß zu nehmen.

Einige von uns haben den Gedanken, Redner (lecturers) für den Verein herbeizuziehen, zur Abhaltung von Vorträgen (Some of us contemplate the employment of lecturers in connection with the Association, to deliver courses of lectures on Geology cet.) über Geologie, Astronomie, Politik, Moral, Theologie, Logik, Rhetorik, Philologie, Chemie und Physiologie. Wir hoffen, die Zeit soll kommen, wo wir Lehrer, Schulen, Museen und alle andern Hülfsmittel der Förderung in Einsicht und Moral (intellectual and moral improvements) hinzufügen werden. Warum nicht? Die Zeit ist gekommen für die Freunde der Wahrheit, Freiheit und Humanität im ganzen Lande und in der ganzen Welt, ihre Bestrebungen für die Wie-

dergeburt aller Dinge zu vereinigen (The time has come, for the friends of truth, of freedom and of humanity, throughout the country, and throughout the world, to unite their efforts for the regeneration of all things). Gemeinden der Humanität müssen aller Orten gefunden werden (Churches of humanity should be found in every place). Diese Gemeinden müssen mit einander in Briefwechsel stehen. Männer und Frauen von Talent müssen angestellt werden, die Wahrheit predigend, neue Gemeinden bildend, und die schon gebildeten erbauend, durch das Land zu ziehen. Zur Discussion mit den sektirerischen und abtrünnigen Gemeinden und Geistlichen (sectarian and apostate churches and priesthoods) muß ermuthigt werden. Traktate über allerlei Gegenstände, die Wahrheit in ihrer einfachsten und eindringlichsten Gestalt darbietend, müssen verbreitet werden. Zeitschriften und Zeitungen müssen gegründet werden, welche die Wahrheit entwickeln und einprägen, und sie gegen die Angriffe der Irrenden und Schlechten vertheidigen. Bücher über alle nützlichen Gegenstände müssen vervielfältigt und zu den niedrigsten Preisen verkauft werden. Buchladen müssen aller Orten geöffnet werden. Die Sprecher müssen Abhandlungen, Blätter, Broschüren und Bücher in Umlauf setzen. Wir sind stärker als die Sektirer und Apostaten; und wenn wir unsre Stärke gebrauchen, wie wir sollten, so werden wir die Welt von ihrem Zwiespalt und Elend befreien, und die Menschheit in Liebe und Glück vereinigen (We shall deliver the world from its divisions and miseries, an unite mankind in love and blessedness).

Ihr ganz ergebner
Joseph Barker.

N. S. Ich bin gefragt worden, was ich bei uns unter abtrünnigen Priestern und Gemeinden verstehe. Ich antworte, ich verstehe darunter alle Geistlichen und Gemeinden, welche die Sache der Wahrheit und Humanität verlassen haben. Das haben gar viele Gemeinden und Geistlichen gethan. Sie haben sich

von der Allgemeinheit abgesondert (They have separated themselves from common men). Sie haben die Menschen getheilt. Sie haben Feindschaft unter die Menschen gebracht. Sie lehren die Menschen einander hassen. Selbst wenn sie von Liebe sprechen, athmen sie den Geist des Hasses. Sie opfern die Interessen der Menschen den Interessen ihrer Sekten und ihrer Geistlichkeit. Sie betrachten die Menschen einzig als Material zur Begründung ihrer Macht und zum Dienste ihrer Selbstsucht und ihres Stolzes. Sie opfern die Wahrheit kindischen Ueberlieferungen, und die Gerechtigkeit unnatürlichen Gesetzen und Sitten. Sie fürchten den freien Gedanken, die freie Rede, und die freie That. Sie fürchten die Natur, und würden sie zum Schweigen bringen, wenn sie könnten. Sie fürchten die Erde, und würden sie zwingen, das Geheimniß ihrer Geschichte zu behalten, wenn sie könnten, damit sie ihre Glaubensbekenntnisse und Chroniken nicht in Mißcredit brächte. Sie fürchten die Sterne und würden deren Strahlen auslöschen, damit sie nicht, indem sie mehr Licht in die Philosophie des Universums werfen, die abgeschmackten Theorien einer rohen Vergangenheit in den Schatten stellten. Sie fürchten das menschliche Herz und möchten es gern ersticken, damit seine Sprache ihre Irrthümer und Verbrechen nicht bloßlegte. Sie fürchten alle Diener Gottes, alle Orakel der Wahrheit, und führen Krieg mit jeder Gestalt der Wissenschaft und Tugend. Kurz, ich nenne die Geistlichen und die Gemeinden abtrünnig, welche die Menschen verlassen, und ich nenne die Sektirer, welche die Menschen getheilt haben. Die Aufgabe unserer neuen Gemeinden wird sein, die Freiheit, das Glück des Menschen — der gesammten Menschheit zu suchen. Sie müssen mit der Natur frei verkehren. Sie müssen lauschen auf all' ihre Stimmen, und all' ihre Offenbarungen willkommen heißen. Die Erde, die Sterne, das Menschenherz, sie alle sind unsre Diener. Das Universum ist unser Lehrbuch. Die Gesetze des Universums sind unsre Lebensregeln, und der Gehorsam gegen sie ist unsre Tugend und Religion.

J. B.

Derselbe Joseph Barker hat in Philadelphia bereits mit zwei presbyterianischen Geistlichen öffentliche Disputationen über die totale göttliche Eingebung und Autorität der Bibel gehalten, die er eben in Abrede stellte, während jene sie vertheidigten. Der erste von ihnen, William Mc Calla, war schnell überwunden. Es erbot sich nun aber ein anderer, Dr. Berg, zur Erneuerung der Disputation, und Barker kam zu dem Zweck im Januar zur verabredeten Zeit nach Philadelphia. Die Verhandlung sollte acht Abende hinter einander fortgesetzt werden, mit der Freiheit, sie noch auf vier andre Abende auszudehnen, wenn beide Theile einverstanden wären. Ich habe bis jetzt nur einen Bericht über den ersten Abend gelesen. Die Ausführungen Barker's waren klar und schlagend, ernteten aber dennoch nur mäßigen Beifall (slight applause). Sein Gegner tritt mit größter Dreistigkeit wider ihn auf, schimpfend und nur Behauptungen entgegenstellend, namentlich die, daß dies Alles schon hundertmal widerlegt wäre. Der Bericht erzählt vom „gelehrten Doctor": „Er sagte, Christus habe sich einmal mit dem Satan auf eine Disputation von vierzig Tagen eingelassen, warum solle Er (Dr. Berg) sich nicht in eine solche mit einem Ungläubigen einlassen — von welchem man doch gewöhnlich meine, daß er ein Kind des Satans sei? Es gäbe zwei Sprüche in der Bibel, die Herr Barker für widersprechend erklären werde: Antworte einem Narren nach seiner Narrheit, und: Antworte einem Narren nicht nach seiner Narrheit. Man könnte vielleicht sagen, er habe einem Ungläubigen Bekanntheit verschafft. Aber es könnte manchmal gut sein, eine Krone der Bekanntheit auf das Haupt eines Ungläubigen zu setzen, damit dieselbe, wie die Schellenkappe auf dem Kopfe des Hofnarren, den Charakter des Trägers überall, wohin er komme, anzeige. — — Wir bedauern, sagt Dr. Berg, einen blinden Mann, aber wenn ein Blinder uns beschwatzen will, uns die Augen auszuschlagen, damit wir ihm gleich werden, so verlachen wir eine so thörichte Zumuthung. Ein Mann ohne Glauben ist blind. Der Glaube ist das Auge der Seele." Dr. Berg endete, nach dem Berichte, mit langem und lautem

Beifallsrufe (long and loud applause). Den Verlauf der Discussion an den folgenden Tagen kenne ich, wie gesagt, noch nicht. Darüber und über den Ausgang der hier gehaltenen Vorträge Parker's ein ander Mal.

In der vorletzten Woche hielt der Verein des Staates Massachusetts gegen die Sklaverei hier in Boston seine Jahresversammlung. Drei Tage lang und dreimal täglich fand Versammlung mit Vortrag statt. (Massachusetts Antislavery society.) Die Redner, unter welchen namentlich Parker, Garrison, Wendel Philipps, sprachen begeistert und mit Beifall. Die Partei ist bis jetzt nicht zahlreich, aber sehr thätig und zuversichtlich. Die Mehrheit in den sklavenlosen Staaten ist zwar gegen die Sklaverei, will aber die Sache unerörtert wissen und der Zeit überlassen, um die Union nicht zu gefährden. Welche Verfolgungen jene radikale Partei zu dulden gehabt hat, geht aus einem kleinen Artikel hervor, in welchem, in derselben Nummer des „Liberator", L. Sunderland sich gegen den Vorwurf des Abfalls von der Sache der Freiheit vertheidigt. Er erwähnt darin, daß er früher als Herausgeber eines Antisklaverei-Blattes sieben Mal angeklagt, daß ferner zweimal Preise auf seinen Kopf gesetzt worden wären, einmal 20,000 Dollars in Südkarolina, ein ander Mal 50,000 in Neuorleans, und ebenso 50.000 auf den Kopf von Edmund Quincy, und daß er einmal aus Virginien vor dem Pöbel habe flüchten müssen, um sein Leben zu retten; ferner daß er oft kein besseres Mittagsessen gehabt als einen Apfel und einen Schiffszwieback, die er auf demselben Stuhle verzehrt, wo er seine Artikel geschrieben habe. Henry C. Wright habe eben solche Mittagsmahle damals gehalten. — Auch Theodor Parker ist Abolitionist und hat eine zahlreiche Gemeinde.

Das Vorhandensein dieser Partei, mit dieser großen Thätigkeit und Energie, hat meine Hoffnung in Bezug auf Amerika sehr gehoben. Ein ander Mal berichte ich wohl mehr von der Sache und von andern verwandten Erscheinungen. Ich bemerke hier nur noch, daß diese Leute viel herumreisen und Vorträge halten, besonders gegen die Sklaverei, aber auch über

religiöse, sittliche und sociale Gegenstände. Ueberhaupt sind diese Vorträge (Lectures) beliebter Redner (Lecturers) in ganz Amerika sehr gebräuchlich. So ist der ganze Staat Massachusetts voller „Lyceen", d. h. ein Comittee sammelt Unterschriften auf Vorträge und beruft dann Leute zu bestimmten Abenden, welche dann von dem zusammengekommenen Gelde ein Honorar von 10—20 Dollars erhalten. Theodor Parker war kürzlich auf einer Reise zu solchen Vorträgen weit in die westlichen Staaten hinein vierzehn Tage abwesend. Ein sehr freisinniger und gebildeter unitarischer Geistlicher, dem ich Unterricht im Deutschen gebe, hatte neulich fünf Abende hinter einander mit solchen Vorträgen in der Umgegend besetzt. Diese Einrichtung ist gewiß ein starker Hebel der Bildung, und daß dabei nur die geistige Freiheit schließlich gewinnen kann, ist unzweifelhaft.

Es ist aber auch sehr nöthig, daß dem Gegentheile hier entgegengearbeitet werde, da dasselbe sich stark genug regt. Man erinnere sich der zehn Jesuiten auf dem Niagara. Ihr werdet in den Zeitungen die Geschichte mit Bedini gelesen haben, um dessenwillen die Polizei in Cincinnati unter den deutschen „Verein freier Männer" feuerte. Hier in Boston wurde während seiner Anwesenheit in voriger Woche sein Bild von Deutschen, Amerikanern, Franzosen und Italienern in dem öffentlichen Park Abends verbrannt, wofür die Irländer mit Rache gedroht haben, namentlich dem deutschen Wirth, in dessen Hause die Strohpuppe verfertigt worden war. Katholische Blätter sprechen sich mit der größten Dreistigkeit aus, und die Amerikaner scheinen allmälig zu merken, was sich mit der Freiheit vertrage und was nicht.

Elfter Brief.

Boston, 9. Febr. 1854.

Heute sind gerade zwei Monate vergangen, seitdem wir im hiesigen Hafen einliefen. Immer ist unsere Zukunft nach Art und Ort noch im Dunkeln. Hoffentlich bei meinem nächsten Schreiben nicht mehr. Ich habe hier bisher an den Sonntagen vor einem nicht großen deutschen Publikum Vorträge gehalten. Die auf acht bestimmte Zahl derselben wird am vorletzten Sonntage dieses Monats voll sein. Daß ich hier oder in der Nähe bleibe, ist sehr unwahrscheinlich. Es ist hier in Nordamerika genug zu thun mit Wort und Schrift, aber der materiell sichre Boden dazu schwer zu gewinnen; ich weiß nicht, ob es mir möglich sein wird. Hier in Boston ist es sehr theuer, besonders Wohnung, Feuerung und Lebensmittel.

Ich höre die Frage: wie ist es in Amerika? sollen wir auch kommen? — Nun, ich habe bis jetzt nur zwei große Städte davon gesehen und kenne namentlich das Land nicht. Tüchtige Arbeit und Geschick finden hier bekanntlich Gelegenheit und Lohn; freilich weit sicherer in dem, was zum täglichen Bedarf und zum Luxus gehört, als in mehr geistigen Dingen. Aber der Deutsche ist hier Fremder, das vergesse Niemand, der an Amerika denkt. Ein neues „Vaterland", wie man wohl sagt, findet er hier nicht; auch nicht seine Kinder, allenfalls einmal seine Enkel. Der Engländer, welcher hieher kommt, findet hier seine Nation wieder, nur in einem andern Lande und unter anderer Verfassung; er findet sie ebenso wieder in Australien, in Indien, auf dem Cap. Der Deutsche findet sie nirgends in der Welt wieder; er findet nur Landsleute, eben auch als Fremde, als das, was er selber ist. Das deutsche Volk hat auch das große Unglück, keine Colonien zu besitzen. Wohin seine Hunderttausende auswandern, müssen sie mit dem zweiten Platze sich begnügen und in der fremden Nationalität verschwimmen. Ihnen ein Land der Einwanderung zu eröffnen, wo sie nicht die untergeordnete Stellung einnähmen, die

ihnen hier zufällt, — wo sie nicht ihre Sprache aufgeben müßten, wie es hier unvermeidlich ist, — das wäre eine unsterbliche That. Die es aber am meisten könnten, haben keinen Sinn dafür. Dieses Land läge aber nicht hier, sondern tief hinunter im Süden, nicht im heißen, sondern im gemäßigten. Ein einiger Wille Vieler könnte dafür thun, was die einzelnen Starken nicht mögen.

Hoffentlich werde ich im Stande sein, diese Briefe fortzusetzen. Mein Aufenthalt wird immer bei meinen Brüdern in Halberstadt und Naumburg (Adresse ihr Name) und bei meinem Freunde Jakob Mann in Halle zu erfragen sein.

G. A. Wislicenus.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Nr. 19. 20. Deutsche Lieder zu Schutz und Trutz. 166 Seiten mit 8 Holzschnitten. Preis 5 Ngr.

Nr. 21. Hirlanda. 48 Seiten mit 10 Holzschnitten. Preis 2½ Ngr.

Nr. 22. Geschichte von Fortunat, seinem Glücksseckel und Wünschhütlein. 96 Seiten mit 7 Holzschnitten. Preis 2½ Ngr.

Nr. 23. Geschichte von Fortunats Söhnen und was sich weiter mit dem Glücksseckel und mit dem Wünschhütlein zugetragen hat. 60 Seiten mit 6 Holzschnitten. Preis 2½ Ngr.

Nr. 24. Leben, Thaten und Höllenfahrt des berufenen Zauberers und Schwarzkünstlers Dr. Johann Faust. 84 Seiten mit 7 Holzschnitten. Preis 2½ Ngr.

Nr. 25. Das unschätzbare Schloß in der afrikanischen Höhle Xa Xa. 60 Seiten mit 7 Holzschnitten. Preis 2½ Ngr.

Nr. 26. Robert der Teufel. 60 Seiten mit 10 Holzschn. Preis 2½ Ngr.

Nr. 27. Schnurren. 84 S. mit Vign. Pr. 2½ Ngr.

Nr. 28. 29. Sprichwörter und Spruchreden der Deutschen. 132 Seiten mit 35 Holzschnitten. Preis 5 Ngr.

Nr. 30. 31. Die Geschichte von den sieben weisen Meistern. 120 Seiten mit 10 Holzschnitten. Preis 5 Ngr.

Nr. 32. Der arme Heinrich. 60 Seiten mit 7 Holzschn. Preis 2½ Ngr.

Nr. 33. Geschichte vom König Eginhard in Böhmen oder die Riesengeschichte. 72 Seiten mit 6 Holzschnitten. Pr. 2½ Ngr.

Nr. 34. Herzog Ernst. 48 Seiten mit 8 Holzschnitten. Preis 2½ Ngr.

Nr. 35. Senfkörner. Anekdoten und Erzählungen zur Aufheiterung in betrübter Zeit. 72 Seiten mit Vignetten. 2½ Ngr.

Nr. 36. Der Schwanenritter. 44 Seiten mit 4 Holzschn. Preis 2½ Ngr.

Nr. 37. Geschichte von der geduldigen Helena, Tochter des Kaisers Antonius, welche unzählige Drangsale und Widerwärtigkeiten sowohl bei Hofe als in ihrer zweiundzwanzigjährigen Wanderschaft mit höchster Geduld und Stärke ertragen hat. Nebst der Geschichte von dem edlen Finkenritter Polycarpus von Clarissa. 48 Seiten mit 7 Holzschnitten. Preis 2½ Ngr.

Nr. 38. Der deutsche Fabelschatz. 84 S. mit 18 Holzschnitten. Preis 2½ Ngr.

Nr. 39. Der märkische Eulenspiegel, das ist: Seltsame und kurzweilige Geschichten von Hans Clauert in Trebbin. 52 Seiten mit 7 Holzschnitten. Preis $2^1/_2$ Ngr.

Nr. 40. Der wegen seiner kurzweiligen Possen merkwürdige Schlesische Rübezahl, oder der schalkhafte Berggeist. 68 Seiten mit 7 Holzschn. Preis $2^1/_2$ Ngr.

Nr. 41. 42. 43. Der weiße Ritter. Merkwürdige und anmuthige Geschichte des Herzogs **Herpin von Bourges**, und seines in Gefangenschaft gebornen Sohnes **Löwe**, welcher später durch Gottes Rathschluß König von Sicilien wurde. 186 Seiten mit 7 Holzschnitten. Preis $7^1/_2$ Ngr.

Nr. 44. Anmuthige Geschichte von Prinz Gerbino und Prinzessin Rosina. 34 Seiten mit 7 Holzschnitten. Preis $2^1/_2$ Ngr.

Nr. 45. Der lustige Kirmeßbruder, welcher durch listige Ränke auf den Kirmessen die Bauern und andere Personen unterhalten und vergnügt gemacht hat. Der lustige Cavalier Monsieur Hans Guck in die Welt, mit seinen wohlgemeinten und fleißig gesammelten Scherzreden. 60 Seiten mit 6 Holzsch. $2^1/_2$ Ngr.

Nr. 46. Die wunderbare und merkwürdige Geschichte vom Zauberer Virgilius, seinem Leben, seinen Thaten und seinem Ende. 44 Seiten mit 4 Holzschnitten. Preis $2^1/_2$ Ngr.

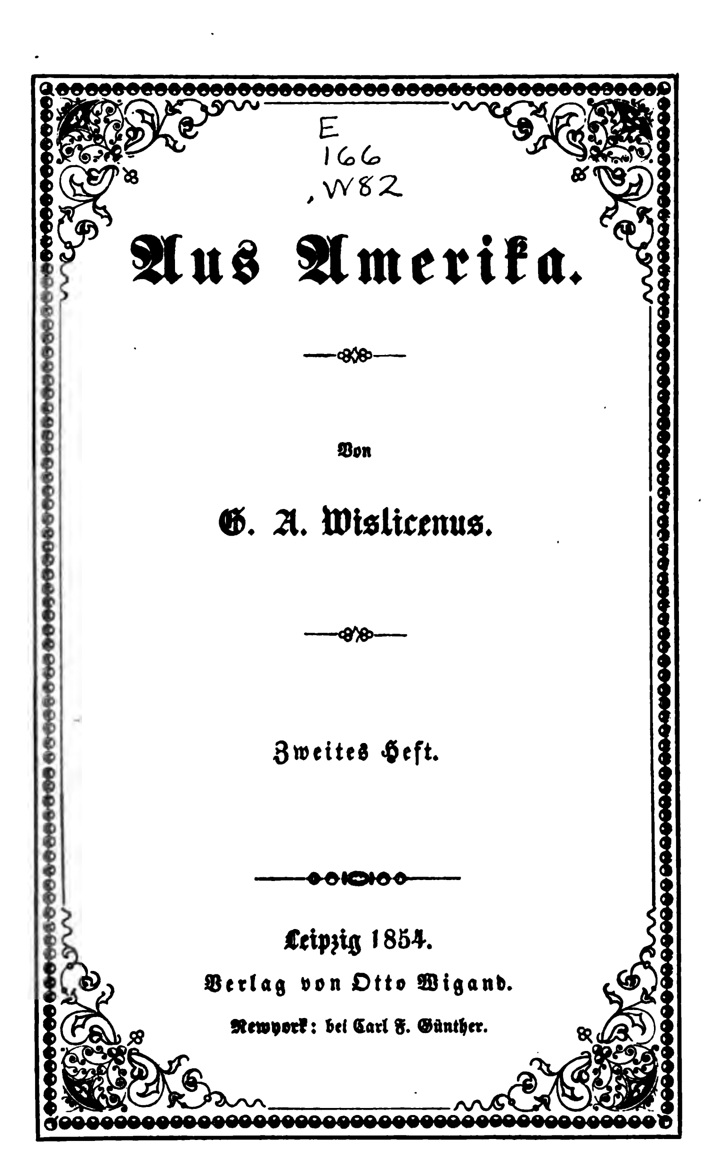
Nr. 47. Joachim und Anna, das sind die wahrhaften, schönen und frommen Geschichten von der Geburt der heiligen Jungfrau Maria, sowie von dem heiligen Greise Joseph dem Zimmermann von Nazareth, und endlich von der Kindheit unsers Herrn und Heilandes. Aus dem Arabischen neu verdeutscht von O. L. B. Wolff. 90 Seiten mit 6 Holzschnitten vom Prof. Richter in Dresden. Preis $2^1/_2$ Ngr.

Nr. 48. Höchst wichtige und erbauliche Geschichte, von dem Leben Jesu Christi, welches Nicodemus, ein Rabbiner und Oberster der Juden, beschrieben hat, wie er solches selbst gesehen und erfahren, weil er des Herrn Jesu Christi heimlicher Jünger und Nachfolger gewesen ist. Aus dem Hebräischen von O. L. B. Wolff. 93 Seiten mit 7 Holzschnitten. Preis $2^1/_2$ Ngr.

Nr. 49. Dorfgespräche, 1. Mit 1 Holzsch. Preis $2^1/_2$ Ngr.

Nr. 50. Dorfgespräche, 2. Mit 5 Holzsch. Preis $2^1/_2$ Ngr.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.



Aus Amerika.

Von

G. A. Wislicenus.

Zweites Heft.

Leipzig 1854.
Verlag von Otto Wigand.
Newyork: bei Carl F. Günther.

Aus Amerika.

Von

G. A. Wislicenus.

Zweites Heft.

Leipzig 1854.

Verlag von Otto Wigand.

Newyork: bei Carl F. Günther.

Zwölfter Brief.

(Jahresversammlung des Antisklaverei-Vereins von Massachusetts.)

Boston, 16. Febr. 1854.

In einem meiner vorigen Briefe erwähnte ich der Jahresversammlung des Antisklaverei-Vereins des Staates Massachusetts (Massachusetts Anti-slavery society), welche vom 25. bis 27. v. M. hier in Boston abgehalten wurde. Drei Sitzungen fanden an jedem der drei Tage statt, Vormittags, Nachmittags und Abends. Die Amerikaner greifen alle Sachen mit Eifer an, und Freiheit haben sie dazu; eine polizeiliche Controle für solche Dinge giebt es natürlich nicht. Anfangs, am ersten Morgen, war die Sitzung schwach besucht; die spätern aber waren sehr belebt. Jetzt liegt mir ein Bericht des Präsidenten über alle drei Tage im „Liberator“ vor. Er ist an und für sich von hohem Interesse und gewährt dabei einen tiefern Blick in hiesige Zustände, als die Zeitungen Deutschlands zu geben pflegen. Ich will deshalb hier einen Auszug desselben geben.

Nach Wahl der Comittee's wird — charakteristisch für hiesige Gewohnheit — selbst in dieser als ungläubig verschrienen Versammlung Gelegenheit zu lautem oder stillem Gebete gegeben. Ich bin mit meinen beiden ältesten Söhnen gegenwärtig gewesen; wir haben aber alle drei hiervon nichts bemerkt. Erst der Bericht unterrichtet uns davon mit den ohne

weitern Beisatz gegebenen Worten: „Opportunity for vocal as silent prayer was given by the President.“ Nachdem dann ein Bericht über die Wirksamkeit des Vereins gegeben worden, schlägt Henry C. Wright folgende Erklärungen (resolutions) vor:

„Beschlossen: Die Sklaverei ist eine Verleugnung der in sich selbst gewissen Thatsachen des menschlichen Daseins, und also ein Unrecht, welches kein Wesen, Buch, Glaubensbekenntniß, Constitution, Gesetz oder Umstand recht machen kann.“

„Beschlossen: Wir verwerfen die Autorität aller Bücher, Glaubensbekenntnisse, Constitutionen, Gesetze und Befehle, durch wen immer geschrieben oder angenommen, welche die Rechtmäßigkeit oder Nützlichkeit der Sklaverei behaupten.“

„Beschlossen: Wir leugnen das Dasein, und verwerfen die Verehrung jedes Wesens als Gott, welches das Dasein und die Fortdauer der Sklaverei für rechtmäßig erklärt.“

Gegen diese vorgeschlagenen Erklärungen wurde jedoch eingewendet, daß ihre Fassung zu theologisch sei und zu Mißverständnissen Anlaß gebe, weshalb sie der Geschäftsabtheilung zur Abänderung überwiesen wurden, welche sie andern Tags in folgender Fassung vorlegte:

„Beschlossen: Die amerikanische Sklaverei ist eine praktische Verleugnung der selbstgewissen Wahrheiten in Bezug auf Natur und Rechte des Menschen und das Wesen und den Charakter Gottes, und ist deshalb wesentlich und unter allen möglichen Umständen unrecht.“

„Beschlossen: Jedes Buch, Glaubensbekenntniß oder Gesetz, welche entweder von Gott herrühren oder in Uebereinstimmung mit seinem Willen stehen, befinden sich nothwendig im Gegensatz zu der Lehre, daß der Sklavenbesitz recht oder nützlich sei; und folgerichtig kann nichts, was diese Lehre begünstigt, göttlichen Ursprungs, oder menschlicher Verehrung und menschlichen Gehorsams würdig sein.“

„Beschlossen: Deshalb ist die Behauptung, daß die Bibel die Sklaverei heilige, praktische Leugnung ihrer göttlichen Autorität, und stellt sie dar als in grobem Widerstreit mit

ihren eignen Grundsätzen der Gerechtigkeit, ihren eignen großen Geboten, Gott über Alles und den Nächsten wie sich selbst zu lieben; — und ist die Behauptung, daß Constitution und Gesetze des Landes die Sklaverei heiligen, gleichbedeutend mit der Behauptung, daß dieselben wider das oberste Gesetz streiten, welches alle Menschen und Nationen bindet, und sind sie deshalb durchaus null und nichtig."

Noch weitere Erklärungen wurden zu verschiedenen Zeiten beantragt; zunächst die folgende:

„Beschlossen: Alle Zeichen der Zeit deuten auf eine ernstliche Anstrengung auf Seiten der Sklavenmacht („the Slave Power"), noch mehr als in früheren Zeiten die Regierung sich anzueignen und deren Politik zu bestimmen — durch Niedertreten des Missouri-Compromisses in Bezug auf das Nebraska-Territorium, — durch Erwerbung eines neuen Sklavengebietes im Mosillathale, — durch Erreichung der Sanktion des obersten Gerichtshofes für die Gegenwart der Sklavenhalter mit ihren Sklaven in den freien Staaten, — und durch Wiedereröffnung des Sklavenhandels durch Gewährung eines Ersatzes für die Piraten in der Amistad-Angelegenheit."

Als der Staat Missouri in die Union eintrat, wurde demselben Sklaverei verstattet unter der Bedingung, daß in Zukunft weiter westlich die Sklaverei nur südlich von einer Linie gestattet sein solle, welche durch westliche Verlängerung der Südgrenze dieses Staates gebildet wird. Dies ist das Missouri-Compromiß. Jetzt wollen die Sklavenhalter dasselbe durch Deutelei umgehen und die Sklaverei auch nördlich von dieser Linie in dem Nebraska-Territorium gestattet wissen. Ebenso arbeiten sie darauf hin, daß ein großes Gebiet vom nördlichen Mexico gekauft werde, um dann ebenfalls Sklavenstaaten daraus zu machen. Ferner suchen sie vom obersten Gerichtshofe der Vereinigten Staaten ein Erkenntniß zu erwirken, nach welchem es gestattet wäre, Sklaven als T r a n s i t g u t durch die sklavenlosen Staaten zu führen, ohne daß dieselben da frei würden, was sonst gesetzlich und neuerlich im Staate Neuyork wirklich vorgekommen ist. — Was die Amistad-

Angelegenheit betrifft, so ist sie folgende. Vor einer Reihe von Jahren erlangten zwei Männer auf Cuba vom dortigen Gouverneur einen Erlaubnißschein, eine Anzahl von Sklaven von Havanna zu Schiffe nach einem andern Punkte der Insel zu führen, indem sie dieselben für einheimische Sklaven ausgaben, während dieselben dagegen soeben erst durch Sklavenhändler wider das Gesetz von Afrika aus eingeführt worden waren. Auf der Reise erschlugen die Gefangenen den Capitain und Andere von der Mannschaft, die sich widersetzten, und befahlen den Uebrigen nebst ihren Räubern, sie wieder nach Afrika zu bringen. Diese steuerten aber allmälig nördlich und gelangten hierher nach Massachusetts. Hier wurden die geraubten Schwarzen durch alle Instanzen für freie Leute erklärt. Dennoch schlägt jetzt Präsident Pierce vor, die damals mit ihren Ansprüchen abgewiesenen Menschenräuber durch eine, dem Sklavenwerthe entsprechende Summe Geldes zu entschädigen. — Wendell Phillipps warf in diesen Beziehungen einen Blick auf die gegenwärtige schreckliche Lage der Nation der Vereinigten Staaten, welche mit einer ungeheuren Ausdehnung der Sklaverei bedroht sei. „Wo sind unter diesen Umständen die Führer des Volks? Wer behauptet und vertheidigt die Sache der Freiheit? Herr Douglas bewirbt sich um die Präsidentenstelle. Herr Everett wird es auch thun. Die Abolitionisten müssen ihre Arbeiten von Neuem anfangen, und ihre frühern Werke wiederthun, — das alte erste Princip ihrer Bewegung wieder proklamiren, und von Neuem das Feuer der Freiheit im Herzen des Volks entzünden."

Henry Wright schlägt folgende Erklärung vor:

„Beschlossen: Die Regierung der Vereinigten Staaten, sofern sie von ihren Begründern bestimmt war, die Freiheit zu schützen, zu verbreiten und fortzupflanzen, hat, durch Verwendung ihrer Kräfte zur Beschützung, Verbreitung und Fortpflanzung der Sklaverei, ganz unterlassen, den Zweck, für welchen sie gebildet wurde, zu erfüllen, — und es ist das Recht und die Pflicht des Volkes, diese Regierung zu verändern und abzuschaffen, und eine solche einzurichten, welche Alle, die

unter ihrer Leitung stehen, in ihren unveräußerlichen Rechten auf Leben, Freiheit und Streben nach Glück schützen wird."

„Beschlossen: Sollte die Regierung in ihrem gegenwärtigen Plane, das Missouri-Compromiß aufzuheben und alle die ausgedehnten öffentlichen Gebiete der Sklaverei und dem Sklavenhandel zu öffnen, beharren, so achten wir dafür, daß die Zeit für das Volk gekommen ist, praktisch sein Recht der Revolution zu behaupten und eine Regierung einzusetzen, welche allen unter ihr Stehenden ihr geheiligtes Recht auf Freiheit sichern und in der That und Wahrheit eine Zuflucht für die Unterdrückten aller Länder sein wird."

Garrison knüpft darauf an die Frage im Evangelium an: „Hat irgend einer von den Obersten an ihn geglaubt?" deren Verneinung hinreichend gewesen, die Ansprüche Jesu zu verwerfen. „Würde die Frage, sagt er, jetzt aufgestellt, so würde die Antwort anders lauten. Alle jetzigen Obersten eilen, sich zum Glauben an Jesus zu bekennen; und doch stehen sie mit Sklavenhaltern zusammen, geben das Gesetz über flüchtige Sklaven, öffnen der Sklaverei ein neues Gebiet, und thun Alles, was in ihrer Macht steht, die Antisklavensache zu ersticken. Neulich erschien in einem orthodoxen religiösen Blatte, in Portland durch Prediger Cummings herausgegeben, ein sehr lobender Artikel für Präsident Pierce, weil er jeden Tag Familiengebete im weißen Hause halte, und auch an seinem Tische gebetet werde. Aber betrachtet sein Verhalten und seine Politik, indem er sich verpflichtet, das Sklavenfluchtgesetz und die Sklavencompromisse aufrecht zu erhalten, und indem er in seiner Jahresbotschaft empfiehlt, den Räubern der Amistad-Neger für den Verlust ihres Eigenthums eine Entschädigung zu geben, obgleich die Entscheidung der Vereinigten-Staaten-Gerichtshöfe dahin ging, daß diese Neger von Afrika geraubt und gesetzlich frei wären." — „Doch", sagte Herr Garrison, „wenn wir auf die Welt hinblicken, so finden wir, daß die Guten, die Treuen, die Würdigen auf unserer Seite sind. Diese sind nicht Wenige an Zahl, sie sind groß an Macht, und Gott wird uns doch den Sieg verleihen. Diejenigen, welche den letzten Bazar in

dieser Stadt besucht haben, haben in der Adresse der 570,000 Frauen von Großbritannien an die Frauen von Amerika eine merkwürdige Erscheinung gesehen. Da waren die Namen von Frauen jeden Ranges und jeder Lebenslage verzeichnet, von den Reichsten und Vornehmsten bis hinab zu den Geringsten. Ja, da waren sie alle, vereinigt durch ihre gemeinsame Humanität und durch das Zeugniß ihres gemeinsamen Gefühls gegen das grausame und ungerechte System der amerikanischen Sklaverei, um ihren vereinigten Protest gegen ihre Abscheulichkeit darzubringen. Das war eine große That, und die Adresse ist ein edles und dauerndes Denkmal der Menschenfreundlichkeit und des christlichen Mitgefühls der Frauen von Großbritannien."

Der Bericht fährt dann weiter fort: „Herr Garrison sprach von der Sklavenbevölkerung unseres Landes und von der ungeheuren jährlichen Vermehrung derselben, welche zu gleicher Zeit ebenso sehr die finanzielle und politische Macht ihrer Unterdrücker erhöhe. Nicht weniger als 100,000 werden jährlich in der Sklaverei geboren. Nach dem Marktpreise muß Jeder auf nicht weniger als 50 Dollars angeschlagen werden, was eine jährliche Zunahme von 5 Millionen Dollars des Reichthumes und der Macht der Sklavenhalter zur Folge hat. — Und was geschieht auf der andern Seite? Ich las, sagte er, vor wenigen Tagen, daß eine einzige Kirche und Gemeinde in dieser Stadt (die des Predigers Kirk) für die Sache der auswärtigen Missionen einen Beitrag von mehr als 4000 Dollars unterzeichnet habe, und es war dabei gesagt, daß der wirkliche Betrag sich unzweifelhaft auf 6000 Dollars steigern werde. Sechstausend Dollars, in einer Gemeinde, in einem einzigen Jahre, für die Bekehrung der auswärtigen Heiden! Aber fordere dieselbe Kirche und Gemeinde auf zu Beiträgen für die Predigt des Evangeliums an die 2 Millionen Sklaven daheim, deren größerer Theil in „einem heidnischen Zustande" (wie die südlichen Religionsgesellschaften bezeugen), — was würden sie geben? Nicht sechs Cents. — Was hat die Amerikanische Antisklaverei-Gesellschaft im letzten Jahre eingenommen? Nur

ohngefähr sechs oder siebentausend Dollars für all' ihre Bemühungen, alle ihre Agenten, und auch ihr Organ, den National Anti-Slavery Standard zu unterhalten; und von dieser Summe ist ein beträchtlicher Theil durch die Beiträge auswärtiger Freunde, vermittelst des Bazars, zusammengebracht."

In Bezug auf den Präsidenten Pierce wurde noch folgender Beschluß vorgeschlagen:

„In Betracht, daß es ein erklärter Vorsatz der gegenwärtigen Nationalregierung ist, jeden Mann, welcher sich weigert, die „Compromißmaßregeln von 1850, mit Inbegriff des Sklavenfluchtgesetzes" zu unterstützen, oder in Bezug auf die Sklaverei ein Schloß vor seinem Munde zu tragen, von Staatsämtern auszuschließen, — wodurch die furchtbare Macht der Regierung zur Vergrößerung und Verewigung der Sklavenmacht und zur gänzlichen Unterdrückung des Anti-Sklavereigeistes verwendet wird, — so wird

„Beschlossen: Franklin Pierce ist schuldig des Hochverraths gegen die Freiheit, — indem er die Vorbehalte der Constitution mit Füßen tritt u. s. w."

Es ist gewiß den Freunden in Deutschland sehr überraschend, hier wider den Präsidenten Pierce solche Erklärungen zu finden. Die Demokraten in Deutschland waren über seine Wahl erfreut, weil sie eben ein Sieg der „demokratischen Partei" war. Die hiesigen Demokraten haben mit den Sklavenhaltern Frieden geschlossen, und ihr erwählter Präsident Pierce hat, ihrem Sinne gemäß, versprochen, das Gesetz über Auslieferung flüchtiger Sklaven aufrecht zu erhalten. Es kommt ihnen Alles auf Erhaltung der Union und des Friedens mit den Sklavenstaaten an, während dagegen die Abolitionisten die Sklaverei um jeden Preis, selbst unter Gefahr der Auflösung der Union, bekämpfen und aufgehoben wissen wollen. Sie setzen Recht und Freiheit über Rücksichten der sogenannten Nützlichkeit; sie sind in den Augen der „Compromiß-" oder „Vereinbarungsmenschen" Fanatiker, mit andern Augen angesehen — Menschen idealer Lebensanschauung und energischen Wollens. — Präsident Pierce gilt übrigens, wie es scheint,

auch außerhalb dieser Partei, für einen unbedeutenden Menschen, und was seine principielle Stellung anbetrifft, so wird ihm selbst Mangel an wahrhaft republikanischem Sinne, den monarchischen Mächten Europa's gegenüber, vorgeworfen.

Ein anderer Mann, gegen welchen auf dieser Versammlung sehr scharfe Erklärungen hervortraten, ist der Irländer John Mitchel, welcher, wegen der früheren Bewegungen in Irland nach Australien verbannt, nun von dort entflohen und in die Vereinigten Staaten gekommen ist. Er hat mit Anfang dieses Jahres in New-York ein Blatt, The Citizen (der Bürger) begründet. Er wurde hier von der entschieden freien Partei mit offenen Armen und großen Hoffnungen aufgenommen, schlug diese aber durch seine unverschämte Erklärung über Sklaverei, welche er in der zweiten Nummer seines Blattes abgab, schnell wieder zu Boden. Auf diesen Umstand beziehen sich folgende von dieser Versammlung gegebene Erklärungen.

„In Betracht, daß in der zweiten Nummer seines Blattes „The Citizen" in einem Spottartikel gegen James Haughton, einen der thätigsten verdientesten Menschenfreunde von Irland, John Mitchel, der irische Flüchtling vor britischer Macht, der vorgebliche Rebell und selbsterwählte Held der irischen Freiheit (the mock rebel and self elected champion of Irish liberty), schamlos erklärt: — „Wir leugnen, daß es ein Verbrechen oder ein Unrecht oder auch nur ein Vergehen (peccadillo) sei, Sklaven zu halten, Sklaven zu kaufen, Sklaven zu verkaufen, Sklaven zu ihrer Arbeit durch die Peitsche oder andere nöthige Zwangsmittel anzuhalten", — indem er hinzusetzt: „Wir für unser Theil wünschten, wir hätten eine gute Plantage, wohlbesetzt mit gesunden Negern, in Alabama" — so wird

„Beschlossen: John Mitchel hat sich selbst als einen prahlerischen Patrioten offenbart, und als einen durchaus principlosen Mann, gänzlich untreu seinen eigenen Bekenntnissen zur Freiheit, als einen patriotischen Wolf in Schafskleidern, einen Sklaventreiber nach seiner Neigung, welcher die Verwünschungen der Freunde ungetheilter Freiheit (impartial liberty) durch die ganze Welt verdient.

„Beschlossen: Es ist ein Glück für Irland, daß dieser falsche Patriot in seinen äußerst selbstischen Absichten, indem er den Schein annahm, seines Vaterlandes Befreiung von dem britischen Drucke zu erstreben, keinen Erfolg gehabt hat, und ebenso ein Glück, daß er für seine mörderischen Umtriebe als ein Verbrecher nach Van Diemensland verbannt wurde, während seine Gegenwart hier als ein Fluch für den Boden, den er tritt, und als ein Gift für die Atmosphäre, welche er athmet, angesehen werden muß.

„Beschlossen: Der nichtswürdige Abfall John Mitchel's macht das Andenken an den großen und betrauerten O'Connell uns um so theurer, indem er das blutbefleckte Geld, welches aus diesem Lande für die Repeal-Vereinigung ihm übersendet ward, um dadurch seine Stimme in Bezug auf die amerikanische Sklaverei zum Schweigen zu bringen, zurückwies und edelmüthig ausrief: — „Ich kümmere mich nicht um die Folgen! Ich will das Gefühl gerechten Unwillens in mir nicht unterdrücken. Ich erkläre jeden Menschen für einen treulosen Nichtswürdigen, der nicht für die Aufhebung der Sklaverei Partei nimmt. Komme was da will, ich werde niemals die Sklaverei unterstützen. Weder daheim, noch auswärts. Auch wenn dies ein Streich gegen Irland sein sollte, so ist es doch ein Streich zu Gunsten der menschlichen Freiheit, und ich will diesen Streich führen. Laßt sie mich in Amerika anklagen, laßt sie mich verwünschen, — dennoch, Sklaverei, ich klage dich an, wo du auch seist! Komme Freiheit, komme Unterdrückung für Irland, — laßt Irland sein, wie es kann, — ich will mein Gewissen rein haben vor meinem Gott. Ich bin nicht verpflichtet, auf die Folgen zu sehen, sondern auf Recht und Menschlichkeit — wenn auch die Freiheit von Irland, die Aufhebung der Union selbst (repeal) unter dem Resultate leiden sollte. Wo immer Tyrannei besteht, ich bin der Feind des Tyrannen; wo immer Unterdrückung sich zeigt, ich bin der Feind des Unterdrückers; wo immer Sklaverei ihr Haupt erhebt, ich bin der Gegner des Systems, oder der Institution, nennt es, bei welchem Namen ihr wollt. Ich bin der Freund der Freiheit unter jedem Klima,

in jeder Klasse und Farbe — mein Mitgefühl für das Unglück ist nicht innerhalb der engen Grenze meines grünen Eilandes eingeschlossen. Nein! Es erstreckt sich auf jeden Winkel der Erde. Mein Herz gehet hinaus, und wo immer der Elende der Hülfe und der Sklave der Befreiung bedarf, da ist mein Geist zu Hause, und ich weile gern in seiner Wohnung."*)

Es sprachen sich hierauf noch mehrere Redner mit großer Erbitterung gegen Mitchel aus, namentlich solche, die ihn früher gekannt und als Mann der Freiheit geachtet hatten. Ein hier wohnender Irländer erklärte, daß er schon früher den Argwohn gehegt habe, daß Mitchel ein Werkzeug und Spion der britischen Regierung gewesen; jetzt habe er sich überzeugt, daß der Mann ein Verräther sei. Er äußerte dann, in Bezug auf den Umstand, daß die in Nordamerika lebenden Irländer meistens in religiöser Hinsicht und in Beziehung auf die Sklaverei nicht auf Seiten der Freiheit stehen, sich folgendermaßen:

---

*) Ich kann nicht unterlassen, diese herrlichen Worte O'Connell's, welche ein so schönes Zeugniß für seinen Charakter ablegen, hier in der Ursprache wiederzugeben. „I don't care for the consequences! I will not restrain my honest indignation of feeling. I pronounce every man a faithless miscreant, who does not take a part for the abolition of slavery. Come what may, I will never countenance slavery at home or abroad. Though it would be a blow against Ireland, it is a blow in favour of human liberty, and I will strike that blow. Let them blame me in Amerika — let me be execrated by them — still, Slavery, I denounce you wherever you are! Come freedom, come oppression to Ireland, — let Ireland be as she may, — I will have my conscience clear before my God. I am bound not to look to consequences, but to justice and humanity — though the liberty of Ireland, the repeal of the Union itself, are to abide the result. Wherever tyranny exists, I am the foe of the tyrant; wherever oppression shows itself, I am the foe of the oppressor; wherever slavery rears its head, I am the enemy of the system, or the institution, call it by what name you will. I am the friend of liberty in every clime, class, and color — my sympathy with distress is not confined within the narrow bound of my own green island. No! It extends itself to every corner of the earth. My heart walks abroad, and wherever the miserable is to be succoured, and the slave is to be set free, there my spirit is at home, and I delight to dwell in its abode."

„Ich bin ein irischer Abolitionist. Ich stehe nicht zur Freiheit für mich selbst und meine Landsleute, und zur Sklaverei für die Farbigen oder sonst irgend Jemand. Ich glaube nicht, daß Etwas in der Natur der Irländer liegt, das sie die Sklaverei lieben und die Freiheit hassen macht. Sie sind mißleitet; sie sind betrogen und eingenommen durch selbstische und listige Menschen gegen die Abolitionisten und ihre Sache und werden sorgfältig von den Anti-Sklaverei-Versammlungen zurückgehalten; und sie kennen nicht die Natur und den Charakter der Sache." Der Redner, obgleich selbst Katholik, sagte, daß die Religion als Werkzeug der Tyrannei über ihre Gemüther und ihr Verhalten gebraucht werde.

Joseph Barker von Ohio, welcher ein geborner Engländer und erst 2—3 Jahre hier ist, erklärte sich sehr stark gegen Mitchel, dessen Freund er früher gewesen sei. Auch ein früherer Schottländer, Namens Brown, der früher ein Freund von Mitchel gewesen und in einem kleinen Blatte, das er herausgegeben, ihn vertheidigt hatte, wofür er in das Gefängniß gekommen war, sagte sich von ihm los und fügte hinzu, er habe dessen Bild, das früher in seiner geringen Wohnung neben dem Christi gehangen habe, nun von der Wand genommen und von sich geworfen und es zugleich für immer aus seinem Herzen verstoßen. Ein anderer Schottländer bemerkte, daß früher farbige Männer Kampf- und Leidensgenossen von Mitchel gewesen wären. „Nun", sagte er, „wünscht sich Mitchel eine Plantage in Alabama, wohlbesetzt mit den Brüdern dieser seiner alten Freunde und treuen Genossen! Der Schurke"!

Ein Geistlicher aus Canada bezeugte, daß die dort reißend wachsende farbige Bevölkerung, die nämlich aus flüchtigen Sklaven sich bildet, volle und überzeugende Beweise gäbe, daß die Farbigen sehr wohl fähig wären, die Freiheit zu gebrauchen und für sich selbst und ihre Familie zu sorgen.

Wendell Phillipps wies die geschehene Bemerkung zurück, daß er die Institutionen von England gepriesen habe. Er wolle nur sagen, daß dieselben auf der Leiter der Gerechtigkeit und

Humanität im Steigen begriffen wären, während dagegen die der Vereinigten Staaten in dieser Beziehung zurückgingen. „Und wenn wir einen solchen Vergleich anstellen, müssen wir den großen Unterschied in der Lage und den Umständen beider Nationen in Anschlag bringen, — die eine alt, in engen Grenzen eingeschlossen und mit einer dichten Bevölkerung, verkrüppelt durch die Wirkungen einer früheren schlechten Regierung und belastet mit ungeheuern Schulden, — die andere jung, frisch, frei von Schulden, mit einem weiten noch unbewohnten Gebiete von großer Fruchtbarkeit, welches vielen Millionen Raum darbietet. Wenn wir diese Dinge in Rechnung bringen, wie es ehrlicher Weise geschehen muß, so kann es nicht fehlen, daß wir den Eindruck gemachten Fortschritts in der Wissenschaft des Regierens und in Bezug auf das Wohlsein des Volkes mehr von England her empfangen. In der That, die Tyrannei der schlechtesten Despotie der alten Welt wird leicht durch die Vergleichung mit der amerikanischen Sklaverei."

Auch Theodor Parker sprach beinahe $1\frac{1}{2}$ Stunden über das gegenwärtige Verhältniß und die Stellung der Sklavenmacht in Amerika. Er betrachtete diese Macht in Bezug auf ihre Gebietsausdehnung, indem er ihre früheren engen Grenzen mit der jetzigen Ausdehnung derselben verglich. „Das noch nicht bewohnte Gebiet war bestimmt, das Schlachtfeld zu sein, auf welchem die Sklavenfrage in dieser Session des Congresses ausgefochten werden sollte. Jede Kirche hat ihr symbolisches Buch; jeder Staat hat auch seine Bücher oder seine Constitutionen. Rußland hat keine, aber sein Buch ist der Czar. Die amerikanischen Kirchen verehren den unbekannten Gott — Mammon. Viele unserer Geistlichen üben, mit der Bibel vor sich, die Verehrung des Mammon. Das Princip der Whigpartei war, das Geld über den Menschen zu setzen, — das Princip der demokratischen Partei war, die Majorität über das natürliche Recht des Menschen zu setzen." — Die Rede von Th. Parker berührte noch vielfach mancherlei nordamerikanische Verhältnisse in Bezug auf die Sklavenfrage, das frühere Ver-

sprechen von Pierce, das Missouri-Compromiß aufrecht zu erhalten, die Verletzung der Constitution durch die Sklavenhalter. „Die Bibelgesellschaft vertheilt ihre Bibeln nicht unter die Sklavenbevölkerung. Die Traktatengesellschaft sucht ihre Schriften durch und streicht Alles aus, was gegen die Sklaverei streitet. In dem Norden findet gegenwärtig eine Anstrengung statt, die Sklaverei los zu werden, aber die Freibodenpartei steht nicht auf den Füßen, sondern liegt darnieder. Aber sie haben ihre Beine nicht verloren, sondern sie sind ausgeglitten und gefallen; ihr Herz ist gesund, und es wird sich wieder erheben und stehen.“ Er erwähnte verschiedene günstige, im Süden vorgekommene Anzeigen, welche viel Gutes für die Sache der Freiheit versprächen. In Bezug auf das Streben nach der künftigen Präsidentschaft, welches sich schon wieder Viele angelegen sein ließen, sagte er, daß, nachdem wir Polk, Fillmore und Pierce gehabt hätten, Niemand so niedrig sei, daß er nicht darauf Anspruch machen könne.

Garrison erwiederte auf einen ihm in Bezug auf die Kirchen und Geistlichen gemachten Einwurf, er habe nicht gesagt, daß *keine* von ihnen für die Aufhebung der Sklaverei wären, sondern daß nur sehr *wenige* gefunden würden.

Ein Geschenk, welches ein Congreßmitglied von Boston an die Colonisationsgesellschaft in Liberia in Afrika gemacht hatte, wurde getadelt, weil das ganze Unternehmen aus dem Hasse gegen die Farbigen hervorgehe.

Die früher angeführten Erklärungen wurden vom Vereine gutgeheißen.

Dreizehnter Brief.

Boston, den 24. Febr. 1854.

(Die „Musterrepublik".)

Der Stand der Sklavenfrage und die Stellung der verschiedenen Parteien in Bezug auf dieselbe finden sich ganz hübsch dargestellt in einem humoristisch bittern Artikel des Liberator vom 17. Februar, den ich hier in Uebersetzung mittheile.

Die „Musterrepublik" (model republik).

Eine Scene aus einem unvollendeten Trauerspiel.

In Onkel Sam's*) „großem Hause" — beinahe einen Kontinent umfassend — liegt die arme kleine Afrika darnieder. Das Kind befindet sich sehr schlecht — hat sehr beengten Athem — verlangt nach einem vollen freien Zuge — ist sehr krank am Herzen. Ihr heftiger Husten erschreckt jede fühlende Seele, selbst über die Christenheit hinaus. Ihre tiefen Seufzer und ihr angstvolles Geschrei erweckt die Theilnahme des Kosaken und Türken. Die arme kleine Afrika! Das Kind ist sehr schlecht. Was soll man thun?

Die Doktoren begutachten ihren Zustand mit mannichfaltiger Weisheit. Dr. Freiboden**) schüttelt sein Haupt, bis der politische Puder in verdunkelnden Wolken herumfliegt, und sagt, er könne nichts thun, als die Weiterverbreitung der

*) Uncle Sam, Onkel Samuel, bekanntlich scherzhafte Bezeichnung der Regierung der Vereinigten Staaten, aus U. S. — United States — gemacht.

**) Er bezeichnet die Freibodenpartei, welche sich begnügt, gegen die Verbreitung der Sklaverei zu sein.

Krankheit verhüten. Er will versuchen, sie aus dem Gebiete des Kopfes zu vertreiben und dann, hofft er, werde das Uebel, so beschränkt, allmälig selbst verschwinden. Er schreibt „Recipe Wilmot Proviso*) und sendet das zu Herrn Stimmbüchse, dem Apotheker.

„Bah"! sagt Dr. Webster: „Diese Verordnung ist nicht nöthig. Die Krankheit kann sich nicht verbreiten. Die Temperatur, die Lebenskraft, alle Gesetze der Natur und der Wille Gottes sind gegen ihre Ausdehnung. Sie kann sich nicht verbreiten."

„Amen"! schreit das Volk und die Presse. „Hört ihn! Er ist ein Gott!"

Die arme kleine Afrika! Als man gleich darauf ihre Pulsschläge zählt, so steht die Sache anders. Die Krankheit hat sich in dieselbe Gegend verbreitet, von welcher der „Göttliche" das Prognostikon stellte, daß sie dahin nicht kommen könne.

Dr. Demokratie wird herbeigerufen — dieser alte respektable und populäre Arzt, welcher sein Diplom (das mit Blut geschrieben und ausgeführt war) am 4. Juli 1776 empfing. Er setzt seine Compromißbrille auf, nimmt eine Prise Unionstabak, und examinirt den Patienten. „Es ist weiter nichts mit ihr", sagt er; „ihr Athem ist vollkommen natürlich, ihr Aussehen gesund — ganz wie der Herr sie geschaffen hat. Ich bin mit ihrem Zustande ganz zufrieden. Sie braucht durchaus keine Medicin, außer Birkenöl. Laßt sie wieder an die Arbeit gehen."

Die arme kleine Afrika, die eben noch Athem genug hat, ihren Schmerzenskampf auszuseufzen — was soll man für sie thun?

Dr. Colonisation empfiehlt, sobald als die Kranke wieder frei athme, sie nach Liberia zu senden. („Wenn — ich doch

*) Die Bestimmung, welche aus Californien und Neu-Mexiko die Sklaverei ausschließt.

könnte — nach Kanada — kommen", keucht das Kind.) Er kann nichts thun, bis diese Beklemmung (Oppression) beseitigt ist. „Sie kann das Evangelium den armen Heiden da drüben predigen"; — und er giebt dem General Quattlebum einen Wink, welcher flüstert: „Das ist das Mittel, Doktor."

Mittlerweile steigt die Beklemmung zum Herzen und zu den Lungen. Ungeheure scheußliche Beulen brechen auf, voll von Schärfe und ekelhaftem Eiter, dessen widerlicher Ausfluß Onkel Sam's ganzes Haus durchduftet und mit Auflösung der Familie droht. Der ganze Haushalt ist in Gefahr. Irgend Etwas muß geschehen. Dr. Webster und Dr. Demokratie berathen sich. Sie kommen darin überein, den Patienten in ein entscheidendes Pflaster zu wickeln. Aber es will nicht sitzen. Es wird immer wieder von Jemand aufgezogen, der nachsehen will, wie es mit dem Kinde steht. Das Volk im Ganzen meint, die Kranke müsse ganz ruhig gehalten und nicht im Geringsten beunruhigt werden. Einige wenige „Fanatiker" meinen, eine heilsame Reibung sei sehr wohlthätig — und so will das Pflaster zwischen den Nachguckern und den Reibern nicht sitzen.

Ein heftiger Zug an Onkel Sam's Thürglocke. Judas Ischariot Mitchel wird angemeldet.

„Um der Liebe zu unserm alten Irland willen, führt mich zum Dr. Demokratie. Sie sagen mir, er sei hier. Laßt mich den Schweißdoktor mit meinen beiden Augen sehen. Gewiß, er ist der Mann, der Hibernia (Irland) zu helfen — der lieben — einem meiner Kinder."

Judas wird in das Krankenzimmer eingeführt. — „Da ist Mitchel, just zur rechten Zeit", flüstert Frau Gutherz; „wir brauchen einen andern Wächter. Man sagt, er hat eine Probe von derselben Krankheit selbst gehabt, und er wird Erbarmen mit der armen Afrika fühlen und ihr helfen." „Wir wollen sehen", sagt die Amme Radikal. Er steht mit seinem Rücken gegen die Afrika gekehrt. Er nimmt den Doktor Demokratie bei der Hand und drückt ihn an sein Herz. — „Ich

wünsche Ihnen langes Leben, geehrter Herr! Sie sind der einzige Mann, der das Kind zu curiren im Stande ist."

„Sie ist nicht krank", brummt der Doktor.

„Meine liebe Hibernia meine ich. Gewiß, für sie ist keine Hülfe, wenn Sie, geehrter Herr, sie aufgeben. Ich habe allen meinen Landsleuten hier die Weisung gegeben, daß sie in Allem Ihrer Leitung folgen sollen, geehrter Herr, und wenn wir können, so gehen Sie, geehrter Herr, bald über's Wasser, um nach ihr zu sehen. (Judas klingelt in seiner Tasche mit dreißig Silberstücken — ein Andenken von Missis Sippi.) Wollen Sie gehen, geehrter Herr? Eine kleine „materielle Hülfe" wird Eure Herrlichkeit zu unserm ewigen Wohlthäter machen. Es geht über meine Kräfte, selbst mehr für die Geliebte zu thun, da ich unter General Quattlebum diene, welcher, wie ich hoffe, im besten Alabama-Courant bezahlen wird. Sie, geehrter Herr, haben große Einsicht; wenn Sie nur über das Wasser gehen wollten. Der Doktor John Bull da, welcher so viel weiß, als zwei Narren und ein Tollhäusler, hat das Mädchen nun manches Jahr ohne Erfolg behandelt; und sie liegt bereits in ihren letzten Zügen, wenn Sie hochgeehrtester Herr, sie nicht besuchen können."

„Ich höre", sagt Doktor Demokratie. „Guten Morgen."

Judas zieht ab — begegnet dem Jakob Kornhändler in der Halle, welcher ihn herzlich grüßt.

„Ah! Mitchel, da sind Sie ja dem Hufe dieses alten Bullen entronnen. Gott segne Sie. Er kann Sie hier nicht aufspießen. Sie kommen gerade zur rechten Zeit, um uns die liebe kleine kranke Afrika pflegen zu helfen! Sie hat einen sehr beengten Athem!"

„Krank, Jakob? Was meinen Sie? Sie befindet sich ganz wohl. Dr. Demokratie sagt's; sollte der's nicht wissen? Sie sind ein alter Schwätzer. Lassen Sie mich gehen! Ich habe Eile nach Alabama."

„Et tu Brute (auch du, Brutus)! Ach! Mit Recht Judas genannt. Hüte Dich vor Ischariot's Schicksal! Hüte Dich"!

Judas geht hinaus mit einer Peitsche in der Hand und einer Handschelle (?) unter dem Arm, und verfolgt seinen Weg nach Alabama, indem er singt:

„Wenn ich ein Neger hätt', das nicht zur Arbeit wollt',
„Ein guter Teufelshieb ihn bald kuriren sollt'.
„Hei wenn ich 'n Nigger hätt',
„'Nen fetten Nigger!"

Arme kleine Afrika! Deine flehenden Augen, Deine ausgestreckten Hände, Dein Wehklagen, Deine Zuckungen, Dein bleiches und abgezehrtes Gesicht, wie lange, wie lange sollen sie klagen?

Dr. Thomas B. Gutherz tritt herein; Liebe für das gute kranke Kind strahlt aus seinen Augen. Wie gern würde er ihm helfen! Sein Herz thut ihm weh, da er ihren schweren Athem sieht und ihren rauhen Husten hört. Sanft und besorgt fragt er nach den Umständen und giebt seine Diagnose dahin:

„Ich meine bestimmt, das ist kein eigenthümlicher Fall. Es ist Croup oder Bräune; durchaus nicht ungewöhnlich. Es ist eine sehr schlimme Krankheit, ich weiß es wohl; oft verderblich. Einige Aerzte empfehlen und gebrauchen in solchen Fällen eine heroische Behandlung. Ich bewundere sie deshalb, aber ich kann ihnen darin nicht folgen. Ich wage es nicht. Ich ziehe die erweichende Behandlung vor. Ich rathe in diesem Falle zu Umschlägen."

„Ich danke Ihnen", flüstert Afrika, als Dr. Gutherzens wohlwollendes Gesicht hinweggeht. Aengstliche Freunde beugen sich über das kranke Kind, von jeder Viertelstunde Hülfe erwartend.

„Warum senden Sie nicht zu Dr. Garrison"? flüstert die Amme Radikal an der Seite des Bettes.

„O nein", sagt Nachbarin Rückhalt, „er ist nichts als ein Quacksalber."

„Er ist ein Ungläubiger obendrein", sagt Diakonus Langbeter.

„Ja, aber sie sagen, er hat ein eigenthümliches Mittel in dieser Sache, welches Wunder wirken soll", antwortet Amme

Radikal. „John Bull hat es versucht, als seine kleine Westindia dasselbe Leiden hatte, und sie fing an, sich recht zu bessern. Ich möchte doch zu Dr. Garrison schicken."

„Im Sturm ist jeder Hafen gut", sagt Vater Midship. „Ich denke, ihr schickt nach dem Quacksalber."

„Nun gut, wir wollen ihn holen lassen."

Dr. Garrison tritt ein. Wie theilnehmend er das leidende Kind anblickt!

„Was denken Sie von ihr, Doktor? Wird sie genesen"? fragt Frau Gutherz.

„Ich möchte, daß diese Umschläge entfernt würden, damit ich Hals und Brust untersuchen kann", antwortet der Doktor. (Amme Radikal nimmt sie weg.) Dr. Garrison's Gesicht zeigt Erstaunen und Unwillen.

„Wie steht's damit, Doktor"?

„Dies ist eine sehr eigenthümliche Sache."

„Dr. Gutherz sagte, sie wäre nicht eigenthümlich; blos ein gewöhnlicher Fall von Croup", sagt die Amme.

„Und er rieth zu Umschlägen", fügt Frau Gutherz hinzu.

„Ich stimme mit ihm nicht überein", sagt der Doktor. „Ich finde, nachdem ich die Umschläge entfernt und Brust und Kehle untersucht habe, diesen eigenthümlichen Zustand: — Onkel Sam hat seine Hand rund um Afrika's Nacken gelegt, indem er die größte Zuneigung vorgiebt, aber dabei seinen Daumen mit aller Macht auf ihre Gurgel drückt, so daß nicht ein Hauch von freier Luft in ihre Lungen dringen kann. Dies ist die Ursache der Croup-Symptome. („Ich sagte es auch schon", flüstert die Amme Radikal.) Ueberdem finde ich, daß der hochehrwürdige Doktor Bluthund eine große Bibel dem armen Kinde auf die Brust gelegt hat und selbst mit seinem ganzen Gewichte darauf steht, indem er „das Evangelium predigt." („Der Ungläubige", brummt Diakonus Langbeter.) Nun meine ich, daß die Bibel nimmermehr zu solch einem Zwecke gemacht ist, und auf diese Weise kann sie weder der Gottheit noch der Menschheit nützen. Ich glaube, wenn Pastor Bluthund sich selbst und seine Bibel wegnehmen wollte, daß

der Patient sogleich leichter athmen würde. Und was Onkel Sam's Daumen betrifft, — der muß auf einmal weggenommen werden. Unter Umschlägen wird er nimmermehr weggehen. Kommen Sie, Amme Radikal, wir wollen sie wegziehen, und wenn es nicht gelingen sollte, so wollen wir an den Flaschenzügen der Reform ziehen, und ich will ihn mit meinem Schwerte der Wahrheit abhauen. Dieser Daumen soll wegkommen. Kommt zu Hülfe, alle Männer und Frauen"! ruft Dr. Garrison. „Es ist mir ernst. Ich will nicht zweideutig sein. Ich will nicht entschuldigen. Ich will nicht einen Zoll zurückweichen, und ich will gehört werden. Heda! Zu Hülfe! Zum Besten des lieben alten Mannes selber, reißet seine Hand weg und brecht seine Faust auf! Seht, wie gedunsen er schon ist; wie das Feuer der Freiheit in seinen Augen erstorben ist; wie leise schon sein Herz für Freiheit schlägt; wie schwelgerisch seine Miene und schwankend sein Gang ist. Um seiner selbst willen, löst seinen tödtlichen und selbstmörderischen Griff auf! Auf! Zu Hülfe"!

Onkel Sam schüttelt seine Faust; Pastor Bluthund wird blaß und schlottert in seinen Schuhen; das ganze Haus ist in Erregung; man spricht über nichts, als über die Angelegenheit der armen Afrika.

Es ist Hoffnung da, so lange Leben da ist. Es ist ein Gott im Himmel — ja, ein Vater auf Erden. Fasset Muth! Das Kind wird von derselben Stunde an genesen. Auf! Alle zu Hülfe!

Auf! trete jeder treue Mann
Zur Freiheit wankendem Altar,
Und bringe jeder ächte Christ
Ihm Wort und Schrift zur Stütze dar!
Es gilt die letzte Schlacht für's Recht!
Nur kurzen Kampf — und wir sind frei.
Uns schützt der Himmel im Gefecht;
Auf, wagt's! Der Sieg gehört dem Recht,
Und Gott steht uns im Kampfe bei! —



Vierzehnter Brief.

Boston, den 4. März 1854.

(Nebraska-Bill. Theodor Parker.)

Die Sklavenfrage, welche in der That die Lebensfrage der Union ist, ist gegenwärtig durch die drohende Nebraskabill zu neuer Gluth angefacht worden. Durch das früher erwähnte Missouricompromiß war, wie schon angeführt, bestimmt worden, daß nur in solchen neu sich bildenden Staaten, welche südlicher als die Südgrenze von Missouri lägen, die Sklaverei eingeführt werden dürfe. Jetzt nun aber wird auf einmal im Congreß und von der Regierung dahin gearbeitet, diese Bestimmung wieder aufzuheben und das nördlicher gelegene Nebraskagebiet der Sklaverei zu öffnen. Dies ist die Nebraskabill, welche gegenwärtig den Gegenstand des erbittertsten Streites zwischen den Parteien der Sklaverei und der Freiheit bildet. Es ist bereits bekannt, daß beinahe der ganze Senat und selbst die Mehrheit der Repräsentanten für diese Bill gestimmt ist. Es werden darum in den sklavenlosen Staaten jetzt viele Versammlungen gehalten, um die Trägheit des Volkes gegen die drohende Gefahr aufzustacheln und durch Erklärungen und Adressen auf die beiden Häuser einzuwirken. Auch der ganze Senat des Staates Massachusetts und die ungeheure Majorität der Repräsentanten desselben haben sich gegen die Bill ausgesprochen.

So wurde auch am 16. vorigen Monats hier in Boston, in der alten Wiege der Freiheit („the old cradle of liberty"), und zwar in der berühmten Faneuil Hall, von Abgeordneten aus allen Theilen des Staats eine Massenversammlung zu diesem Zwecke gehalten. Sie war durch die freien Demokraten (the free democracy oder free soil party) zusammenberufen, sollte aber Leute aller Parteien, die nur überhaupt gegen die

Ausdehnung der Sklaverei gestimmt sind, umfassen. Die Versammlung wird auf 3000 oder 4000 geschätzt. Sie faßte scharfe Beschlüsse, worin gegen die drohende Maßregel als gegen eine Verletzung der Treue und als einen tödtlichen Angriff auf die großen Interessen der Freiheit protestirt wurde. Die Rede, welche Theodor Parker bei dieser Gelegenheit hielt, ist besonders geeignet, das allmälige Vordringen der Sklavenmacht, aber auch den verzweifelten Widerstand der kleinen consequenten Partei uns zu zeichnen. Ich gebe sie hier in vollständiger Uebersetzung, sowie sie die „New-York Daily Times" mittheilt.

„Herr Präsident, versammelte Männer und Frauen! Es giebt Zeiten, die des Menschen Seele versuchen, Zeiten des Mißgeschicks, der Sorge und Revolution, und immer giebt es Menschen, deren Seelen der Versuchung nicht zu widerstehen vermögen. Es giebt aber auch Zeiten, welche die Institutionen der Völker versuchen, Zeiten des Glückes, des Erfolges, der Ausdehnung nach Außen und beispiellosen Reichthums. Es giebt aber auch Institutionen, welche dieser Prüfung zu widerstehen nicht im Stande sind. Es ist Ihr und mein Geschick, in einer Zeit des Wohlstandes, des auswärtigen Friedens und des beispiellosen Reichthumes zu leben, und die Institutionen unseres Staates liegen auf der Folter; es drängt sich die Frage auf: Werden sie die Probe bestehen? In einer Nation, die in Glück und Harmonie ihren Weg gehen soll, muß Einheit der Handlung, muß Einheit in den Ideen herrschen. Es können nicht einmal zwei Menschen in Frieden zusammenwirken, wenn sie nicht über ihr Ziel und den nach demselben führenden Weg einig sind. Haben wir diese Einheit der Ideen in der Nation, welche die nationale Einheit in Bezug auf Zweck und Mittel sichern? Wir wollen sehen!

„Zunächst haben wir, wie ich sie und gewiß mit Ihrer Zustimmung, nenne, die große amerikanische Idee, daß alle Menschen von ihrem Schöpfer gewisse gleiche, natürliche und unantastbare Rechte erhalten haben. Das Recht auf Leben, Freiheit und Wohlergehen. Es ist dies die Idee der



Freiheit, die Mutter der Demokratie. Sie hatte ihren Höhepunkt im 76. Jahre des vorigen Jahrhunderts, gerade hier in Faneuil Hall. Dort weit oben (der Redner zeigt auf das Bild von Samuel Adams) ist einer der Männer, welche diese Idee vertreten haben, ein Mann, von dem das britische Gouvernement sagte, er könne weder durch Schmeichelei, noch durch Drohung, noch durch Geld gewonnen werden. Dieser Mann war Samuel Adams. Jene Idee, sagte ich schon, ist die Mutter der Demokratie, auf ihr ruhen die freien Institutionen der freien Staaten. Aber es giebt noch eine andere Idee: die Idee der Sklaverei, welche ihren Höhepunkt in der Stadt Washington im Jahre 1854 erklommen hat. Es stehen sich diese beiden Gewalten jetzt in tödtlicher Feindschaft gegenüber; hier, in Mitten des Volkes haben sie ihren Wettlauf begonnen. Können sie harmonisch zusammenwirken? Sicherlich nicht, nein, sie können es nicht; die Idee der Freiheit und die Idee der Sklaverei können nicht auf derselben Plattform stehen, können nicht in demselben Lande nebeneinander wohnen; und so haben sie auch seit dem Bestande dieses Staates in fortwährendem Streite mit einander gelegen. Was ist die Folge davon gewesen? — Zweimal seit der Annahme der Unions-Constitution, ja zweimal seit der Unabhängigkeitserklärung hat die Idee der Freiheit in den Bundesversammlungen den Sieg über ihre Gegnerin davon getragen. Das erste Mal 1787, als beschlossen wurde, die nordwestlichen Territorien sollten stets freie sein, niemals dürfe in sie oder in die aus ihnen entstehenden Staaten die Sklaverei eingeführt werden. Das war der eine Schritt. Der andere wurde 1808 gethan — der Sklavenhandel — der mit dem Auslande, aber wehe! der im Inlande nicht — wurde aufgehoben — für immer aufgehoben, wie unsere Väter dachten. Das sind die beiden Triumphe der Principien der Freiheit über die der Sklaverei; aber seitdem ist die Sklaverei stets vorwärts geschritten und hat beständig triumphirt. Neunmal lag sie im Kampfe mit der Freiheit und neunmal hat sie dieselbe niedergeworfen und das Feld behalten und ihr Banner darauf gepflanzt. Zunächst

wurde im Jahre 1788 die Sklaverei feierlich in die Constitution der Vereinigten Staaten eingeführt. Ich weiß, meine frei demokratischen Brüder stimmen in diesem Punkte nicht mit mir überein, und ich will mich freuen, wenn sie mir beweisen, daß von Sklaverei nichts in der Constitution ist. Dies war der erste Sieg. Im Jahre 1792 wurde dann Kentucky als Sklavenstaat in die Union aufgenommen. Damals machte man einen außerhalb der alten dreizehn Staaten liegenden Boden zur Herberge der Sklaverei. Der dritte Schritt geschah das Jahr darauf, es war die erste Bill über die flüchtigen Sklaven, das berühmte Gesetz von 1793, als der Congreß die Sklaverei in Schutz nahm und seine Einwilligung dazu gab, daß, im geraden Gegensatze zu dem Geiste und den Gesetzen der freien Staaten, Menschenjagden auf solche, die von den Besitzungen ihrer Herren entronnen wären, auf freiem Boden veranstaltet werden sollten. Das war der dritte Schritt. Der vierte war die Erwerbung von Louisiana im Jahre 1803, Sklavenboden mit Sklaverei darauf, und 1812 die Errichtung des Sklavenstaates Louisiana. Das war der vierte Schritt. Der fünfte war die Einführung der Sklaverei im Westen des Mississippi und die Einführung der Sklaverei in die Constitution des neuen Staates Missouri. Der sechste Schritt wurde gethan in der Erwerbung Florida's und in der Errichtung eines Staates aus dieser Provinz. Die Sklaverei soll in ihm ewig sein, denn die gesetzgebende Versammlung Florida's hat nicht das Recht, auch nur einen einzigen Sklaven zu emancipiren. Der siebente Schritt war die Annexation von Texas, die Einführung und constitutionelle Anerkennung der Sklaverei in dem neugegründeten Staate. Dies geschah 1845. Der nächste Schritt war der mexicanische Krieg, die Eroberung eines ungeheueren Landstriches; durch unser Blut ward er erworben, durch unsere Niederträchtigkeit erkauft, durch den Fuß der Sklaverei entweiht. Der letzte und neunte Schritt war das Compromiß von 1850, die Bill über die flüchtigen Sklaven, die Einführung der Sklaverei in Neu-Mexico und Utah und die Auszahlung von zehn Millionen an das sklavenhaltende Texas, um

ihm noch mehr Macht zu geben, noch mehr Fesseln zu machen und sie um menschliche Füße zu schlagen.

„Von 1787 bis 1850 hat also die Macht der Sklaverei diese neun Schritte nach einander gethan, von denen einer immer schrecklicher, anmaßender und gefährlicher ist als der andere. Ist dem je Einhalt zu thun? Was ist der Grund von dem bisherigen Gelingen? Warum hat sich die Idee der Freiheit stets versteckt und zurückgezogen vor der Idee der Sklaverei? Ist denn Gottes höheres Gesetz weniger mächtig als das niedere der Menschen? Liebet Ihr und ich denn die Sklaverei mehr als die Freiheit? Ich will Euch sagen, was es ist. Der Süden liebt die Sklaverei und ist der Idee treu, auf welcher die niederträchtigste der modernen Institutionen beruht; und der Norden ist seiner Idee, auf welcher diese alte Wiege der Freiheit steht, nicht treu, nein, wir sind ihr nicht im Geringsten treu. Sehet auf das Bild hinter mir, Ihr habt es alle vor Euch, es zeigt Euch den Triumph der Sklaverei, die neunfache Niederlage der Freiheit in der christlichen Republik des neunzehnten Jahrhunderts."

(Zur Erklärung des eben Gesagten und des Folgenden mag hier gesagt sein, daß früher das Portrait von John Quincy Adams an dem Platze über der Tribüne in Faneuil Hall hing, wo man jetzt das prächtige Gemälde erblickt, welches Herrn Webster darstellt, wie er Herrn Haine in dem Senate der Vereinigten Staaten widerlegt. In einer Nische darunter stand früher die Büste von John Adams. An ihre Stelle ist die Webster's gesetzt worden.)

„Ich glaube, es giebt hier Einige, die den Namen John Adams, des zweiten Präsidenten der Vereinigten Staaten, gehört haben. Sucht ihn! Ihr seid früher in Faneuil Hall gewesen. Findet Ihr ihn nicht? — Er steht unter der Treppe." (Gelächter.)

(Die Büste von John Adams ist unter die Gallerietreppe gestellt.) —

„Ich meine", fuhr der Redner fort, „Ihr habt auch noch

von einem andern Manne gehört, von dem Sohne dieses John Adams, von John Quincy Adams."

(Das Portrait des Sohnes theilt die Einsamkeit des Vaters.)

„Sein Bild", fuhr Herr Parker fort, „hing dort oben, als ich das letzte Mal hier sprach. (Er zeigt auf das Webster-Gemälde.) Es ist ein edles Gesicht, so kühn, als sein Herz tapfer und der Idee der Freiheit treu war. Seht Euch um, ob Ihr John Quincy Adams findet! (Eine Stimme: „Hier ist er, unter der Treppe!") (Gelächter und Applaus.) Ist er dort? Wehe! ich sehe ihn nicht! Dort ist die Erklärung davon. (Er zeigt auf das Gemälde hinter sich.) Es war nicht wegen der Rede Webster's gegen Haine, weshalb dieses Gemälde hier aufgehängt wurde; o nein, das war es nicht. Wenn es das gewesen wäre, so würde ein Jeder mit Wort und That geholfen haben, dem Bilde einen Platz in dieser Halle zu verschaffen. (Beifall.) So sehr auch Mancher den Hauptsätzen dieser Rede entgegen sein mag, so kann doch Niemand die große Geschicklichkeit und Kraft läugnen, die jener Mann bei besagter Gelegenheit entwickelte; aber ist hier Einer, der deswegen John Adams unter die Treppe und John Quincy Adams gänzlich aus der Gesichtsweite verbannt hätte? (Applaus und eine Stimme: „Nein, nicht Einer!") Ich sage es, nicht Einer! — Es war nicht diese Rede, so meisterhaft sie auch war, welche dies Gemälde hat hinter mich hängen lassen, — ich danke Gott, es ist *hinter* mir! (Lautes Gelächter, Zischen und Applaus.) Es war dieselbe Gewalt, die Kentucky zum Sklavenstaate machte, die die Sklaverei in die Constitution der Union einführte; dieselbe, die mit so großen Schritten der Despotie entgegengegangen ist. Es war die Macht der Sklaverei, welche John Adams unter die Treppe und John Quincy Adams ganz aus dem Gesichtskreise verbannte. Und wir fühlen das in Faneuil Hall*). („Hört! Hört!")

---

*) Faneuil Hall ist das Heiligthum der Vereinigten Staaten. Die Unabhängigkeits-Erklärung wurde hier beschlossen und unterzeichnet.



„Ich habe Gründe, weswegen ich den Süden hasse. Ich hasse die südlichen Staaten, weil sie auf Amerika die größte Schande, die es je getragen, wälzen. Sie legen einen Stein unter die Räder der Freiheit, nicht hinten, sondern vorn; sie ermuthigen jeden Despoten und entmuthigen jeden braven Mann. Ich verabscheue den Süden um dieser Gründe willen. Indessen muß ich den Süden in einer Beziehung doch loben: das ist die unerschütterliche Consequenz, mit welcher er feststeht und seine Principien vertheidigt, sei es in den Sitzungen der Unionsversammlungen, sei es außerhalb derselben; bei jeder Gelegenheit erhebt er seine Stimme. Als am ersten August des letzten Jahres auf dem Plymouth-Felsen sich die Nachkommen der Pilgrimme versammelten, um gemeinschaftlich des Auszuges ihrer religiösen, eisenherzigen Väter von Delfthaven zu gedenken, als nicht eine einzige Stimme für die Principien von Massachusetts und für die Idee der Freiheit zu hören war, sprach Süd-Karolina mit der schwächsten Stimme, die ich je gehört, für seine Prinzipien der Sklaverei. Und das war auf dem Felsen von Plymouth *). Wenn ich solche Kühnheit und Ausdauer sehe, so flößen sie mir Respect ein, denn sie sind Gotteswaffen, obgleich in des Teufels Sache geschwungen.

„Merkt auf, wie consequent der Süden immer gewesen ist. In keinem Sklavenstaate ist ein einziger Gouverneur, der gegen die Sklaverei gewesen wäre; in keinem Sklavenstaate ein einziger Richter eines hohen Gerichtshofes, der den Principien der Sklaverei gegenübergestanden hätte. Seht in den Senat von Washington, ob Ihr da einen Anti-Sklaverei-Mann aus dem Süden findet. Zählt im Repräsentantenhause die neunzig Mitglieder des Südens; Ihr findet nicht Einen Gegner der Sklaverei unter ihnen. Nicht Einen.

„Wenn je einmal die Sklaverei in Gefahr ist, so marschirt

*) Dieser Felsen, wo die Puritaner zuerst amerikanischen Boden betraten, liegt im Staate Massachusetts.

jeder südliche Gouverneur, Richter, Senator und Repräsentant, seine Büchse auf der Schulter, auf, wählt sein Ziel, faßt es mit den Augen, legt das Gewehr an und feuert beim Commandowort seinen Schuß ab. Sie bewegen sich alle wie ein Mann. Sie gehen ihrem Ruin entgegen, ich weiß es und Ihr wißt es; aber sie wissen es nicht; sie sind aber treu ihrer Idee, und ich achte die Würde der Gewissenhaftigkeit selbst in dem Sklavenhalter oder Menschenräuber, wenn er nach seinem Gewissen handelt und sich männlich in seinem Herzen hält. Hat aber der Norden das gethan? (Stimmen: „Nein, nein!") Nein, nein, ich sage nein; er hat es nicht gethan, nicht Einmal! Als die Convention versammelt war, um die Constitution zu machen, hat der Norden sich dem nicht widersetzt, daß man die Sklaverei hineinbrachte. Mr. Gorham, der diese Stadt repräsentirte, sagte damals: „Massachusetts hat die Union nöthig", nicht der Vertheidigung wegen, wie der Süden meinte, denn es ist stark genug, um sich selbst zu vertheidigen, es vertheidigte sich in der Revolution und vertheidigte sogar auch die Sklavenstaaten noch dazu. „Aber", sagte Mr. Gorham, „es hat die Union nöthig für den Handel." So war's. Massachusetts wollte ein besonderes Privilegium für die Schifffahrt haben und um das zu bekommen, sagte es: „Laßt meinetwegen die Sklaverei durch die Constitution anerkannt, und immer fünf Sklaven als 3 Freie repräsentirt werden und laßt auch den Norden die flüchtigen Sklaven ausliefern, wenn es der Süden verlangt."

„Eine Stimme: „Schändlich! Schändlich!"

Mr. Parker: „Ja, schändlich! (Gelächter und Beifallsrufe.) „So sehr ich den Süden hasse und verabscheue, muß ich doch anerkennen, daß südlich von Masons- und Dixons-Linie nicht ein einziger Sklavenstaat liegt, welcher solche Niederträchtigkeiten begangen hätte, wie diese. Ich sage dies dem Süden zum Lobe, dem Norden zur Schande. Ich bin ein Sohn des Nordens. In meinen Adern fließt kein Tropfen südliches Blut, aber jeder Tropfen meines nördlichen Blutes erröthet im röthesten Roth

beim Gedanken an die Schande, die wir dadurch auf uns geladen haben, daß wir die größte Idee, die je eine Nation auf die Plattform ihrer Principien legte, so verfälscht haben.

„Aber was ist die Stellung des Nordens in Bezug auf die Sklaverei- und Antisklaverei-Partei? Wißt Ihr einen nördlichen Staat, der einen Feind der Sklaverei zum Gouverneur hätte? Ich weiß keinen. Wie viele Richter der hohen Gerichtshöfe giebt es in den freien Staaten, die, der Freiheit zugewandt, gegen die Sklaverei sind? In allen 16 Staaten des Nordens nicht fünf.

„Seht den Congreß! Es sitzen zweiunddreißig Männer des Nordens im Senate, ich meine Männer des Nordens im geographischen Sinne; wie viele sind in irgend einer andern Beziehung nördlich zu nennen? Heute sind von den 32 Senatoren des Nordens nicht zwölf gegen die Nebraska-Bill. Ja, wenn nur zwölf Gegner derselben darunter wären, so könnten sie die Ausführung der angegriffenen Maßregel in die Länge ziehen, so daß das Land, wenn noch ein Funken Leben in ihm ist, erwachen und diesen Scheußlichkeiten ein Ende machen würde. Aber es kann nicht geschehen, denn unter den zweiunddreißig Senatoren der nördlichen Staaten sind nicht zwölf, die ihre Stimme dagegen erheben.

„Nun denn zum Hause der Repräsentanten! Der Süden hat darin 90, der Norden aber 143 Mitglieder. Jeder der 143 müßte der Bill entgegen sein; aber ich habe in Erfahrung gebracht, daß die Regierung durch eine geheime Namenszählung eine Majorität von drei oder vier für die Nebraska-Bill herausgebracht hat. „Wo ist der Norden?" fragte Mr. Webster. Einige haben gebrummt: „Hier"! Der ganze Norden aber hat geantwortet: „Nirgends!" Es ist kein Norden da.

„Hie und da aber findet man doch ein Wenig Norden im Senat. Dort sitzt ein sehr ernster und treuer Mann aus Massachusetts, Herr Sumner. (Lauter Beifall.) Glaubt mir, er hält seinen Schuß nur zurück; da er dem Ziele nahe ist, wird er am Besten wissen, wenn er ihn losfeuern soll. (Applaus.) Noch

ein anderer edler Mann ist dort, Herr Chase (Beifall), welcher, sobald er den Feind im Auge hatte, seine Kanonen richtete und mit dem meisterhaftesten Erfolg feuerte und die Batterie des Herrn Douglas dadurch vernichtete. Herr Chase ist ein Nordmann, jeder Zoll Nord, und ich freue mich sagen zu können, daß er der Sohn desselben Staates ist, der dieses große Haupt (er deutet auf Webster's Büste) erzeugte. Sein Haupt steht nicht im Geringsten unter dem prächtigen Jupiter-Antlitz (Webster's), das nie gemein war, wenn er die Ideen des Nordens vertrat, wenn er dem treu war, was, wie ich meine, Gott ihm übertragen hatte. Ja, Chase hat ein eben so herrliches Haupt, und noch mehr, er hat auch ein Herz, das für die Freiheit schlägt. Noch mehrere andere Männer des Nordens sitzen in dem Senat, die ich übergehe; aber im Hause der Repräsentanten giebt es auch noch einige. Gerrit Smith ist einer, ein edler Mann, wie sich dieses Land je eines solchen rühmen kann. (Beifall.) In demselben Hause ist auch noch der alte Soldat der Freiheit, der so manches Jahr mit seiner Hoffnung gegen die Sklaverei einsam in der Versammlung gesessen hat. Er ist auch auf seinem Posten — denn wer konnte Herrn Giddings jemals einschüchtern? (Beifall.) Wie viele Männer des Nordens finden wir aber bei einer genauen Musterung, die wirklich treu sind und bleiben? Blicken wir auf Massachusetts. Vor einigen Jahren, ich glaube es war 1825, ging ein Herr aus Middlesex nach Washington und erklärte in einer Rede, welche er bald darauf hielt, daß er selbst bereit sei, in der Zeit der Noth mit seiner Büchse bewaffnet, nach Virginien zu ziehen, und einen Sklavenaufstand niederdrücken zu helfen. Ja, Herr Everett, in Massachusetts geboren und aufgewachsen, zum Geistlichen erzogen, in dieser Stadt ordinirt, Herr Everett, der unter dem Dache von Faneuil Hall gesprochen, wollte freiwillig seine alte Middlesex-Muskete und des Colonel Davis Pulverhorn aus der Schlacht von Concord nehmen, nach dem Süden marschiren und einen Sklavenaufstand unterdrücken helfen. (Laute Rufe von „Schande! Schande!") Ja und ich wiederhole es noch einmal: Schande! Das war der Repräsentant,



den Concord, Lexington und Bunker Hill*) sandten, und als seine Zeit um war, wählten ihn Concord, Lexington und Bunker Hill zum zweiten, ja zum dritten und zum vierten Male, und jetzt ist er Senator, ehrwürdiger Senator des Staates Massachusetts.

„Ich frage nun: Was muß der Süden von uns denken? Er sagte zuerst zu uns: „Bringe die Sklaverei in die Constitution der Vereinigten Staaten." „Ja," sagte der Norden, „nur fülle du unsere Taschen mit Cents (coppers)." Dann verlangte er: „Nimm neue Sklavenstaaten in die Union auf." „Ja," sagte der Norden, „nur fülle unsere Taschen mit Cents." Der Süden forderte wieder: „Laß uns ein neues Sklaven-Territorium ankaufen." „Ja," sagte der Norden, „nur fülle unsere Taschen mit Cents." Und so ist es gegangen, und so geht es jetzt zum zehnten Male; jetzt tritt der Süden abermals vor uns, kühner als früher, und verlangt, daß die Vereinigten Staaten, welche die Sklaverei in ein Gebiet eingeführt haben, wo sie niemals bestand, und in ein andres Gebiet, wo die halbwilden Mexikaner sie aufhoben, — daß diese Union durch ihre Bundesversammlung die Sklaverei in ein Land einführen solle, aus dem dieselbe Bundesversammlung sie dreißig Jahre früher für immer feierlich verbannt hat. („Schande!") Ja ich sage es: „Schande."

„Aber doch bin ich froh, sehr froh, daß dieses Verlangen gerade jetzt ausgesprochen wird, und wenn ich vor Gott meine Kniee beuge, danke ich ihm, daß es nicht um einen Tag später, sondern daß es in unserer Zeit, der Zeit des Friedens, des Glückes und beispiellosen Reichthums gekommen ist, und daß die Ungerechtigkeit offen vor uns liegt. Neunmal haben die Schwerter der Freiheit und Sklaverei sich gekreuzt, neunmal ist die Freiheit niedergeschlagen worden und die Stimme von Faneuil Hall ist nicht dagegen gewesen. Nein, die Stimme von Faneuil Hall hat sich nicht dagegen erhoben! —

„Zum zehnten Male nun zieht der Süden seine schon neun

*) Hier waren die ersten Schlachten im Befreiungskampf.



Mal triumphirende Klinge und schwingt sie vor unseren Augen. Soll der Süden siegen, oder soll er's nicht? („Nein, nein!") Ich weiß nicht, wie ernst dieses „Nein, nein" gemeint ist. (Laute und lange „Nein! nein!") Meine Freunde, gleich nachdem das Gesetz über die flüchtigen Sklaven passirt war, baten die Freunde der Freiheit mehrere angesehene Bürger in Massachusetts, eine Versammlung zu berufen ohne Rücksicht auf irgend eine Partei. Niemand rührte sich. Nun wandten sie sich in derselben Angelegenheit an die Partei der Freibodenmänner; sie regte sich nicht. Da stand die alte Linie der Abolitionisten auf, der Abolitionisten, die diesseits des Grabes nichts zu hoffen haben; sie haben auch nichts zu verlieren als ihre Männerwürde, die ihnen Niemand nehmen kann (lauter Beifall) — die alte Linie der Abolitionisten-Partei berief nun die Versammlung und die beredtesten Männer, welche Massachusetts je an ihrem Busen nährte, die treuen Nachfolger der drei Adams, der Hancocks, und alle andern edeln Namen, welche jemals die Halbinsel von Boston ehrten, unter ihnen Wendell Phillips (lauter Beifall), mit einer selbst bei ihm ungewöhnlichen Beredtsamkeit, bewegten die Herzen der Whigs, der Freibodenmänner, der alten Abolitionisten und der Frauen, die alle hier in der alten Wiege der Freiheit versammelt waren. Ich sagte auch ein Wort und legte dem versammelten Volke die Frage vor: „Gesetzt, ein flüchtiger Sklave wäre in Boston, würdet Ihr ihn heraus treiben? Würdet Ihr ihm verwehren, sich hier zu verbergen, weil die Menschenräuber ihm sein Leben und, was noch schlimmer ist, seine Freiheit nehmen würden?" Und das Volk antwortete „Nein." Es war ein schwaches „Nein." Und ich fragte wieder, und von Flur und Gallerien antwortete es „Nein!" und die Mauern und die alte Decke riefen im Echo „Nein!" es war ein großes, herrliches „Nein." Aber nach einem Monate mußte ich Glieder meiner eigenen Gemeinde unter meinem Dache verbergen, meine eigene Hand, die Hand eines Geistlichen mit tödtlichen Geschossen bewaffnen; und abermals nach fünf Monaten waren 400 Bürger von Massachusetts vor den Streifen und Sternen (Sternenbanner der Vereinigten Staaten) geflohen; unter dem



Kreuze Englands fanden sie den Schutz, den ihnen das Schwert von Massachusetts über dem Haupte jenes Indianers (er zeigt auf das Wappen des Staates gerade vor ihm) nicht gewähren konnte. (Lauter und anhaltender Beifall.) Das war noch nicht das Schlechteste. Faneuil Hall hat der Eimerbrigade Lager und Quartier über sich gegeben — Menschen auf dem Court Square durch Branntwein erkauft, einen Menschen zu fangen. (Applaus.) Einige von Euch erinnern sich des Gerichtshauses in Ketten, und wie die Richter von Massachusetts dieselben annahmen. Sie beugten sich, sie schmiegten sich, sie erniedrigten sich zum Kriechen — der Triumph der Sklavenmacht war vollkommen. Thomas Sims wurde von Boston weggeschleppt, und am 19. April in Savannah gelandet. Sechsundsiebzig Jahre vorher, an demselben Tage, hob Samuel Adams seine Hände empor und rief, als er die Schüsse hörte, die unsere Väter in Lexington abfeuerten: „O, was für ein ruhmvoller Tag ist heute!" Sechsundsiebzig Jahre darnach schleppte Boston einen Mann auf den Wharf, einen Mann, der gegen die Gesetze von Massachusetts von seinen Behörden auf seinem Boden gefangen genommen, Boston schickte ihn nach Savannah in ein Georgisches Zuchthaus, wo er geschlagen wurde, bis sogar der Peitscher ausrief: „Halt! halt! Genug! — der Mann stirbt!" Und der Besitzer des Mannes rief: „Gott verdamme ihn, laßt ihn sterben — haut auf!" („Schande! Schande!") Was muß der Norden danach erwarten? 1819 gebrauchte John Randolph zum ersten Male den Namen „Breigesichter" (dough faces). Er belegte die Bewohner des Nordens damit und sagte: „Wir werden euch zurücktreiben, euch auf die Ladentische nageln wie falsches Geld." Der ganze Norden war empört. John Randolph aber hat Wort gehalten; er hat die Breigesichter zurückgetrieben — wie oft, weiß ich nicht, wenigstens aber neunmal; und nun sagt der Süden zum zehnten Male zu den Breigesichtern: „Immer zurück — immer zurück, ihr Hunde, die ihr seid." Was hat der Norden früher gethan, das jetzt an seiner Statt auftreten und sagen könnte: „So weit sollt ihr kommen und weiter nicht"? Nichts hat er gethan, Freunde, gar nichts.

Ihr sagt, die Nebraskabill soll nicht passiren. Ich will meine Meinung darüber nicht sagen, denn ich bin kein Prophet; vielleicht ist sie auch gar nichts werth. Einst sagte ich, ein flüchtiger Sklave werde von Boston nie ausgeliefert werden. Es war eine Lüge. (Gelächter.) Ich war im Irrthum. Ich will nie wieder so lügen. (Neues Gelächter.) Ihr lacht, Freunde; ich finde nichts Lächerliches darin, daß man einem Manne des Nordens nicht mehr trauen kann. Alle Nationen der Welt, die für Geld käuflich waren, sind, meine ich, von den Vereinigten Staaten übertroffen, sie haben's darin am höchsten gebracht. Ich glaube nicht, daß irgend eine Nation innerhalb zweihundert Jahren so viele Beispiele von Menschen geliefert hat, die sich einschüchtern, bestechen und kaufen ließen, als die freien Staaten des Nordens.

„Wie laute Hurrahs rufen wir an den Wahltagen! Aber wenn die Wahl vorüber ist, was ist dann der Erwählte werth, den wir in die Rathsversammlungen dieser großen Republik schicken, um die Ideen der Freiheit zu vertreten? Freunde, er ist nichts werth. Ihr zeigt mit Fingern auf ihn, und er ist nicht da.

„Wenn nun der Süden die Nebraskabill durchgeführt hat, wird er am Ende sein? Durchaus nicht. Vor Kurzem wurde uns zugerufen: „Die Union ist in Gefahr, rettet die Union!" Ich glaubte damals, es würde nicht lange dauern und die Union würde abermals in Gefahr sein und es würden sich wieder Freiwillige finden, sie zu retten. Ich glaubte aber nicht, daß es vor 1855 dazu kommen würde. Ich habe in der Rechnung einen Fehler gemacht, es kam 1854 schon dahin. Wird die Nebraskabill durchgeführt, so ist der nächste Schritt des Congresses, ein Gesetz zu beschließen, durch welches jeder Sklavenhalter ermächtigt werden wird, seine Sklaven auf sechs Monate, oder ein oder auch sieben Jahre in die nördlichen Staaten zu führen; und dann wird man ihm auch erlauben, sie so lange dort zu behalten, als es ihm beliebt. Wird dann der Norden „nein" dazu sagen? Ich weiß es nicht. Das Vergangene versichert mich nicht, daß er es thun wird. Hat er's doch in

den Jahren 1788, 1792., 1803, 1812, 1819 und 1850 nicht gethan. Ich bin nicht sicher darin. Hat die Sklavenpartei gesiegt, so wird durch die Taschenspielereien eines jetzt lebenden oder kommenden Douglas das Gesetz von 1787 aufgehoben, Californien auf Verlangen des Südens zum Sklavenstaate gemacht, neue Territorien von ihm geschaffen, Mexiko, Cuba, Haiti, Porto Rico und britisch Westindien als Sklavenstaaten annectirt werden. Wird der Norden „nein" sagen? Ich weiß es nicht. Dann wird man den Sklavenhandel wiederherstellen. Ich weiß genau, welche Argumente man aufstellen wird. Wenn die demokratische Partei am Ruder ist und von der Regierung begünstigt wird, wird gesagt werden, der Freihandel verlange den Sklavenhandel. Dann weiß ich auch, welche Gründe die hochwürdige Geistlichkeit vorbringen wird. Sie werden deren schon zu fabriciren wissen, die Diener — nicht Christi. Gott behüte, das sind sie nicht — die Diener des Handels vielmehr. Von den Kanzeln herab wird man den Ruf vernehmen: „Ich würde selbst meine Mutter, meinen Vater und Bruder importiren, nur um die Union zu retten." Und nicht mehr befremden wird es, als der Ruf, den man vor wenig Jahren von den Kanzeln und Kathedern vernahm. Wird der Norden sagen: „Nein, wir wollen den Sklavenhandel nicht wiederherstellen?" Wenn die Whigpartei herrscht, so wird diese Maßregel nöthig werden, um unser Fabrikwesen zu beschützen und mit andern Nationen concurriren zu können. Es giebt keine Tiefe der Schändlichkeit, in die die nördlichen Politiker nicht hineinwateten; nein, es giebt keine. (Gelächter und Beifall.) Ich sage das nicht gern, denn ich bin aus Massachusetts, ich bin ein Mann des Nordens. Ich bin stolz auf seine Geschichte bis zur Revolution. Ich fühle Stolz und Freude über die edlen Kirchen, die einst von der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes erschollen. Als ich das erste Mal hier in Faneuil Hall sprach, fühlte ich mich beschämt und sagte zu mir: „Wer bin ich, Gott, daß ich hier auf der Wiege der Freiheit stehen und meine Stimme in dieser Halle erheben darf, die von dem Echo der Stimmen großer und edler Menschen und ande-

rer nicht weniger edlen, aber weniger bekannten — erhört hat, deren Leiber jetzt unter der Erde liegen, deren Seelen aber über den Himmeln schweben?“ (Beifall.) Ich sage, ich bin stolz auf die Institutionen des Nordens, und ich schäme mich im röthesten Roth über die Schmach, die auf ihn gehäuft ist. Laßt uns der Nebraskabill mit aller unserer Macht widerstreben, aber nicht dadurch allein, daß wir Beschlüsse fassen, sondern durch treues Handeln. Ich bin kein Politiker, aber ich gebe den Rath, haltet Ortsversammlungen in jeder Stadt des Staates, dann Districtversammlungen in jedem Congreßdistricte des Staates und dann beruft eine Massenversammlung für den ganzen Staat ohne Unterschied der Parteien hier in Boston, nein nicht hier, sondern in Worcester, dem Herzen des Staates, wo nie eine Menschenjagd stattgefunden hat (Applaus) — haltet sie in einer Stadt, deren Gerichtsgebäude nie von dem Geklirr der Ketten ertönte, deren Richter sich nie feige bückten (lauter Beifall) — ja, haltet die Versammlung in Worcester und erregt alle Herzen, und wenn nach allen Anstrengungen der Gesetzesvorschlag doch durchgeht, dann beruft eine Convention aller freien Menschen aus den freien Staaten, und setzt euch selbst zum Pfande, daß ihr die Nebraska-Maßregel umstoßen, dann daß ihr den District Columbia von der Sklaverei befreien, dann daß ihr sie in Neu-Mexiko und Utah und wo sie immer in einem Territorium unter der Regierung des Bundes bestehe, aufheben; dann daß ihr den innern Sklavenhandel zwischen den einzelnen Staaten und das Sklavenfluchtgesetz, und alle die sogenannten Sklaverei-Compromisse abschaffen wollt; und dann thut den letzten Schritt und reißt das verhaßte Blatt aus der Constitution. (Lauter Beifall.)

„Meine Freunde, ich bin kein Wahnsinniger. Ich bin ein kalter, ruhiger Mann, der die Thatsachen der Geschichte unserer Nation studirt hat und sie wohl kennt. Ich habe auch die Ideen studirt, die das Programm der Principien der Revolution und der Constitution gewesen; und um dieser großen, darin enthaltenen und von Gott in die Herzen der Menschen geschriebenen Wahrheiten willen verlange ich Eure Aufmerksam-



keit und fordere von Euch, ihren Wahrheiten bei Euren Weibern und Kindern, bei den Gebeinen Eurer todten Mütter und bei der Seele des allmächtigen Gottes, dessen höchste Gesetze Erde, Meer, Himmel, Zeit und Ewigkeit regieren, Treue zu schwören. (Lauter Beifall.)

„Und wenn wir in der Nebraska-Angelegenheit geschlagen werden, so laßt uns uns zurückziehen Schritt für Schritt, ohne Wanken, das Gesicht stets dem Feinde zugewandt, Alles verlierend — nur nicht unsere Ehre. Laßt uns die Schlacht fechten von Linie zu Linie, von Staat zu Staat, bis wir auf das alte Massachusetts zurückgedrängt sind. Dann laßt sie uns fechten von Stadt zu Stadt, bis wir endlich auf dem alten Felsen von Plymouth stehen; und dort, den Geist unserer Väter noch in uns, durch eine jahrhundertlange Erfahrung belehrt, und reich an der Verheißung aller Ewigkeit in der Brust, die letzten Planken der heiligen „Maiblume" *) sammeln, unser Schiff bauen, die letzten Reste puritanischer Rechtschaffenheit und republikanischen Geistes an Bord nehmen, mit unserer Barke in See gehen und nach Grönland oder Afrika schiffen, um neue Institutionen dort zu gründen und der „herrlichen Freiheit der Kinder Gottes" eine sichere Stätte zu bereiten."

(Unter dem stürmischsten Applaus nahm Herr Parker seinen Sitz wieder ein.)

Ihr seht, Freunde, nicht alle Amerikaner sind in ihr Amerika und in ihre Union blind verliebt; es giebt ihrer auch, welche die Freiheit und Gerechtigkeit höher halten. Das sind ächte Genossen, welche Sprache sie auch reden; der edle Parker obenan. Er hat in dieser Zeit einen längern Vortrag über die Nebraskabill und über die Sklavenfrage überhaupt drucken lassen, welcher die hier gegebene Rede weiter ausführt.

---

*) „Mayflower" (Maiblume) ist der Name des Schiffes, auf welchem die Puritaner am Plymouthfelsen landeten

Funfzehnter Brief.

(Zukunft der Sklavenfrage.)

Boston, 4. März 1854.

Aus den, in den letzten Briefen gegebenen Mittheilungen ersieht man, wie groß die Spannung ist, welche die Sklavenfrage mit sich führt. Freilich ist eine andre Frage, wie weit sich diese Spannung in ihrer ganzen Stärke erstrecke. Die Mehrheit der Bewohner der sklavenlosen Staaten ist zwar jedenfalls gegen die Sklaverei, aber nur eine geringe Minderheit ist so entschieden und rücksichtlos gegen sie, wie die Abolitionisten, die ich in den vorigen Briefen redend eingeführt habe. Die große Mehrheit will zwar die Sklaverei nicht; sie will aber auch durch das Anstreben gegen sie nichts auf das Spiel setzen. Besonders fürchtet sie, daß der sklavenhaltende Süden sich vom Norden trennen und also die Union auseinander gehen werde, wenn man demselben in der Sache nicht genug zu Willen sei; und vor dieser Trennung hat sie eine ungeheure Furcht. Diese Furcht ist es, was den Norden zum Sklaven des Süden macht. Ein elendes Schauspiel! — ein wahrhaft nichtswürdiger Zustand! — Die Erhaltung der Union ist diesen Leuten das höchste Princip, dem alles Andre weichen muß. Hierauf sich stützend drohen und pochen denn die sklavenhaltenden Aristokraten des Südens, und lachen dabei gelegentlich den feigen Norden aus. Dieser hat sich denn bekanntlich durch Annahme des Gesetzes über die flüchtigen Sklaven von 1852 (fugitive slave law) soweit unter den Süden erniedrigt, daß er sich dazu hergiebt, flüchtige Sklaven, welche in die nördlichen Staaten entrinnen, im Dienste der südlichen einfangen zu helfen. Wo also der einheimische Bürger selbst keine Sklaven besitzen darf, — wo ein Menschenbesitz gesetzlich als unrechtmäßig verboten ist, — da wird das Recht eines Fremden an solchen Menschenbesitz anerkannt und man hilft ihm gar noch in der Ausführung dieses



angeblichen Rechtes. So haben sich die Bewohner der nördlichen Staaten zu Bütteln der Menschenhändler im Süden hergegeben, die sie dafür natürlich gebührend verachten, ja die sie schon überhaupt gering schätzen, weil sie selbst arbeiten, was dort ja nur Sklavensache ist. Das Eingehen auf eine solche Entwürdigung bis zur Niederträchtigkeit zeigt in trauriger Weise, wie tief das Bewußtsein auch in den nördlichen Staaten noch steht. Die Freiheit soll in der Welt überall erst noch kommen, ist erst in Anfängen vorhanden und im Streben einer kleinen Partei.

Die Ehrlosigkeit dieses Sklavenfluchtgesetzes erschütterte schon in Deutschland meine Achtung vor dem amerikanischen Volke so tief, und erweckte einen so gründlichen Abscheu vor den hiesigen Zuständen, daß ich deshalb lange geschwankt, ob ich nicht irgend einen andern Ort der Welt, namentlich in Südamerika, aufsuchen sollte. Ich bin schließlich dennoch hieher gerathen. Mein Widerwille gegen diese und ähnliche Zustände hat nicht im Geringsten abgenommen, und nun bin ich mitten darunter. Daß hier doch ein formell freier Boden, ein freies Feld für alle Meinungen und für allen Kampf ist, das muß der Trost dafür sein. Auf diesen Trost hat aber nur Derjenige einen Anspruch, der diese Freiheit auch wirklich gebraucht, nicht zum Schlummern oder bloßen Geldmachen, sondern eben zum Kämpfen. Hier gilt es mehr als vielleicht irgendwo. Man erkennt hier sehr bald, daß hier zu Lande ganz dieselben Gegensätze mit einander ringen, wie anderswo. Die Gestalt ist etwas anders, aber das Wesen ist dasselbe. Freilassen und Freisein auf der einen, Unterdrücken und Sklavesein auf der andern Seite. Hier in Nordamerika ist nur der Kampf frei; das ist der ganze Unterschied.

An der vollen Ausführung des Sklavenfluchtgesetzes fehlt freilich sehr viel; aber das Gesetz ist da, und die Ausführung oft genug auch. Die Schamröthe über solche Niederträchtigkeit ist doch auf manches Yankeegesicht getreten; es giebt glücklicher Weise doch auch hier Menschen, welche die Freiheit und das Menschenrecht verstehen und anerkennen und für deren Verwirk-

lichung begeistert sind. Im vorigen Jahre sind 900 flüchtige Sklaven glücklich durch die nördlichen Staaten nach Canada entkommen, meist durch Unterstützung der Abolitionisten. Während der letzten Monate kamen Sklavenjäger hier in der Nähe in ein Städtchen, um entlaufene Sklaven aufzusuchen, die sich auch wirklich da befanden. Die Einwohner versteckten sie aber, und neckten und höhnten die Herren so lange, bis sie unverrichteter Sache abzogen. Ein Stamm ist also noch geblieben; es ist ja überhaupt nicht mehr in der ganzen Welt; an ihn muß man sich halten, ihn begießen und pflegen. Was ist aber schuld an jener Niederträchtigkeit? Nichts Anderes als der Geldgeiz. Der hat die Sklaverei geschaffen, der bestimmt auch die nördlichen Staaten, sie so zu schonen und sich den Sklavenhaltern in Dienste zu geben, denn die Aufhebung der Union — würde den Handel stören.

Die Mehrheit beruhigt sich außerdem mit der Annahme, die Sklaverei werde von selbst aufhören, und zwar in gar nicht mehr ferner Zeit. Die so allgemeine moralische Verurtheilung derselben und die Einwanderung weißer Arbeiter, welche die Sklavenarbeit immer theurer machen und den Werth der Sklaven immer mehr herabsetzen müsse, erweckt in ihnen diese Hoffnung. Was die moralische Verurtheilung betrifft, so sehen wir ihr grelles Gegentheil in der Stimmung der beiden Häuser und der Regierung; und die weiße Einwanderung geht nur in sehr geringem Maße in die südlichen Staaten, und hat dort die starke Vermehrung der Sklaven zum Gegenwicht. Die geschehene und noch immer drohende Ausbreitung des Gebietes der Sklaverei scheint man gar nicht in Anschlag zu bringen. Die Parker'sche Rede stellt sie vor Augen.

Welche Entscheidung und welche Ereignisse die Sklavenfrage noch herbeiführen werde, ist freilich schwer zu sagen; die Gefahr liegt aber sehr nahe, daß zunächst nichts Erfreuliches dabei herauskommen werde. Siegt die Sklavenmacht wirklich mehr und mehr durch ihren moralischen oder vielmehr unmoralischen Einfluß im Norden, so ist es um die Freiheit auch hier geschehen. Nordamerika kann dann immer noch allenfalls der

Form nach eine Republik bleiben, die moralischen Unterlagen derselben verfaulen dann aber vollends ganz, und schließlich muß dann auch der Oberbau zerfallen. Siegt die Sklavenmacht hier im Lande immer mehr, so wird sie die Sklaverei auch immer mehr nach Süden ergießen, über Mexiko, und wo möglich auch über das sklavenlose Südamerika. Texas hat sie bereits dem sklavenlosen Mexiko abgewonnen. Brasilien geht mit Aufhebung der Sklaverei um; es kann dann sich ereignen, daß der Einfluß der nordamerikanischen Republik das Kaiserreich an Ausführung dieser Maßregel hindert. O Schande! Und es kann dann sich ereignen, daß auch die sklavenlosen Republiken Südamerika's den Sklavenhaltern der Nordrepublik, der „Musterrepublik," ihre schönen Länder öffnen müssen, in denen sie früher die Sklaverei aufgehoben. Wird der Sklavenmacht Nordamerika's nicht ein guter Zügel angelegt und die Aufhebung des verruchten Instituts nicht entschieden in Angriff genommen, so sind, wie mir scheint, diese Fortschritte unvermeidlich, und sie werden verhältnißmäßig schnell vor sich gehen. Die Anstalten dazu machen die Sklavenherren schon sehr bestimmt. Schon greifen sie weiter nach den nördlichen Theilen von Mexiko; schon greifen sie nach Cuba, das zwar bereits Sklaven hat, aber durch Anschluß die nordamerikanische Sklavenmacht mehren würde; schon greifen sie nach dem großen Nebraskagebiete; schon lugen sie nach den tropischen Ebenen des Amazonenstromes mit unermeßlicher Ausdehnung und Fruchtbarkeit. Es ist dringendste Aufgabe für die südamerikanischen Republiken, sich durch europäische Einwanderung zu stärken; und es ist dringendste Aufgabe für die Deutschen, ihren Auswanderungsstrom dorthin zu lenken. Dort, am Plata, in Südbrasilien, in Südchile, ist Euer Ziel, Landsleute; nicht hier.

Welches Schicksal aber den tapfern Vertheidigern der ganzen Freiheit hier im Lande bevorstehen kann, wenn sie unterliegen, daran erinnert die Parker'sche Rede. Es war mir sehr überraschend, die darauf bezügliche Stelle derselben zu lesen, nachdem ich einige Wochen zuvor in einem Gespräch mit den Meinen die dort berührte Möglichkeit sehr bestimmt

selbst ausgesprochen hatte. Aber nicht Grönland und schwerlich Afrika würde die Zuflucht werden, sondern wahrscheinlich das Ufer des Plata.

Sechszehnter Brief.

(Aus Südbrasilien.)

Boston, 5. März 1854.

Der Schluß meines vorigen Briefes erinnert mich an ein Schreiben meines Freundes Friedrich Müller in Südbrasilien, das mir von Deutschland aus nachgeschickt wurde. Ich habe schon in der „Neuen Reform" in Bezug auf Müller's Uebersiedelung Mittheilungen gemacht. Meine Leser sehen, welch Gewicht ich auf Südamerika in Bezug auf deutsche Auswanderung lege. Müller wird jedem Dahinkommenden ein redlicher und hülfreicher Freund sein, wenn er eines solchen werth ist und in seiner Nähe sich niederläßt. Ich theile deshalb den erwähnten Brief hier vollständig mit, indem ich zum vollen Verständniß nur noch daran erinnere, daß dort Winterszeit ist, wenn wir in Deutschland Sommer haben.

Colonia Blumenau, Prov. Santa Catharina,
Brazil, 1853, Juli 24.

Lieber Wislicenus!

Meinen Brief vom März, in dem ich Dir schrieb, daß ich unser Land und namentlich unsere Colonie als für freigemeindliche Auswanderer besonders passend nach den bis dahin gesammelten Erfahrungen betrachtete, wirst Du ja wohl erhalten haben. Die Erfahrungen des letzten Vierteljahrs sind nur

günstige. Wir haben die erste Ernte von Bohnen und Kartoffeln hinter uns; sie ist durchschnittlich gut ausgefallen; den eigenen Bedarf haben bis auf eine Familie, wo eigene Lässigkeit Schuld trägt, alle geerntet, manche weit mehr; mein Bruder z. B. 24 Sack Kartoffeln. Die nächsten Ernten werden unter übrigens gleichen Umständen schon deshalb viel besser ausfallen, weil man das erste Mal sein Land noch nicht ordentlich kennt. — Das Wetter der letzten Monate ist prächtig gewesen, wohl kaum drei Regentage; dabei angenehm mild; bis jetzt kein einziger Reif; zwei Nächte, wo bei ziemlich niedriger Temperatur ein derber Sturm tobte, ist mir's zwischen den Lattenwänden meiner Hütte ziemlich frostig gewesen; sonst habe ich trotz des Winters eine dichtere Wohnung noch nicht vermißt.— Die Stimmung der Colonisten ist durchweg eine recht fröhliche, muthig der Zukunft entgegensehende. Vor Kurzem sind wieder 11 unverheirathete junge Männer hier eingetroffen und ein großer Transport steht nächstens in Aussicht. — Blumenau's ersten Jahresbericht in der Auswanderer-Zeitung wirst Du gelesen haben; ich finde ihn völlig wahrheitsgetreu: nur daß er mich protestantisch machte, dagegen muß ich protestiren. Bl. ist ein durchaus ehrenwerther Charakter; sein Sinnen Tag und Nacht ist die Colonie; wo er auf Reisen u. s. w. eine Pflanze, eine Sämerei für seine Colonisten auftreiben kann, er ist geschwind hinterher; — ein Spaßvogel sagte ihm nach, er ließe die Canoe da und dort am Ufer anlegen und pflücke Unkrautsamen für seine Colonisten — wie man dazu kommt, ihn, wie ein Hr. Schrader in der Auswandererzeitung ihn hat wollen nennen hören, einen „kleinen Tyrannen" zu tituliren, begreife ich nicht; es sei denn, daß man die kategorische Weise, in der er, wenn er geschäftseilig durch die Colonie läuft, bei jeder Hütte seinen wohlgemeinten Rath über Dies oder Jenes abzugeben pflegt, Tyrannei nennen wolle; z. B. „Guten Tag. Willst Du Zwiebeln haben?" Ja. (Notirt es.) „Du mußt Deine Hühner einzäunen oder wieder abschaffen. Deine Bananen mußt Du weiter auseinander pflanzen im August. Leb' wohl, bis nachher!" und ehe man sich umgesehen, ist er über alle

Berge, dem Nachbar zu sagen, was er thun muß. Natürlich aber betrachtet weder er noch irgend Jemand, der ihn kennt, das „Muß" anders als einen guten Rath. — Daß an der in demselben Aufsatz enthaltenen gemeinen Beschuldigung gegen Bl., er erbreche die Briefe, die ihm anvertraut würden, nicht das Geringste ist, ist meine feste Ueberzeugung; jedenfalls, wäre er schlecht genug es zu thun, so wäre er zu klug es so zu thun, daß es gemerkt würde. Uebrigens ist ein „Weber", von dem Hr. Schrader dies gehört haben will, nie bei Bl. gewesen. —

Der Gesundheitszustand ist durchgängig in unserer Colonie ein recht guter; zwei ältere Leute, die gegen Weihnachten krank hier ankamen und Deutschland wohl schon kränklich verließen, sind gestorben; wahrscheinlich hat das neue Klima ihren Tod beschleunigt. Bis auf einige Leute, die noch an den Füßen leiden, ist jetzt Alles gesund. Zwei Fälle von Wechselfieber (in derselben Familie) sind in den letzten Wochen vorgekommen, beide leicht durch einige Gran Chinin beseitigt. —

Ich räume jetzt, was in meiner Roça bis zur vorigen Saatzeit ungeräumt liegen geblieben, werde dann nächstens bei gutem Winde das im Mai und Juni gehauene Stück Wald brennen und räumen und daneben die neue Saat in die Erde bringen. August, September, October sind unsere Frühlingspflanzmonate und Bohnen, Kartoffeln, Mais, Mandiocca, Appi (süßer Mandiocca, als Gemüse zu essen) für diesmal die Hauptgegenstände des Pflanzens. Die Bestellung des Gartens ist Sache der Frau. —

Du wünschtest, Deinem letzten Briefe, den ich in Deutschland erhielt, zufolge, meine Ansicht darüber zu hören, was wohl für Dich für Aussichten hier wären und deshalb hauptsächlich schreibe ich Dir jetzt schon wieder. — Es bliebe Dir hier, wenn Du eben nicht mit einer größern Zahl freigemeindlicher Elemente kämst, unter denen sich Dir Gelegenheit auch zu geistigem Wirken böte, es bliebe Dir hier kein andres Feld der Thätigkeit, als eben Landbau, und was hier stets damit verbunden ist, Mandioccamehl- und Zuckerbereitung. — Die Hauptfrage wäre, ob Du Dich in die neue Lebensweise, die wenigstens für die



ersten Jahre gar viele Entbehrungen und Beschwerden mit sich bringt, die für immer Verzicht auf die meisten Genüsse der civilisirtern Länder (Literatur, Kunst u. s. w.) fordert, finden und einleben könntest, — ob Du die ungewohnte Arbeit noch ertragen würdest. Mir ersetzt die schöne Natur, ersetzt die volle Ungebundenheit des Urwaldlebens reichlich, was ich in vieler Beziehung vermisse und die Arbeit, so bitter sauer sie mir Anfangs geworden, ist mir doch in wenig Monaten ziemlich zur Gewohnheit geworden. Soll ich jetzt einen Tag blos beim Lesen oder Schreiben sitzen, so ist mir das ebenso ungewohnt und fast ebenso anstrengend, wenigstens so erschlaffend, als im Walde oder der Roça zu arbeiten. — Dein Vermögen würde genügen zur Ueberfahrt im Zwischendeck, zum Ankauf von ein bis zwei hundert Morgen rohen Landes, auch wohl einer schon in Cultur befindlichen Colonie am Itajahy und zur Bestreitung einer einfachen Haushaltung in den ersten Jahren; desgleichen zur Beschaffung des zur Mandioccamehlbereitung nöthigen Geschirrs; vielleicht auch zu Zuckergeschirr und Kessel; so genau läßt sich das nicht veranschlagen, schon nicht wegen der wechselnden Preise der ersten Lebensbedürfnisse. — Ihr seid Eurer drei für die derberen Arbeiten; Frau und Töchter sind beim Räumen, für den Garten, für Pflanzen, Jäten, Ernten gute Helfer. Bei solcher Arbeitskraft, wenn sie gut angewandt und angespannt wird, ist alle Wahrscheinlichkeit, daß schon in drei bis vier Jahren selbst aus dem Urwalde ein recht wohnliches Plätzchen geschaffen, ein ganz sorgenfreies Leben gesichert sein werde, daß Ihr dann Eure Bohnen, Kartoffeln, Mais, Mandiocca, Reis, Kaffee, Bananen u. s. w., Euren wohleingerichteten Gemüsegarten, Eure Hühner und Schweine, vielleicht auch ein paar Kühe habt, und daß der Erlös aus den überflüssigen Producten die Ausgaben für die hier sehr vereinfachten Bedürfnisse decken werde. —

Eine Maismühle steht in naher Aussicht; Steine dazu hat das letzte Auswandererschiff mit aus Deutschland gebracht; das wohlschmeckende nährende Maisbrod wird dann bei uns Deutschen allgemein an die Stelle des faderen Mandioccamehls treten. —

Des Nähens kundige Frauen und Mädchen finden jetzt für etwa freie Stunden sehr gut bezahlte Beschäftigung mit der Nadel. Wahrscheinlich wird das für's Nächste so bleiben, da die Einwanderung in der Regel überwiegend aus Männern besteht; doch kann Ein Schiff es auch plötzlich ändern. Es ist wie mit den Handwerkern; wo heute Mangel, kann morgen Ueberfluß sein. —

Du bist wohl so gut, mit einliegendes Tagebuch, wenn Du es gelesen, zuerst an meinen Vater, Pfarrer Müller, pr. Adr. Hr. Professor Dr. Mensing in Erfurt, zu schicken mit dem Bemerken, daß er es an Lamprecht in Rolofshagen weiter befördern möge. — Zum Drucke habe ich noch nichts schreiben mögen, Blumenau's Sachen geben ein ziemlich genügendes und einige Irrthümer vielleicht ausgenommen, unter denen der wichtigste die angebliche Schiffbarkeit der Garcia sein mag, ein zuverlässiges Bild unseres Landes. Das stille Urwaldsleben eines Ansiedlers ist von zu wenig allgemeinem Interesse, und bietet zu wenig Stoff zu allgemeiner gültigen, nicht zu sehr von der beschränkten Oertlichkeit influenzirten Beobachtungen. — Was Du indeß aus meinen Briefen einmal weiterer Mittheilung für würdig halten magst, ist Dir hiermit ein- für allemal dazu überlassen. — Lasse doch bald einmal von Dir hören, wie es Dir und den Deinen, die ich herzlich grüße, geht, was Deine Auswanderungspläne machen, ob in der freigemeindlichen Auswanderungssache schon Schritte geschehen, wie die freien Gemeinden sich entwickeln u. s. w. — So gleichgültig mir die politischen Neuigkeiten, so theilnehmend blicke ich auf die stille Entfaltung, auf die unscheinbaren Aeußerungen des freien Geistes, der einst — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — Lebewohl.

Mit achtungsvollem Friedensgruße

Dein

F. Müller.

Ein Tagebuch, welches dem Briefe im Auszuge beilag, ist mit folgenden, hier größtentheils mitgetheilten Bemerkungen eingeführt.



„Ansiedlerleben im südbrasilischen Urwalde."

Colonie Blumenau, Januar bis Juni 1853.

„Viele Freunde und Bekannte haben beim Abschiede aus Europa um ein recht umständliches, ausführliches Bild meines hiesigen Ansiedlerlebens gebeten. Zu ausführlichen Schilderungen fehlt dem Urwäldler die Muße; Axt und Hacke lassen die Hand selten frei für die Feder, und so weiß ich diesem Wunsche nicht besser zu entsprechen, als indem ich ganz kurz aus dem Tagebuche meine tägliche Beschäftigung während längerer Zeit mittheile. Außer für Die, denen Theilnahme an meiner Person diese an sich trocknen Aufzeichnungen würzt, mögen sie vielleicht auch für Solche einiges Interesse haben, die unter ähnlichen Verhältnissen wie ich, — körperlicher Anstrengung ungewohnt, fast ohne Kapital und also einzig den eigenen Armen vertrauend, — in unserm Urwalde sich eine neue Heimath zu gründen denken. Sie mögen daraus sehen, welcherlei Beschäftigung hier ihrer wartet und sich fragen, ob sie darein sich werden schicken, darin sich werden behaglich fühlen können. — Noch ein Wort für Letztere über diese körperlichen, „rein mechanischen geistlosen" Arbeiten, auf welche die „Gebildeten" in Deutschland mit so vornehmem Stolze niederzublicken pflegen. Die meisten dieser Arbeiten sind durchaus nicht so rein körperlich, so ohne Achtsamkeit und Nachdenken auszuführen, wie es auf den ersten Blick scheinen mag. — — — — — Bei gar mancher Arbeit ist freilich die geistige Thätigkeit auf ein Minimum, fast auf Null reducirt; diese Arbeiten gestatten aber meist, daneben seinen Gedanken freien Lauf zu lassen, was bei ähnlichen Arbeiten in andern Lebenskreisen, Abschreiben, gemeinem Rechnen u. dgl. nicht immer der Fall ist. Sie sind also eben so wenig langweilig für Den, dem selbstthätiges Denken Genuß gewährt, als für Den, der überhaupt keine geistigen Bedürfnisse hat;

langweilig aber allerdings für die unter den „Gebildeten" Europa's zahlreiche Klasse Derer, die an geistige Genüsse gewöhnt, sie sich nicht selbst zu bereiten wissen, sondern dazu der Unterhaltung durch Wort oder Schrift bedürfen. Wer nicht an sich ein langweiliger Geselle ist, wird sich auch als einfacher Ansiedler nicht langweilen. — — — — — Ein anderes Bedenken der „Gebildeten" ist, es sei doch unrecht, daß ein Mann, der so viel gelernt, in so niederer Thätigkeit seine Kraft vergeude, seine Kenntnisse für die Menschheit verloren gehen lasse. Darauf zur Antwort erstens im Allgemeinen: Wie Du für Dich am besten lebst, so bist Du auch für die Menschheit am nützlichsten; — und zweitens für unsern speziellen Fall: Jeder Baum, den Du im Urwalde fällst, ist ein sicherer Beitrag zur Verbreitung der Civilisation über die Erde, als irgend welche geistige Thätigkeit in der Mitte der heutigen europäischen Zustände. Endlich mag Mancher der körperlichen Anstrengung nicht gewachsen zu sein fürchten. Wer gesund ist, Muth und Ausdauer besitzt, wird sich bald daran gewöhnen, wenn er es auch den in solcher Arbeit Aufgewachsenen nicht gleich thut. Meine Arme waren so dünn und schlaff muskelig, als die irgend eines deutschen Stubenmenschen; jetzt kann ich von früh bis Abend eine schwere Baumfäll-Axt führen und scheue nicht die härtesten und dicksten Stämme.

„Ich habe diese Aufzeichnungen angefangen mit dem ersten Januar d. J. (1853), dem Tage, an dem ich meine Colonie für mich allein zu bewirthschaften begann. Bis dahin hatte ich mit meinem Bruder in Gemeinschaft gearbeitet. Mein Land, 100 Brassen breit (die Brasse ist etwa eine Klafter), 500 Brassen tief, liegt am östlichen Ufer der Garcia, 800 Brassen von der Einmündung derselben in den Itajahy. Daneben, dem Itajahy zu, wohnt mein Bruder, auf der andern Seite noch zehn andere Familien. — Es war am 1. Januar auf meinem Grundstück eine einfache Hütte gebaut, und etwa 40 Klaftern im Quadrat Wald umgehauen, gebrannt und zu räumen begonnen, ein kleines Gärtchen ange-

legt, einige Inhamen, Ricinus und andere Kleinigkeiten gepflanzt." — — — —

Das Tagebuch selbst, welches zu lang ist, um es hier mitzutheilen, zeigt die Zeit des Verfassers mehrentheils der Arbeit auf seinem Grundstücke gewidmet, berichtet aber auch oft genug von Lesen und Schreiben, und von Ausflügen, theils zum Besuch bei Nachbarn, namentlich dem Doktor Blumenau, theils zu Kranken am Flusse Itajahy hinunter (Müller ist Arzt). Die Colonie Blumenau, auf welcher derselbe sich befindet, ist jetzt ohne Zweifel der günstigste Punkt in Südbrasilien für die Einwanderung. Dahin gelangen und sonst Nöthiges erfahren kann man durch den „Colonisationsverein von 1849" in Hamburg, und durch Gustav Fröbel (Verleger der „Allgemeinen Auswanderungszeitung") in Rudolstadt.

Siebenzehnter Brief.

Boston, 15. März 1854.

(Die Geisterklopferei.)

Wie wunderlich sich hier zu Lande die Dinge durchkreuzen, kann man unter Anderm daraus sehen, daß der „Liberator", aus welchem ich in den vorigen Briefen öfter mitgetheilt habe, dieses in einer Beziehung radicale und auch religiös sehr freisinnige Blatt, auf der andern Seite im Stande ist, der Geisterklopferei zu huldigen. Einige frühere Artikel konnten darüber in Zweifel lassen; in dem Stücke vom 3. März d. J. wird aber dieser Zweifel gehoben. Bei Gelegenheit der sehr lobenden Anzeige eines Buches, welches den Glauben erweisen soll, daß fremde Geister im Menschen wirksam sein könnten, und das merkwürdiger Weise den Titel führt: „die Religion des Mannesalters, oder das Zeitalter des Gedankens" (The Religion of Manhood; or, The Age of Thaught. By Dr. J. H. Robinson. Boston 1854), äußert sich der „Liberator", ohne Zweifel durch seinen Herausgeber Garrison, darüber in folgender Art:

„Als wir zuerst von dem Rochester-Klopfen (Rochester knockings) hörten, vermutheten wir (ohne die betheiligten Personen persönlich zu kennen), daß in dieser seltsamen Sache ein geheimes Einverständniß obwalten möchte, oder daß, wenn dies nicht der Fall wäre, die Erscheinungen in Kurzem eine genügende Erklärung, unabhängig von aller Geister-Einwirkung, finden würden. Da nun aber Kundgebungen sich von Haus zu Haus, von Stadt zu Stadt, von einem Theile des Landes zum andern, und über das atlantische Meer nach Europa verbreitet haben, bis die civilisirte Welt gezwungen worden ist, ihre Realität, wenn auch mit verschiedener



Erklärungsweise, anzuerkennen, — da diese Kundgebungen fortwährend an Mannichfaltigkeit und Gewicht zunehmen, so daß aller Verdacht der Possenspielerei und des Betrugs einfach thöricht und abgeschmackt wird, — und da jeder Versuch, eine Erklärung dafür in irgend einer physikalischen Theorie über Elektricität, odische Kraft, Hellsehen und dergleichen aufzufinden, sich soweit als verfehlt erwiesen hat, — geziemt es jedem einsichtigen Geiste, auf eine Untersuchung jener Erscheinungen, wie die Gelegenheit sich darbieten mag, mit Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit einzugehen, und ein solches Zeugniß für sie auszusprechen, als die Thatsachen gestatten mögen, unbekümmert darum, welchen Spott das auf Seiten der Ununterrichteten oder der Zweifler erfahren mag.

„Was uns betrifft, so haben wir uns mit dem Abschlusse in Bezug auf diese so allgemein verbreiteten und so außerordentlichen Phänomene sicherlich nicht übereilt. In den drei letzten Jahren haben wir fast mit Allem Schritt gehalten, was über den Gegenstand veröffentlicht wurde, und sind zu verschiedenen Zeiten Zeuge mancher erstaunenswerther Kundgebungen gewesen; und unsere Ueberzeugung ist, daß sie durch keine andere Annahme erklärt werden können als durch die geistiger Einwirkung (spiritual agency). Diese Annahme ist indeß nicht ohne Widersprüche, Schwierigkeiten und Anfechtungen. Es ist gewiß, daß, wenn sie wahr ist, viele betrügerische Geister (many deceptive spirits) dabei thätig sind, und daß der apostolische Rathschlag: „nicht jedem Geiste zu glauben“, sondern sie auf jede mögliche Weise zu prüfen, besonders beachtet werden muß, wenn die Folgen nicht sehr übel sein sollen.“

Der Verfasser erzählt nun beispielsweise eine Geisterklopfer-Sitzung in Neuyork, welcher er selbst neuerlich beigewohnt, wobei eine Frau Brown, früher Fräulein Fisch, aus Rochester die Rolle des „Mediums“ spielt. Von einigen Frauen in Rochester ist die ganze Komödie vor einigen Jahren ausgegangen, und die Frau Brown gehört vielleicht zu diesen Erfindern.

Die Gesellschaft, aus sechs Männern und vier Frauen bestehend, setzt sich um den Tisch und schließt die Kette, Frau Brown ebenfalls, und nun treiben die Geister ihr ganzes Possenspiel ausnahmlos unter dem Tische. Der Berichterstatter empfindet Schläge an seinem rechten Beine und Zerren an seinen Hosen, Druck auf dem Fuße. Eine Tischglocke wird unter die Tafel gestellt, sie klingelt und fällt auf den Teppich. Allerlei Gegenstände werden hinunter gelegt, darunter ein Federmesser, dies ist, als die Anwesenden wieder hinsehen, verschwunden, und als sie dann noch einmal hinsehen, wieder da. Ein Stock mit gebogenem Griff wird unter den Tisch gelegt; — er schlägt an denselben und gleitet „wie eine lebendige Schlange" Einigen der Gesellschaft durch die Füße. Bei all diesen „Manifestationen" sitzt die Gesellschaft wie beim Tischrücken mit den Händen auf dem Tische und ohne das unter demselben Vorgehende zu beobachten. Die Geister befehlen das Hinunterlegen jener Gegenstände; sie befehlen auf einmal, daß das „Medium", Frau Brown, sich so setzen soll, daß der Verdacht ihrer Einwirkung ausgeschlossen sei. Das Befehlen und Antworten der Geister geschieht auf die gewöhnliche Weise durch Anklopfen des Alphabets. Einer der sich kundgebenden Geister, Jesse Hutchinson, klopft einen Marsch und dann den Takt zu mehrern von der Gesellschaft gesungenen Liedern. Auch redet er, natürlich durch Klopfen nach dem Alphabet, die Versammelten so an: „Ich bin sehr glücklich, lieben Freunde, Ihnen so fühlbare Beweise meiner Gegenwart geben zu können. Die gute Zeit ist in Wahrheit gekommen. Die Thore des neuen Jerusalems sind offen, und die guten Geister, durch den Wechsel der Sphären gereinigt, klopfen an die Pforten Ihrer Seelen." Ein andrer Geist, Isaak Hopper, der Vater einer anwesenden Lady, klopft Folgendes aus: „Ich bin wirklich glücklich, Freude und Lust aus meiner glücklichen Heimath zu berichten. Die Wahrheit beginnt ihren Weg herrlich zu gehen, und der Spiritualismus wird in der Sache der Reform Wunder wirken. Meine Freunde, der Fels des Vorurtheils beginnt vor dem Hammer der Wahrheit zu weichen; und Sie können denselben

nun, mit der Hülfe guter Geister, ohne Pulver sprengen." Die Geister schreiben auch ihre Namen auf Papier, das nebst Bleistift unter den Tisch gelegt wird, aber „in einer krakelnden Hand, wie mit großer Schwierigkeit" (in a scrawling hand, as though made with great difficulty.) Der Berichterstatter stellt die Geister aber auch auf die Probe. Er verlangt, daß Jesse Hutchinson ihm den rechten Fuß fest auf den Boden drücken und direct darunter klopfen solle, — und es geschieht „wie durch eine sterbliche Hand." Er verlangt ferner von ihm, daß er ihn „bei der rechten Hand mit seiner eignen fassen möge, und zwar so fühlbar, daß kein Zweifel übrig bleibe"; und da er nun statt des Fassens blos einige Schläge auf seine Hand erhält, „wie von einer anderen Hand", so ist er dennoch vollkommen befriedigt.

Der Berichterstatter schließt mit den Worten: — „Wie sollen Erweise (demonstrations) wie diese anders erklärt werden als durch die Annahme von Geister-Einwirkung (except on the hypothesis of spirit agency)? Können wir nicht positiv behaupten, daß Isaak Hopper und Jesse Hutchinson bei dieser Gelegenheit gegenwärtig waren, so stehen wir doch zum Wenigsten nicht an zu erklären, als unsre eigene Ueberzeugung, so wie die der ganzen Gesellschaft: wir glauben, daß unsichtbare Geister, nicht aus dieser irdischen Sphäre, die Erscheinungen hervorgebracht haben, welche wir in der Kürze unsern Lesern erzählt."

So läßt sich also ein Mann wie Garrison, der in so manchem andern Betracht sich von Vorurtheil und Aberglauben frei gemacht hat, von einem verschmitzten Weibe, und etwa einem Helfershelfer derselben, wie ein Kind hinter's Licht führen! — solche Abgeschmacktheiten zu glauben, ist einem sonst verständigen Manne nicht unmöglich! Wir kennen doch Alle die Künste der Taschenspieler von Kindesbeinen an, die gewiß auch hier in Amerika auftreten, — und dennoch kommt ein solcher Mann nicht darauf, daß es sich hier bei der ganzen Geisterklopferei um durchaus nichts Anderes handelt, und daß „Mediums" und „Taschenspieler" sich nur dadurch unterscheiden, daß diese offen

sagen, es sei „keine Hexerei, sondern nur Geschwindigkeit“, während jene es für Hexerei ausgeben, die Einen also ehrliche Leute, die Andern Betrüger sind. Dies einzusehen, ist doch nicht etwa großer Verstand nöthig, zumal solche Geisterkunststücke immer noch sehr geringe Leistungen in diesem Gebiete sind; — und doch — auch dieses kleine Maß ist nicht vorhanden.

O, es wird Einem traurig zu Muthe, wenn man solchen Dingen in den Kreisen der „Freien“ begegnet. Man möchte an der Menschheit verzweifeln, wenn es scheint, als könnte sie ohne irgend welche Narrheit, ohne irgend welchen abgeschmackten Aberglauben nicht leben. Da sitzt nun die Frau Brown und hat den Redacteur des „Liberator“, den radicalen Freiheitsmann und Kettenbrecher, den „Infidel“, zum Besten, lacht ins Fäustchen, im „Liberator“ ein neues Organ für ihren „Humbug“ und ihr „Business“ erworben zu haben, und trägt still triumphirend den Sold heim.

Der Artikel sagt, die civilisirte Welt sei endlich gezwungen worden, die Realität der Geisterklopferei anzuerkennen. Was unser Deutschland betrifft, das doch wohl auch zur civilisirten Welt gehört, so müssen wir ernstlich gegen eine solche Behauptung protestiren, und ebenso in Bezug auf die meisten andern Länder Europa's. In Deutschland insbesondere sind zwar auch einige wenige Geisternarren aufgetreten, aber sehr schüchtern und allgemein verlacht. Selbst vom Tischdrehen war es in einigen Wochen wieder still. Nur das gloriose Amerika hat auch hierin das Unglaubliche geleistet, und beharrt immer noch auf diesem Wahnwitz.

Achtzehnter Brief.

Boston, den 16. März 1854.

(Der nahe Untergang der Welt.)

Ja, für den Wahnwitz ist hier ebenso das Feld frei wie für Verstand und Vernunft, oder vielmehr jedenfalls noch freier. Er hat besonders im religiösen Gebiete seinen Tummelplatz, und die Sekten-Versammlungshäuser sind seine Haupttempel. Natürlich! hier ist dieser Geist ungebunden, wie er sein muß; er entfaltet sich darum auch ganz ungehindert, und zeigt sich in größter Mannichfaltigkeit und Grellheit. Ein Beispiel dafür sind die Milleriten, welche sich jetzt von Neuem aufgethan haben, und trotz bereits zweimaligen Verrechnens, zum dritten Male den nahe bevorstehenden jüngsten Tag ausgerechnet haben und verkünden. Mein ältester Sohn, welcher einer Versammlung derselben beiwohnte, hat mir darüber auf mein Verlangen folgenden schriftlichen Bericht gegeben.

„Boston, den 10. Januar 1854.

Bei uns in Nordamerika predigt man wieder einmal den nahen und zwar sehr nahen Untergang der Welt und das Kommen des Reiches Christi auf Erden. Bekanntlich ist dies schon früher geschehen und namentlich durch einen gewissen Miller, der aus den Propheten und der Offenbarung St. Johannis den Tag des Gerichtes ganz bestimmt berechnet hatte. Durch seine Reden gewann er eine Gemeinde, die sich über mehrere Theile der Vereinigten Staaten ausbreitete, gemeinschaftliche Bußübungen veranstaltete und in heiliger Versammlung den jüngsten Tag zubrachte, bis der mitternächtige Glocken-

schlag ihm ein Ende machte, ohne daß der gewünschte Weltuntergang stattgefunden hätte. Der Prophet Miller ließ sich durch den Spott der Ungläubigen nicht irre machen, rechnete sein Exempel noch einmal, fand darin auch einen Rechnungsfehler und bekam nun ein anderes Resultat, das er dann auch wirklich seiner Gemeinde von Neuem predigte. Er selbst starb, ohne die zweite Blamage, die nun seine gläubigen Anhänger allein traf, zu erleben; letztere aber, sich nach ihm Millerits nennend, entdeckten in der gemachten Rechnung abermals einen ganz unbedeutenden Fehler, der von Allen bis dahin übersehen worden war und das Resultat wieder um mehrere Jahre verfrüht hatte. — Die glaubenstreuen Millerits sehen sich nun mit einem Male dem lange heißersehnten Tage unerwartet nahe durch das von einigen auserlesenen Rechnern verkündigte Evangelium vom „Kommen des Endes" im Jahre 1854.

Durch Erzählungen über stattgefundene Versammlungen sehr gespannt, begab ich mich Sonntag den 8. Januar Abends 6½ Uhr nach dem dicht neben Boston liegenden Städtchen Roxbury, woselbst in der City Hall das angekündigte Meeting von einem einfachen Fischer aus dem Staate Maine, wie mir gesagt wurde, abgehalten werden sollte.

Der ziemlich große Saal war fast ganz angefüllt mit Gläubigen und Neugierigen, letztere in bedeutender Majorität.

Nach einem Gesang und einem vom Redner, einem schlichten, bürgerlich einfach gekleideten Manne, gesprochenen Gebete, in welchem er die sichere Erwartung des nahen Gottesreiches und ein verzweifeltes Sündenbekenntniß aussprach, und den Herrn inbrünstigst um Gnade für die Gläubigen flehete, wobei diese mit grunzendem Tone die Laute der Verzweiflung Ah! und Oh! ausstießen und nachher halb unterdrücktes Schluchzen und sogar leises Weinen hören ließen, begann er, seine Bibel in der Hand, den angekündigten Vortrag.

Er knüpfte an Daniel Kap. 12 V. 1—3 an, wo das Kommen des großen Fürsten Michael und des jüngsten Tages geweissagt wird und warf nach dem Verlesen der Stelle zunächst die Frage auf, wen der hier zu Daniel sprechende Gott unter



dem Michael meine. Natürlich Niemand anders als Christum und zwar aus zweierlei Gründen: Jesus ist im N. T. wiederholt als Der, der da kommen wird in den Wolken des Himmels, zu richten die Lebendigen und die Todten, bezeichnet; einen noch deutlicheren Beweis aber bietet folgende Betrachtung dar:

„Let us regard the consonants of this name; they are M, Ch and L. What is their signification? M is „Master", Ch is „Christ" or „Child" and L is „Lamb"."

Das ist zu deutsch:

„Laßt uns die Consonanten dieses Namens betrachten; sie sind M, Ch und L. Was ist ihre Bedeutung? M ist „Meister", Ch ist „Christus" oder „Kind" und L ist „Lamm". „Ja und in der That, meine Freunde", fuhr er fort, „ist der Meister Jesus Christus nicht wirklich das Kind Gottes und das Lamm, das der Welt Sünde trägt? Wen meint also Gott unter dem König Michael anders als Jesum Christum? Und ist dieser nicht auch ein König? Er ist ja als Nachkomme des Königs David der rechtmäßige Erbe des israelitischen Reiches und wird im N. T. sogar der „König aller Könige" genannt. Christus also, so sagt die Bibel, wird kommen zu jener Zeit (nach Luther zu derselbigen Zeit, aber im englischen Texte steht „that time"). Welche Zeit ist darunter verstanden? Jedenfalls meint Gott damit eine bestimmte Zeit, bestimmt von ihm selbst, als er lange vor der Erschaffung der Welt die Geschichte derselben schrieb, und er hat sie auch bestimmt in seiner heiligen Bibel, im vorhergehenden Kapitel, im 11. des Buches Daniel's."

Er las nun das ganze Kapitel, seiner Ansicht nach die in ihren Hauptzügen geschriebene Geschichte der Welt bis auf den heutigen Tag, vor und fügte dann ihre Hauptmomente an die passenden Verse, welche er der Reihe nach durchging.

Kap. 11. V. 1. Der vierte König in Persien nach der Zeit Daniel's ist Darius Codomannus, der mit den Griechen in Streit geräth. Er wird

V. 2 und 3 von dem mächtigen und absoluten Könige derselben, Alexander d. Gr. geschlagen.

V. 4. Alexander stirbt in der Blüthe seiner Herrschaft; in sein Reich theilen sich vier Generale, die aber mit einander in Streit gerathen und sich befehden, so daß zuletzt nur noch

V. 5 zwei Reiche übrig bleiben: das ägyptische im Süden, das griechische im Norden, welches als römische Provinz das mächtigste ist.

V. 6. Die Tochter des mittägigen Königs ist nach dem Redner Kleopatra und der König gegen Mitternacht ist der „oströmische Statthalter Pompejus“, der sich mit der „Kleopatra verheirathet.“ Hier verwechselt der Redner Pompejus mit dem später lebenden Octavian, indeß, so paßt es doch am besten, denn

V. 7 der „Zweig von ihrem Stamme“ stellt natürlich Julius Cäsar vor, der den König des Nordens (Pompejus) besiegt und

V. 8 die ägyptischen Götter und Kleinodien mit sich fort, d. h.

V. 9 nach Rom nimmt.

V. 10. Seine Söhne, die Republikaner Brutus und Cassius erzürnen aber wider ihn und der eine, Brutus, ersticht ihn.

V. 11. Brutus stellt jetzt den König gegen Mitternacht vor, Antonius, der Anhänger des gemordeten Cäsar kommt von Süden als König gegen Mittag und

V. 12 besiegt ersteren.

V. 13. Antonius wird von Octavian, der von Rom, also Mitternacht, als Nordkönig kommt, angegriffen.

V. 14. Noch mehrere Feinde treten gegen ihn auf,

V. 15 und er unterliegt. Der mächtige Octavian macht sich nun zum Kaiser von Rom unter dem Namen Augustus.

V. 16. Seine Gewalt wächst immer mehr, er besitzt sogar



das „werthe (heilige) Land“, welches unter ihm durch die Geburt Jesu „vollendet“ wird.

V. 17 paßt nicht und wird daher übergangen.

V. 18. Augustus gewinnt noch viel Land, wird aber von seinem Nachfolger vergiftet.

V. 19. Dieser, Tiberius, wüthet gegen sein eigen Land und wird umgebracht.

V. 20. An seine Stelle kommt ein königlicher Scherge, den die drei Kaiser Caligula, Claudius und Nero vorstellen.

V. 21. Der „Ungeachtete“, welcher nach ihnen den Thron einnimmt, ist die ganze Reihe der folgenden römischen Kaiser, die alle nichts getaugt haben.

In den folgenden Versen, wo wieder von Königen des Mittags und der Mitternacht die Rede ist, sieht der Sprecher die Geschichte des römischen Reiches bis zur Eroberung Constantinopels durch die Türken.

Bei V. 36 nimmt er erst den Faden der Geschichte wieder auf. Der den alten Gott lästernde und einen neuen verehrende König ist Mohamed.

V. 38. Der Gott Mänhim ist der mohamedanische Allah.

V. 39. Der Mohamedanismus breitet sich aus und gründet viel neue Reiche.

V. 40. Und am Ende, genauer nach De Wette „Und zur Zeit des Endes“ (der Welt), wird der König von Mittag zu ihm, dem Oberhaupte der Mohamedaner, also dem Sultan, stoßen und sie beide werden mit dem Könige von Mitternacht in Krieg gerathen. Wer ist der König gegen Mittag? Der Beherrscher Aegyptens, denn seine Hauptstadt Cairo liegt gerade südlich von Constantinopel; in derselben Linie nach Norden liegt aber St. Petersburg, wer ist also der Nordkönig anders als Czar Nicolaus? Und welches ist die Zeit, wo dies geschieht? Gewiß keine andere als die unsere. Schon sind Land- und Seeschlachten geschlagen, welche im Propheten Hesekiel 38, V. 19 und 20 beschrieben sind. Das Erschrecken

der Fische, von dem dort gesprochen, bedeutet Seeschlachten, das der Uebrigen Landschlachten, die umgekehrten Berge sind springende Minen, die fallenden Mauern die der eingenommenen Städte.

In der Zukunft wird zunächst der Czar nach V. 41 nach dem heiligen Lande gehen, dessentwegen er vorgeblich doch den Krieg allein führt, wird dann V. 42 Aegypten und V. 43 ganz Nordafrika, wo Mohamedaner sind, erobern.

V. 44. Die Fürsten werden ihrer Völker wegen gegen ihn auftreten, aber nichts thun, z. B. Frankreich und England, die nach Rache dürstenden unterdrückten Völker aber, die schon lange zur Revolution bereit sind, werden nach Verjagung ihrer Herren gegen ihn zu Felde ziehen von Ost und Nord und West.

V. 45. Von seiner Residenz zwischen zwei Meeren (dem schwarzen und mittelländischen) in der Nähe des heiligen Landes, von Constantinopel aus, wird er sie bekriegen, aber es wird ihm nichts helfen, denn

Kap. 12. V. 1. zu derselbigen Zeit wird Christus in den Wolken kommen zum Tage des Gerichtes, zum jüngsten Tage; und er, der König aller Könige, wird die Herren der Welt in seinem Zorn in Stücke schlagen, die Unterdrücker und Ungerechten zur ewigen Qual verdammen, die Unterdrückten aber und Gerechten in sein Reich eingehen lassen.

„Und dieser Tag ist nahe, näher als Ihr glaubt, noch in diesem Jahre wird er herankommen. Gott prophezeihet in der Offenbarung Kap. 11, V. 3 und Kap. 12, V. 6 und 14: „1260 Tage in Sack und Asche", das sind 3 Jahre 8 Monate 20 Tage des Haders und Zankes. Der Streit aber fing zwischen Rußland und der Türkei Ende des Jahres 1849 an, wo die flüchtigen Ungarn von den Türken aufgenommen wurden, daher muß der Tag des Gerichtes, Gott sagt es ja selbst, im Jahre 1854 kommen." —

Schon als er in seiner Rede auf die jetzige Zeit kam, gerieth der Redner in Feuer, er sprach glühend und beredt, während der Anfang des Vortrags deutlich den des Redens Unkundigen gezeigt hatte; jetzt aber, als er die Nähe des Reiches Gottes, die Sündhaftigkeit selbst der Gläubigen, die wieder zu stöhnen anfingen, die Nothwendigkeit Buße zu thun und sich zum Glauben an die Bibel, in der ja Alles so sonnenklar stehe, zu bekehren, zu bedenken gab, schwoll seine Stimme zum dröhnenden Donner eines Katarakts an, der Mann richtete sich höher auf, seine Augen leuchteten, das Gesicht bedeckte rothe Fiebergluth, alle seine Bewegungen wurden heftiger und wilder, bis er, der arme Wahnsinnige, mit einem halbgebrochenen „Amen" kraftlos in seinen Sessel zurücksank.

Johannes Wislicenus."

Neunzehnter Brief.

(Häuser, Städte und Land in Amerika.)

Boston, 17. April 1854.

Der drüben in Europa Lebende sucht sich, wenn er lebhaftes Interesse an Amerika nimmt, eine bestimmte Vorstellung von der Erscheinung des hiesigen Landes und der hiesigen Menschen zu machen und es wird deshalb den Landsleuten wohl angenehm sein, wenn ich ihnen dazu zu verhelfen suche. Ich will ihnen Aussehen, Anlage, Bauart und Einrichtung der hiesigen Städte und Häuser anschaulich zu machen mich bemühen.

Die amerikanischen Städte unterscheiden sich von den deutschen im Aussehen sehr wesentlich. Zuvörderst sind die Backsteinhäuser nur selten berappt oder auch ohne das mit einem Anstrich versehen; sie zeigen vielmehr dem Auge fast durchgängig ganz unbedeckt den rothen Backstein mit dem weißen Kalk dazwischen, der aber sehr glatt gestrichen ist. Ich habe schon erzählt, daß es in England ebenso ist, nur mit dem Unterschiede, daß dort meist ein schwarzer Ueberzug von dem steten Steinkohlenrauche und dem Nebel hinzukommt, während hier in Amerika die Steine ihre rothe Farbe weit heller erhalten und also bedeutend freundlicher und sauberer aussehen. Man brennt hier auch fast nur Steinkohlen, sie geben aber, wie man sagt, und wie der Augenschein bestätigt, nicht so viel Rauch wie die englischen. Ohne Zweifel trägt aber auch die so viel reinere Luft dazu bei, die Häuser vor Verräucherung zu schützen, da sie dem Qualme freiern Abzug gestattet, während in England die schwere Nebelluft denselben mehr niederhält. Genug, die amerikanische Stadt übertrifft die englische in sehr hohem Grade an Freundlichkeit, sowie der amerikanische Himmel den englischen.

Das ist schon in Stadttheilen der Fall, wo lauter Backsteinhäuser stehen, noch mehr aber in solchen, wo Holzhäuser damit

abwechseln oder gar allein vorhanden sind. Diese Holzhäuser sind etwas Amerika Eigenthümliches, das in England nicht gefunden wird. Natürlich, wo noch so viel Holz vorhanden ist, greift man am Ersten nach ihm, wenn man bauen will. Diese Holzhäuser sehen sehr freundlich aus, wie ich früher schon bemerkt habe. Sie sind fast immer mit weißer Oelfarbe sauber angestrichen, wie in Deutschland die Stubenthüren, nur zuweilen mit gelber; unangestrichen habe ich in den Städten keine gesehen. In Boston und Neuyork, als in reichen und ältern Städten, sind die Häuser meist von Backstein; doch stehen dazwischen oft auch hölzerne, in manchen Straßen in ziemlicher Anzahl, in Boston mehr als in Neuyork. Kleinere Städte bestehen fast ganz aus Holzhäusern, und man kann gelegentlich eine Weile suchen, ehe man eins von Backstein findet. So ist es mit Roxbury, Cambridge, Brookline, Jamaica Plain u. s. w. hier ganz in der Nähe, und mit den Städten, welche die Eisenbahn von hier nach Neuyork berührt, so weit ich dieselben bei meiner kürzlich vollbrachten zweiten Fahrt dahin vom Wagen aus übersehen konnte. Solche Städte von, mit weißer Oelfarbe angestrichenen, meist sehr niedlichen und saubern, mit Säulenhallen und mit grünen Jalousien versehenen, gewöhnlich in Gärten liegenden Häusern sehen sehr freundlich aus. Selbst die Kirchen, deren es immer viele giebt, sind in ihnen meist von unten bis zur äußersten Thurmspitze von demselben Material und Anstrich und mit den grünen Fensterläden versehen. Ich habe solche Städte früher „Gartenstädte" genannt, und sie verdienen diesen Namen in der That vollkommen, da sie außer etwa einer oder zwei Straßen mit dem Haupthandelsverkehr, wo die Gebäude städtisch dicht gereihet stehen, aus lauter Gärten mit Gartenhäusern der beschriebenen Art bestehen. Die Gärten enthalten in der Regel größtentheils oder ganz Rasen und Bäume, wilde und fruchttragende, wenig Beete mit Gemüsen oder Blumen. Diese kosten viel Arbeit, und der Amerikaner hat Geschäfte. Den Fremden überraschen diese Gartenstädte sehr. Ich sah diese Art zuerst in Roxbury, an dessen Grenze ich wohne. Es war im tiefsten Schnee, wie ich in Deutschland

nie gesehen; und dennoch war ich wahrhaft entzückt von dem neuen Anblick, und es ist seitdem mein dauernder Wunsch, mit meiner Familie in einem solchen Gartenhause zu wohnen, vielleicht gar einmal eins mein nennen zu können, da zu deren so allgemeinem Besitz noch keineswegs Reichthum gehört. Selbst Straßen, wo noch Geschäftsverkehr stattfindet, bestehen oft ganz aus solchen Anlagen, obgleich da die Gärten kleiner sind und die Häuser mehr vorn in gleicher Linie stehen; weiter hinaus erweitern sich dann die Gärten und stehen die Häuser mehr drin zwischen Bäumen. Ganz besonders reizend wird diese Bauart natürlich da, wo der Boden uneben ist, wie z. B. in Roxbury der Fall ist. Ganz unmerklich gehen solche Städte in das Land über, welches ja ebenfalls mit lauter einzelnen Besitzungen und Wohnhäusern bedeckt ist; und sie werden dabei öfter mehr und mehr zu Wald.

Was nun die innere Einrichtung der amerikanischen Häuser betrifft, so ist dieselbe sehr verschieden, je nachdem das Haus ein eigentlich städtisches, in dichter Reihe stehendes, oder ein solch im Garten freistehendes ist; jede Art für sich ist sich dagegen sehr gleich, ganz besonders die erstere. Ein solch eigentliches Stadthaus will ich jetzt beschreiben.

Diese, in dichter Reihe stehenden Häuser haben fast ohne Ausnahme drei Fenster Front. Unten ist an der einen Seite die Hausthür, an der andern sind die zwei Fenster. Das gilt von den Wohnungen der Reichen wie der Aermern. Der Unterschied liegt blos darin, ob das Haus mehr oder weniger Stocke, größere oder geringere Verhältnisse in Breite, Tiefe und Höhe und ob es Kellerwohnungen hat oder nicht. Zwei und drei Stocke ist das Gewöhnliche, oft auch vier, zuweilen fünf. Der Dachraum ist ebenfalls zu Wohnungen eingerichtet, nicht Boden wie in Deutschland. In allen bedeutendern Häusern ist ebenso der Kellerraum zu Küche und Wohngemächern ausgebaut, daneben zu Gelaß für Keller und dergleichen. Diese Erdgeschosse pflegen einen besondern Eingang von der Straße zu haben. Es ist dann ein Stück vor dem Hause, so tief dieses

Geschoß geht, ausgegraben und ausgemauert und mit eisernem Gitter von der Straße abgeschlossen. Da hinunter führt eine Treppe zu einer Thür, welche wieder unter der gewölbten Treppe angebracht ist, die von der Straße in das etwas hoch gelegene Parterre führt. Die Küchen da unten sind in guten Häusern sehr schön und wohnlich und die Fenster des Erdgeschosses überhaupt mit Vorhängen u. s. w. bestens versehen. Jene Treppen zum Parterre pflegen von grauem Granit sehr massenhaft aufgeführt und mit eisernen Geländern versehen zu sein. Grüne Jalousien findet man an allen Fenstern. Auch die innere Abtheilung dieser Häuser hat sehr viel Uebereinstimmendes. Im Parterre neben der Hausthür befindet sich gewöhnlich das sogenannte Parlour, Sprech- oder Fremdenzimmer, in welchem Besuche empfangen werden. Es pflegt die ganze Tiefe des Hauses einzunehmen und also ebenso zwei Fenster nach dem Hofe wie nach der Straße zu haben, ist also meist sehr groß. Gewöhnlich hat es indeß eine Abtheilung in der Mitte, welche durch von den Seiten her aus der Wand gezogene massive Thüren geschlossen werden kann. Diese Parlours sind, wenn irgend möglich, sehr prächtig eingerichtet. Ein den ganzen Fußboden bedeckender Teppich, mehr oder weniger reich und kostbar, ist unerläßlich. Sophas, Schaukel- und andere Stühle, Tische, Fortepiano, Bilder, Nippsachen und sonstige Luxusgegenstände, Alles mehr oder weniger glänzend je nach den Umständen oder der Eitelkeit der Besitzer, füllen den Raum an. Der Hausflur ist schmal nach hinten führend. Die Hälfte desselben nimmt eine, gerade der Hausthür gegenüber hinaufführende, ebenfalls schmale Treppe ein, die besonders in den tiefern Häusern ganz gerade ausgeht, wie eine angelehnte Leiter. Hausflur, Vorsäle, Treppen, Alles ist mit Teppichen belegt, deren Mangel schon entschieden ärmliche Verhältnisse anzeigt und nur sehr ausnahmsweise in Wohnhäusern gefunden wird. In die übrigen Räume des Hauses kommt der Fremde natürlich nur wenig; wo ich sie sah, fand ich sie ebenfalls gut ausgestattet und natürlich vor Allem mit dem unfehlbaren Teppich versehen. Hinter den Häusern pflegen kleine, gepflasterte oder mit Stein-

platten belegte, und sehr sauber gehaltene Höfe zu sein, so wie vor denselben, besonders wenn der Graben mit Treppe vor dem Kellergeschoß fehlt, oft kleine Rasenflecken sich befinden.

Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Häuser sehr praktisch und bequem eingerichtet und abgetheilt sind. Freilich muß man Treppen steigen; dies ist aber bei der Kostbarkeit des Raumes in den großen Städten unvermeidlich, wenn jedes im Allgemeinen für eine Familie eingerichtet sein soll. Und das ist hier Grundlage des Häuserbaues, gerade wie in England. In Deutschland ist System, jeder Familie ein Stockwerk anzuweisen; hier dagegen, ein besondres Haus. Dort gehen die Familienwohnungen darum in die Breite, hier in die Höhe; dort stehen sie über-, hier nebeneinander. Auch in Deutschland bestrebt man sich jetzt mehr, die Familienwohnungen von einander zu sondern, aber nicht indem man sie in besondre Häuser verlegt, sondern indem man die Stockwerke desselben Hauses mehr von einander scheidet, so daß nur die Treppe gemeinsam ist und von ihr aus eine verschlossene Thür in den Vorsaal jedes Stockwerkes führt. Jede Weise hat ihr Gutes. Die angeführte deutsche hat allerdings den Vorzug, Zimmer bei Zimmer, Alles in derselben Höhe und in unmittelbarer Verbindung zu haben; dagegen hat sie den Nachtheil, daß Keller-, Boden- und Hofraum doch fern und nicht vollkommen geschieden ist, auch eine Familie leicht der andern, unter ihr wohnenden durch Lärm beschwerlich wird. Hier miethet man sich denn also nicht eine Etage, sondern ein Haus, und sucht sich eins aus, das nach Größe und Miethzins angemessen ist. In Deutschland kann man nur selten ein besonderes Haus miethen, weil der Besitzer in der Regel mit darin wohnt; hier dagegen findet man ein besondres Haus am Leichtesten, indem der Besitzer eben wieder in einem andern wohnt. Ist freilich ein Haus zu viel oder zu theuer, so muß man einen Theil eines solchen suchen, wozu auch Gelegenheit da ist. Oder es thun sich zwei oder mehrere Familien zusammen und theilen sich in ein Haus. Die eine Küche des Hauses muß dann zum gemeinschaftlichen Gebrauche dienen,

oder man setzt seinen Kochofen in irgend ein Zimmer und etablirt sich so selbst eine Küche.

Eine Eigenthümlichkeit der innern Einrichtung der amerikanischen Häuser sind noch die vielen „Closets“, die in ihnen vorhanden zu sein pflegen. Dies sind Schränke oder kleine Kämmerchen in den Wänden, namentlich zwischen den verschiedenen Zimmern, und dienen zur Aufbewahrung von Kleidern, Wäsche, Schuhwerk, Geräthschaften, Speisen u. s. w. Sie enthalten zu dem Zwecke Breter, Haken und Schubfächer, und sind entweder eben nur Wandschränke, die jedoch bis zu den Dielen niedergehen, oder sie sind kleine Kämmerchen, in die man förmlich hineintritt. Namentlich ist zwischen der vordern und hintern Stube oft ein Raum von einigen Fußen zu solchen Behältern benutzt. Diese Einrichtung ist äußerst zweckmäßig, wie man denn überhaupt dieses Lob den amerikanischen Häusern nicht vorenthalten kann. Der Besitz von Schränken und Commoden wird durch diese Closets ganz überflüssig gemacht, und sie sind noch obendrein weit geräumiger als diese Möbeln. Auch sind sie nicht etwa dumpf und feucht, wie man denn überhaupt Dumpfheit und Feuchtigkeit in den hiesigen Häusern nicht leicht findet, was wohl in der Bauart und in der Trockenheit des Klimas seinen Grund hat. Der Raum wird in den hiesigen Häusern sehr benutzt. Die Küchen sind immer ordentliche Stuben, die zugleich zum Wohnen dienen können; die Keller dienen zugleich als Boden- und Hofraum für Kohlen, Holz, Fässer u. s. w. Sehr verbreitet ist die Luftheizung. Der Ofen steht im Keller und leitet durch Röhren die erwärmte Luft in alle Räume. Die reichern Häuser sind im Winter überall warm, auch in den Hausfluren, Vorsälen und Treppen, und es stehen oft die Stubenthüren den ganzen Tag über offen. Wasser- und Gasleitungen finden sich natürlich nur in den größern Städten. Hier in Boston hat auch das ärmlichste Haus sein Wasser durch die allgemeine Leitung; in der Küche oder in einem Closet dreht man einen Hahn, und das Wasser strömt aus. Gaslicht in den Häusern ist indeß nicht in demselben Maße verbreitet. Tapeten finden sich überall. Die

Dächer sind nicht mit Dachsteinen, sondern mit Zink oder Kupfer oder Schiefer, bei den hölzernen Häusern mit Schindeln gedeckt. Die Keller sind meist nicht gewölbt, sondern haben eine Balkendecke. Ist das Erdgeschoß zu Küche und Wohnungen benutzt, so ist unter demselben oft ein zweiter, ja zuweilen ein dritter Keller angebracht.

Die hölzernen Häuser habe ich nach ihrer Bauart schon früher beschrieben. Stehen sie in städtischen Straßen in Reih und Glied, so haben sie wesentlich dieselbe Form wie die Backsteinhäuser; stehen sie aber frei in Gärten, wie gewöhnlich, so ist ihre Form ganz anders und mehr mannichfaltig. Sie sind dann natürlich weniger in die Höhe gebaut. Die allereinfachsten sind schlichte Vierecke; doch ist dies in den Städten Ausnahme, Regel nur auf dem Lande. Die in den Städten haben meist an einer oder zwei, oft an drei, zuweilen an vier Seiten Veranden, bedeckte Säulengänge, zum Schutze gegen Sonne und Regen. Dabei ist ihre Form sehr mannichfaltig, mit mancherlei Vorsprüngen, jenachdem die innere Einrichtung es bedingt. Küche, Holzkammer u. s. w. schließt sich gewöhnlich in einem kleinen Hintergebäude von nur einem Stock an. Die Grundmauer, welche den Keller bildet, ist gewöhnlich ziemlich hoch, so daß eine Treppe zur Hausthür oder zum Säulengange führt. In diesen freundlichen Häusern findet sich oft ein wahres Labyrinth von Stuben, Kämmerchen, Gängen, Treppen. Die größten Landhäuser der reichsten Kaufleute sind meistens von Holz gebaut. Sie enthalten Altane und kleine Thürmchen zur Umschau, welche beide auch in den Stadthäusern sehr gewöhnlich sind. Der Styl der freistehenden Holzhäuser geht durch die Säulen, welche bei größern zuweilen durch zwei Stock reichen, oft ins Antike, zuweilen ist er auch gothisch, und hat dann einen grauen Anstrich. Von Seiten der Kunst ist der Baustyl hier weit weniger zu rühmen, als von Seiten der Zweckmäßigkeit und Freundlichkeit. Man sieht große Landhäuser, die sich wirklich durch Geschmacklosigkeit auszeichnen, doch zuweilen auch das Gegentheil.

Der Umstand, daß jedes Wohnhaus hier ursprünglich auf



nur eine Familie berechnet ist, nebst dem Dreifenstersystem, hät natürlich zur Folge, daß die Privatgebäude in den Städten nur klein, besonders in der Breite, erscheinen. Dem wird indeß zum Theil dadurch abgeholfen, daß oft, ja in neuern Stadttheilen gewöhnlich, eine ganze Anzahl ganz gleicher Häuser so nebeneinander steht, daß sie halb und halb den Eindruck eines einzigen Hauses machen, der nur durch die vielen Thüren gestört wird. So eine Reihe von Häusern ist immer von einem Speculanten gebaut und gehört Einem Besitzer. In Deutschland würde er ein Haus von bedeutender Front mit vier oder fünf Stockwerken aufführen, in denen dann eben so viele Familien zur Miethe wohnten; hier stellt er die Stockwerke als verschiedene Häuser aufgerichtet nebeneinander und giebt jedem seine Thür. Oft nimmt eine solche Häuserreihe eine ganze Seite eines Blockes ein, mitunter sogar alle vier Seiten eines solchen. Ein wirklich architektonischer Eindruck kommt indeß dabei nicht heraus.

Eine Ausnahme von der angegebenen Bauart der Wohnhäuser, namentlich der von Backstein mit der Dreifensterfront, machen die Geschäfts- und Waarenhäuser in den Handelsstädten, namentlich in der Nähe der Häfen. Sie sind nach Bedürfniß breiter und anders eingerichtet. Die öffentlichen Gebäude sind in sehr verschiedenem Styl aufgeführt. Die Kirchen gleichen im Styl meist denen in den deutschen kleinern Städten und bedeutendern Dörfern, welche die neueste Zeit hervorgebracht hat, mit geraden Linien, ein einfaches Viereck, mit einem Thurme an dem einen Giebel. Nur haben sie meist zwei Stocke, wovon das untere, niedrigere, die Räume zu berathenden Versammlungen und dergleichen, das obere die eigentliche Kirche enthält. Oft findet sich aber auch gothischer, byzantinischer und antiker Styl, natürlich meist in schwachen Nachahmungen, oft ein Gemisch von allen möglichen Stylen. Der Eindruck ist im Ganzen nicht vortheilhaft. In das Innere amerikanischer Kirchen bin ich noch nicht gekommen, ausgenommen eine katholische in Neuyork, gothisch und sehr prächtig. Eine eben solche Mannichfaltigkeit und Mischung von Stylen zeigt sich bei

Staats- und städtischen Gebäuden. Das hiesige Zollhaus tritt als antiker Tempel mit vielen Säulen auf. Der erste Anblick desselben erregte in mir starken Unwillen durch den Widerspruch der idealen Form mit dem gemeinen, nichts weniger als idealen, vielmehr antiideellen Zwecke. Die Anwendung solchen Styls für solchen Zweck ist in der That ein Mißbrauch. Wenn Ihr den Zoll noch nicht abschaffen wollt oder könnt, so putzt ihn wenigstens nicht so heraus, als wenn er irgend etwas mit einer höhern Lebensauffassung zu thun hätte. In eine schmutzige Hafenstraße mit ihm, in ein möglichst kahles und nüchternes Haus, und allenfalls massive eiserne Gitter davor!

Das Pflaster in den hiesigen Straßen ist oft sehr schlecht und manchmal sehr gut. Die Seitenwege für die Fußgänger dagegen sind fast stets ausgezeichnet; sie sind mit Steinplatten oder Backsteinen belegt und sehr breit. Sehr viele Straßen, man kann wohl sagen alle, die nicht zu schmal dazu sind, sind mit Bäumen bepflanzt. Diese, in Verbindung mit den Zelttüchern, welche vor den Kaufläden über den ganzen Fußweg gespannt werden, müssen im Sommer einen angenehmen, hier aber auch sehr nothwendigen Schutz gegen die Sonnenstrahlen, und dabei einen freundlichen Anblick abgeben. Von, für die hiesigen Städte charakteristischer Häßlichkeit sind dagegen die wüsten Bauplätze, welche in den entlegnern Straßen in großer Menge vorhanden sind, aber auch in sehr belebten und mehr im Mittelpunkte gelegenen nicht selten gefunden werden. Tiefe Löcher, Schutthaufen, Pfützen, allerlei Unrath und Unkraut, bietet sich da dem Auge des Vorübergehenden in widerlicher Mischung dar, und die besten Häuserreihen haben oft die Aussicht auf solche, über alle Beschreibung wüsten Plätze. Es liegt dies an der Unfertigkeit der hiesigen Städte und ihrer stetigen weitern Ausdehnung. Der Stadtplan ist immer sehr weit ausgelegt, aber noch nicht ausgeführt. Die Baustellen sind im Privatbesitz von Spekulanten und nach den Mittelpunkten des Verkehrs hin natürlich theurer. Deshalb werden viele der entferntern Stellen eher mit Häusern besetzt, und die

mehr nach innen gelegenen bleiben zum Theil länger unbebaut. In Deutschland würde man sie wenigstens ebenen und mit Kartoffeln bestellen; hier aber lohnt das nicht die Mühe, da man nie sicher ist, ob nicht in einigen Wochen die Maurer oder Zimmerleute ihr Werk da beginnen werden. In den mehr fertigen Städten Deutschlands trifft man solche wüste Baustellen weder innen noch außen an. In der Stadt ist Alles besetzt, und vor derselben findet man beim Hinaustreten Gärten oder Felder oder öffentliche Spaziergänge mit Bäumen, Hecken und Rasenplätzen. Von diesen, oft so anmuthigen Umgebungen ist hier keine Spur. Je weiter hinaus, desto wüster, bis sich die Stadt in das Land verläuft. Bei den schon mehr zu ihrer vollen Ausdehnung gelangten Gartenstädten ist dies natürlich anders; es gilt nur von den eigentlichen großen Städten, so weit ich sie gesehen habe, wie Boston, Neuyork, Brooklyn.

Das wären denn die Städte nach ihrer wesentlichen Physiognomie, so weit ich sie kennen gelernt habe. Bekanntlich gleichen sich aber die amerikanischen Städte alle in hohem Grade, und nur die südlichere Lage wird einigen Unterschied bewirken. Ich führe nun den Leser noch flüchtig auf's Land. Auch hier, ja hier noch weit mehr, kann es für jetzt nur die Außenseite, der Anblick sein, was ich ihm schildere. Das eigentliche Land habe ich nur mit der Eisenbahn, und zwar zwischen hier und Neuyork durchflogen. Als ich das erste Mal dahin reiste, fuhr ich hin und zurück des Nachts, halb mit Eisenbahn, halb mit Dampf zur See durch den Long-Island-Sund. Kürzlich aber fuhr ich am vollen Tage dahin und wieder zurück, und zwar auf einem andern Wege, über Worcester, Hartford, Newhaven, also durch die Staaten Massachusetts und Connecticut, ganz mit Eisenbahn. Auf der Hinreise hatte ich sehr schönes Wetter, freilich noch vor Beginn des Frühlings. Grün sah ich also nicht, weder an Gras und Bäumen, noch auf den Feldern. Dennoch konnte ich recht gut die Schönheit der Landschaft würdigen, welche in der That fast überall sehr groß war. Nirgends einförmige Ebene, überall Hügel oder

Berg, nur in manchen Gegenden kleine Ebenen dazwischen. Die Hügel meist anmuthig, die Berge zuweilen von malerischer Form, einige Male in der Ferne von entzückend schöner Bläue, wie ich sie in Deutschland nie gesehen habe. Einige Flüsse, besonders der Connecticut, belebten das Land; noch mehr aber trugen die Meeresbuchten am Sund entlang zur Verschönerung der Landschaft bei. Fast überall ist viel Fels, doch nur selten schroff; das Land ist meist sehr steinig und wohl nur von sehr mäßiger Fruchtbarkeit. Waldung viel; offenbar ehemals Alles davon bedeckt.

Das die Landschaft für sich selbst. Nun die Spuren des Menschen in ihr. Wer England und wer Holstein gesehen hat, wird sich leichter eine Vorstellung davon machen können; ganz verschieden aber ist der Anblick und Eindruck von dem des gesammten Deutschlands. Hier in Amerika wohnen die Landleute nicht in Dörfern zusammen, zwischen denen dann die Felder, Wiesen und Wälder als weite häuserleere und nicht umfriedigte offene Strecken sich ausbreiten; sondern jeder Landmann wohnt auf seinem Grund und Boden, der entweder mit einer niedrigen Mauer von lose aufeinander liegenden Steinen oder mit einer sogenannten Fenz, einem Holzzaune von verschiedener Struktur, umschlossen ist. So ist denn also das ganze Land, so weit das Auge reicht, Ebene, Hügel, Berg, Wald, von jenen losen Mauern oder Fenzen kreuzweise durchschnitten, und zwar meist in durchaus nicht großen Abtheilungen. Und in einer solchen Abtheilung, oder für mehrere zusammen, steht denn das hölzerne, mit weißer Oelfarbe angestrichene, meist ganz einfache und kleine Wohnhaus des Farmers. Jeder so ziemlich hat etwas Wald in seinem Besitzthum, und etwas Graswuchs und etwas Feld. Die Fenzen sind entweder die sogenannten, schon oft beschriebenen Zickzackfenzen, oder sie bestehen aus in gewisser Entfernung eingegrabenen Holzpfosten mit drei langen Riegeln dazwischen, wie oft in Deutschland zu sehen, oder sie haben noch eine dritte Form, wo immer ein Riegel mit dem einen Ende auf einem Bocke, mit dem andern auf der Erde



liegt. Besonders die erste und letzte Sorte der Fenze sehen keineswegs schön aus, und die Mauern ebensowenig. Dichte Zäune, wie in den Holzgegenden von Deutschland, oder Lehmwände, oder lebendige Hecken habe ich nirgends bemerkt. Die Lehmwände fehlen besser, aber die Hecken vermißt man sehr. Nun suche sich der Leser eine so durchschnittene und mit zerstreuten Wohnungen besetzte Landschaft vorzustellen. Der Eindruck, welchen dieselbe auf mich gemacht hat, ist dieser. Der erste Anblick zeigt Mannichfaltigkeit und Belebtheit, die stete Wiederkehr oder vielmehr der ununterbrochene Fortgang dieser Einrichtung verwandelt dieselbe aber in Einförmigkeit. In Deutschland sieht man dort ein Dorf in der Ferne, da eins in der Nähe, mitunter mehrere oder viele, zuweilen gar keins, — eins liegt auf plattem Felde, eins auf der Höhe oder dem Abhang, eins im Thale, eins am Walde, eins am Rande der Wiese, eins im Busche; hier dagegen nirgends ein Dorf, sondern zerstreute Wohnungen überall, und eine so ziemlich wie die andere. In Deutschland hat man weit ausgedehnte Felder, anderswo eben solche Wiesen, anderswo eben solche Wälder oder Gebüsche, und die Dörfer sind mit Gärten oder Bäumen umgeben; hier ist Feld, Wald, Wiese, zerstückelt durcheinander gemengt, nirgends ein großes Ganze bildend. In Deutschland sind Felder, Wiesen, Wälder, ist die ganze Landschaft dem Auge und Fuße offen; hier ist Alles abgeschlossen und unzugänglich, wenn man nicht alle hundert Schritte über Mauern oder Fenzen steigen und dem Unwillen der Besitzer sich aussetzen will. Nur der Weg ist frei, und ich bin durch diesen Anblick an die Worte des Bettlers in Uhland's Gedichte erinnert worden:

> Der Reichen Gärten seh' ich blühn,
> Ich seh' die goldne Saat;
> Mein ist der unfruchtbare Weg,
> Den Sorg' und Mühe trat.

Hier ist in der That des wandernden Menschen, und des Nichtgrundbesitzenden sogar daheim, nur der unfruchtbare

Weg. In Deutschland gehören Feld, Wald und Wiese in gewissem Maße Allen. Sie liegen nicht allein dem Blicke offen, sondern, wo gerade keine Saat auf dem Felde und kein frischer hoher Graswuchs auf der Wiese steht, da kann auch Jeder gehen, und in den Wald kann er immer ungehindert hinein, als wäre er sein eigner Garten, und den Berg kann er ungehindert besteigen, wenn er die Gegend übersehen will. Das ist viel werth, wenn es auch nichts in die Scheunen und Heuböden und in den Beutel giebt; und selbst dem Blicke schon und der Phantasie thut es wohl, die Gegend so offen zu sehen, während hier überall das Hemmniß, die Schranke, das Verbot in die Augen fällt, und den Fuß hindert, wenn er sich frei ergehen möchte. Der Anblick schon hat etwas Auge und Herz Beengendes. So ist der einzelne Mensch der weiten Natur gegenüber hier viel ärmer als drüben. Nur der unfruchtbare Weg ist ihm ohne Erlaubniß zugänglich; alle andern Theile der Landschaft kann er nur durch Keckheit oder durch Bitten erreichen; diese können abgeschlagen und jene kann gezüchtigt werden, und im besten Falle fehlt dennoch der freie Gang und das freie Bewußtsein. Drüben ist noch mehr Gemeinschaft im Besitz; hier hat das Privatwesen, der Einzelbesitz, das Eigenthum, der Individualismus Alles verschlungen, Alles zerschnitten und zertheilt, daß es in der Landschaft kein Ganzes und Allgemeines mehr giebt. Das gilt für den Fuß und für das Auge. Auch rein der Anblick verliert dadurch ganz entschieden. Hier ist er kleinlicher durch die Zerschneidung, drüben großartiger; hier einförmiger, drüben mannichfaltiger; drüben stehen die Menschenwohnungen auf einzelnen Flecken, das Uebrige und Meiste ist freie Natur, wenn auch vom Menschen bebaut und veredelt, hier hat der Mensch auf jedes Fleckchen hin sein Häuschen gesetzt und freie menschenleere Natur giebt es gar nicht mehr. Sie ist nur noch in den Wildnissen, wo der Mensch sich noch nicht angesiedelt hat, und nur so lange bis er es thut. Einst wird ganz Nordamerika, eine Strecke wie Europa groß, von Mauern und



Fenzen kreuzweise durchschnitten sein, und nur auf wüsten unfruchtbaren Felsenbergen und Sandschollen wird der Wanderer sich noch ergehen können. Wer kann meinen, daß dies gut und daß es das Ziel sei? Nein, wie die Straße durch die Länder frei bleiben und Aller Eigenthum sein muß, so muß auch der Gang über Fluren, durch Wälder, auf Berge Allen frei und gemeinsam sein. Den Ertrag mag nehmen, der ihn erzeugt; Luft und Licht und Weite, Rasenteppich, Feld- und Wiesenblumen und Waldesschatten, Bach und Fluß und Seeesufer und Rohrdickicht, Felsenspitze und Bergeshöhe muß dem Auge, Fuß und Odem offen bleiben und Allen gehören.

Ihr Deutschen im Vaterlande, behaltet Eure freien Felder, Wiesen, Wälder und Berge, und bleibt in Euren Dörfern bei einander wohnen! —

Druck von Otto Wigand in Leipzig.



Dritte Abtheilung:

Thiers' Werke.

1. Serie: Geschichte der französischen Revolution.

20 Bände in 15 Lieferungen à 4 Ngr.

Vierte Abtheilung:

Voltaire's Werke.

---

1. Bd. **Kandid oder die beste Welt.** 1 Band in 2 Lieferungen.
2. Bd. **Zadig oder das Geschick.** 1 Band in 2 Lieferungen.
3. Bd. **Der Hurone. Der Weiße und der Schwarze. Jeannot und Colin. Geschichte eines guten Braminen.** 1 Band in 1 Lieferung.
4. Bd. **Die Prinzessin von Babylon. Amabed's Briefe. Die Ohren des Grafen Chesterfield und der Kapellan Goodman.** 1 Band in 2 Lieferungen.
5. Bd. **Kleine Schriften** haus- und staatswirthschaftlichen Inhalts. 1 Band in 2 Lieferungen.

5 Bände in 9 Lieferungen à 4 Sgr.

Englische Classiker.

Gibbon's

Geschichte des römischen Weltreiches.

12 Bände in 42 Lieferungen à 4 Ngr.

Bildungs-Halle
im
Sinne und Geiste unserer Zeit.

---

1. Bd.: **Der menschliche Körper.** Von Prof. Dr. H. E. Richter Mit 18 Original-Abbildungen. Zweite, vermehrte u. verbesserte Auflage. gr. 8. 1853. 10 Ngr.
2. Bd.: **Die deutsche Literatur** in ihrer nationalliterarischen und wissenschaftlichen Entwickelung und in ihrer Einwirkung auf das geistige Leben der Völker. Von Joh. Scherr. Illustrirt mit 42 Portraits der ausgezeichnetsten Dichter und Gelehrten deutscher Nation. gr. 8. 1853. 1 Thlr. 10 Ngr.
3. Bd.: **Geschichte der Entdeckungen und Erfindungen** von den ersten Anfängen der Menschheit bis auf unsere Tage. Von Dr. C. G. Rehlen. gr. 8. 1853. 10 Ngr.
4. Bd.: **Die Erde** in ihrem Verhältniß zum Fixsternhimmel, zur Sonne und zum Mond. Ein wissenschaftliches Lesebuch zum Selbstunterricht von Dr. J. Meyer. Mit 10 Tafeln Abbildungen. gr. 8. 1853. 1 Thlr. 20 Ngr.
5. Bd.: **Benjamin Franklin's Leben und Schriften.** Von Theodor Ruprecht. gr 8. 1853. 20 Ngr.
6. Bd.: **Die Landwirthschaft** und ihr Einfluß auf das sociale und materielle Wohl der Staaten und Völker. Nebst einer Einleitung in die Volkswirthschaftslehre. Von Dr. W. Löbe. Mit 12 Portraits. gr. 8. 1853. 1 Thlr.
7. Bd.: **Die Landwirthschaft** und ihr Einfluß auf das sociale und materielle Wohl der Staaten und Völker. Von Dr. W. Löbe. Mit über 200 in den Text eingedruckten Holzschn. gr. 8. 1854. 1 Thlr. 10 Ngr.
8. Bd.: **Die Geschichte der Chemie** Von der Kindheit des Menschengeschlechts bis auf unsere Tage Von Prof. Dr. Rud. Wagner. gr. 8. 1854. 12 Ngr.
9. Bd.: **Die Homöopathie** od. die Reform der Heilkunde. Eine Darstellung der Grundsätze und Lehren der Homöopathie, mit ausführlicher Angabe ihres Verfahrens zur Heilung der Krankheiten. Von Dr. Kloth. Müller, pract. Arzte zu Leipzig. gr. 8. 1854. 20 Ngr.
10. Bd.: **Die Landwirthschaft** und ihr Einfluß auf das sociale und materielle Wohl der Staaten und Völker. Von Dr. W. Löbe. Mit 81 in den Text gedruckten Abbildungen. gr. 8. 1854. 1 Thlr.

Leipzig. **Otto Wigand.**

Nr. 19. 20. Deutsche Lieder zu Schutz und Trutz. 166 Seiten mit 8 Holzschnitten. Preis 5 Ngr.

Nr. 21. Hirlanda. 48 Seiten mit 10 Holzschnitten. Preis 2½ Ngr.

Nr. 22. Geschichte von Fortunat, seinem Glückssäckel und Wünschhütlein. 96 Seiten mit 7 Holzschnitten. Preis 2½ Ngr.

Nr. 23. Geschichte von Fortunats Söhnen und was sich weiter mit dem Glückssäckel und mit dem Wünschhütlein zugetragen hat. 60 Seiten mit 6 Holzschnitten. Preis 2½ Ngr.

Nr. 24. Leben, Thaten und Höllenfahrt des berufenen Zauberers und Schwarzkünstlers Dr. Johann Faust. 84 Seiten mit 7 Holzschnitten. Preis 2½ Ngr.

Nr. 25. Das unschätzbare Schloß in der afrikanischen Höhle Xa Xa. 60 Seiten mit 7 Holzschnitten. Preis 2½ Ngr.

Nr. 26. Robert der Teufel. 60 Seiten mit 10 Holzschn. Preis 2½ Ngr.

Nr. 27. Schnurren. 84 S. mit Vign. Pr. 2½ Ngr.

Nr. 28. 29. Sprichwörter und Spruchreden der Deutschen. 132 Seiten mit 35 Holzschnitten. Preis 5 Ngr.

Nr. 30. 31. Die Geschichte von den sieben weisen Meistern. 120 Seiten mit 10 Holzschnitten. Preis 5 Ngr.

Nr. 32. Der arme Heinrich. 60 Seiten mit 7 Holzschn. Preis 2½ Ngr.

Nr. 33. Geschichte vom König Eginhard in Böhmen oder die Riesengeschichte. 72 Seiten mit 6 Holzschnitten. Pr. 2½ Ngr.

Nr. 34. Herzog Ernst. 48 Seiten mit 8 Holzschnitten. Preis 2½ Ngr.

Nr. 35. Senfkörner. Anekdoten und Erzählungen zur Aufheiterung in betrübter Zeit. 72 Seiten mit Vignetten. 2½ Ngr.

Nr. 36. Der Schwanenritter. 44 Seiten mit 4 Holzschn. Preis 2½ Ngr.

Nr. 37. Geschichte von der geduldigen Helena, Tochter des Kaisers Antonius, welche unzählige Drangsale und Widerwärtigkeiten sowohl bei Hofe als in ihrer zweiundzwanzigjährigen Wanderschaft mit höchster Geduld und Stärke ertragen hat. Nebst der Geschichte von dem edlen Finkenritter Polycarpus von Clarissa. 48 Seiten mit 7 Holzschnitten. Preis 2½ Ngr.

Nr. 38. Der deutsche Fabelschatz. 84 S. mit 18 Holzschnitten. Preis 2½ Ngr.

Nr. 39. Der märkische Eulenspiegel, das ist: Seltsame und kurzweilige Geschichten von Hans Clauert in Trebbin. 52 Seiten mit 7 Holzschnitten. Preis $2^1/_2$ Ngr.

Nr. 40. Der wegen seiner kurzweiligen Possen merkwürdige Schlesische Rübezahl, oder der schalkhafte Berggeist. 68 Seiten mit 7 Holzschn. Preis $2^1/_2$ Ngr.

Nr. 41. 42. 43. Der weiße Ritter. Merkwürdige und muthige Geschichte des Herzogs Herpin von Bourges, und ... Gefangenschaft gebornen Sohnes Löwe, welcher später ... ... tes Rathschluß König von Sicilien wurde. 186 Seiten ... Holzschnitten. Preis $7^1/_2$ Ngr.

Nr. 44. Anmuthige Geschichte von Prinz Gerbino und Prinzessin Rosina. 34 Seiten mit 7 Holzschnitten. Preis $2^1/_2$ Ngr.

Nr. 45. Der lustige Kirmeßbruder, welcher durch listige Ränke auf den Kirmessen die Bauern und andere Personen unterhalten und vergnügt gemacht hat. Der lustige Cavalier Monsieur Hans Guck in die Welt, mit seinen wohlgemeinten und fleißig gesammelten Scherzreden. 60 Seiten mit 6 Holzsch. $2^1/_2$ Ngr.

Nr. 46. Die wunderbare und merkwürdige Geschichte vom Zauberer Virgilius, seinem Leben, seinen Thaten und seinem Ende. 44 Seiten mit 4 Holzschnitten. Preis $2^1/_2$ Ngr.

Nr. 47. Joachim und Anna, das sind die wahrhaften, schönen und frommen Geschichten von der Geburt der heiligen Jungfrau Maria, sowie von dem heiligen Greise Joseph dem Zimmermann von Nazareth, und endlich von der Kindheit unsers Herrn und Heilandes. Aus dem Arabischen neu verdeutscht von D. L. B. Wolff. 90 Seiten mit 6 Holzschnitten vom Prof. Richter in Dresden. Preis $2^1/_2$ Ngr.

Nr. 48. Höchst wichtige und erbauliche Geschichte, von dem Leben Jesu Christi, welches Nicodemus, ein Rabbiner und Oberster der Juden, beschrieben hat, wie er solches selbst gesehen und erfahren, weil er des Herrn Jesu Christi heimlicher Jünger und Nachfolger gewesen ist. Aus dem Hebräischen von D. L. B. Wolff. 93 Seiten mit 7 Holzschnitten. Preis $2^1/_2$ Ngr.

Nr. 49. Dorfgespräche, 1. Mit 1 Holzsch. Preis $2^1/_2$ Ngr.

Nr. 50. Dorfgespräche, 2. Mit 5 Holzsch. Preis $2^1/_2$ Ngr.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

as ist:
uert in
r.
ssen mit
t. 68 S.

erkwür-
Bourge
welche
e. 186

ino un-
reis 2
r durch
ersonen
lier M
n und
. 2
schichte
einem

ahrhai
er hei-
oseph
Kind
neu
lzschnitt

chte,
Rabbi
selbst
eimlich
en
2 Rg
2 Rg
2 Rg





